Carinthia

Landesmuseum für Kärnten, Geschichtsverein ...

Digitized by Google

Aus 39505.5
Coll. gpl. fo.

~~Aus 27.3~~

HARVARD COLLEGE LIBRARY

VE RI TAS

HOHENZOLLERN COLLECTION

IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR

PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

No 11444

Digitized by Google

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geſchichtverein und natur. hiſt. **Landesmuſeum**

in Kärnten.

Redigirt von

Leod. Canaval und A. Ritter v. Gallenſtein.

Zweiundſechzigſter Jahrgang.

1872.

Klagenfurt.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Aus 39505.5
Aus 27.3

Harvard College Library
AUG 16 1936

Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Digitized by Google

Inhalt.

Naturwiſſenſchaftliches.

Seite

Die zweite deutſche Nordpolarfahrt. Vortrag von J. L. Canaval . . . 1
Die Weyprecht-Payer'ſche Nordpolarfahrt. Vortrag von J. L. Canaval . 33
Die urweltliche Pflanzendecke Kärntens. Von Guſtav Adolf Zwanziger . 97
Vergleichung der Galmeifloren Belgiens und Kärntens. Von Guſtav Adolf Zwanziger . . . 139
Die Fluggebiete der Schmetterlinge auf der Erde. Von G. A. Zwanziger 169
Nachahmung bei Schmetterlingen. Von G. A. Zwanziger 209
Auszüge aus den Briefen des Profeſſors Hanns Höfer 233, 295, 320
Neueſtes von Profeſſor Hanns Höfer 269
Der Lichtdurſt der Planzen. Von G. A. Zwanziger 273
Der Sternſchnuppenfall am 27. November 1872. Von Ferdinand Seeland . 325
Die Farn- oder Zapfen-Palmen. Von Guſtav Adolf Zwanziger . . . 337
Sternſchnuppenfall vom 27. November von J. Prettner 350
Witterungsberichte von J. Prettner 29, 204, 352
Die Ueberſchwemmungen in Kärnten 353
Fuſulinenkalk in Kärnten 357

Geſchichtwiſſenſchaftliches.

Zur Geſchichte des deutſchen Wohnhauſes. Muſeums-Vortrag. Von A. R. v. Gallenſtein 17
Geſchichtliche Curioſa. Von F. M. von Jabornegg-Altenfels . . . 59
Die geſchichtlich merkwürdigen Orte an der Eiſenbahn von Klagenfurt nach Unterdrauburg. Von F. M. von Jabornegg-Altenfels . . . 71
Die letzte Juſtificirung in Gmünd im J. 1773. Von Rudolf Waizer . . 124
Die geſchichtlich merkwürdigen Orte an der Zweigbahn der Kronprinz Rudolfs-Bahn von Klagenfurt nach Hüttenberg. Von F. M. von Jabornegg-Altenfels 153
Beiträge zur Geſchichte von Kärnten. Von Dr. B. Pogatſchnigg . . . 182
Ueber Geſchichte der Schrift und der Schreibekunſt. Vortrag von A. R. v. Gallenſtein 219
Ein Todtſchlag und ſeine Sühne. Sittenbild aus dem 17. Jahrhunderte. Von L. Beckh-Widmanſtetter 305
Ueber einige Alterthumsfunde vom Helenen- (Magdalenen-) Berge. Von Hanns von Gallenſtein 317
Die St. Marcus-Kirche in Wolfsberg. Von A. v. G. 329

Biographien und Nekrologe.

Alois Weiß, Archivar des kärnt Geſchichtvereines. Lebensſkizze von A. v. G. 61
Franz Joſef Reichsgraf von Enzenberg zum Freien- und Jöchelsthurm. Biographie 129
Todesnachricht (Simon Martin Mayer) 160
Simon Martin Mayer. Nekrolog. Von A. v. G. 161

Digitized by Google

Seite
Todesanzeige (Prof. Reiner Graf) 181
Franz von Mygind, der Freund Jacquin's, von Ludwig Freiherrn von Hohenbühel, beſprochen von G. A. Zwanziger 193
Profeſſor Meinrad Ritter von Gallenſtein. Nekrolog. Von J. Prettner . 266

Aufſätze vermiſchten Inhaltes.

Kärntneriſche Märchen. Von Rudolf Waizer 28, 58, 95
Ruſſiſche Bildungsanſtalten 31
Die Ausſtellung des ſteierm. Kunſtvereines. Von J. C. Hofrichter . . 45
Alte Bekannte. Geſtalten aus der kärntneriſchen Sagenwelt. Von Dr. Valentin Pogatſchnigg 54
Joſef Meßner. Skizze aus einem Künſtlerleben. Von Anton von Rauſchenfels 65
Ueber Menſchenfreſſerei und Menſchenfreſſer. Vortrag von J. L. Canaval 86, 104
Aus dem Südoſten Kärntens. Von J. C. Hofrichter 146
Holzſparung. Von G. 150
Stimmen vom Dobratſch. Von J. C. H. 184
Das Projekt der deutſch-kroatiſchen Verbindungsbahn, ſo weit ſelbe Kärnten durchzieht. Von Herbert 186
Aus Klagenfurt. (Jubiläum der Liedertafel. — Dr. Brehm und ſein Vortrag — Dr. Franz v. Dreer und ſeine Münzſammlung) 189
Literatur. (Hanns Gaſſer's Jugendleben. — Ephen. Frauenblätter. — Mittheilungen aus Juſtus' Perthes' geographiſcher Anſtalt. — Cardinal Salm und ſeine Friedenswerke. Von Dr. Franz Feill) 15, 109
Literariſches aus der Nachbarſchaft. (Chronik von Maria Raſt.) Von J. C. Hofrichter 192
Bericht über das natur-hiſtoriſche Landesmuſeum 199
Kleine Mittheilungen 204, 326
Von der Drau bis zur Save auf der Rudolfsbahn. Von J. C. H. . . . 241
Aus der Abtei. Von J. C. H. 262
Statiſtiſche Notizen 31, 205
Eiſen- und Bleipreiſe 32, 64, 96, 127, 207. 239, 271, 304, 327, 358
Getreidepreiſe 32, 64, 96, 128, 160, 208, 240, 272, 304, 328, 359
Klagenfurter Lebensmitteldurchſchnittspreiſe 32, 64, 96, 128, 160, 208, 240, 272, 304, 328, 359
Berichtigung 327
Schlußwort 360

Berichtigung.

S. 344 muß es bei 1800 engliſche (bei 36 deutſche) Meilen, ſelbſtverſtändlich (bei 360 deutſche) heißen.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 1. Zweiundſechzigſter Jahrgang. 1872

Die zweite deutſche Nordpolarfahrt.

(Vorgetragen im Landesmuſeum am 22. Dezember 1871.)

Vor einem Jahr wurde hier ein Vortrag über die Ergebniſſe der erſten deutſchen Polarexpedition gehalten, welche ſich eben nur auf wiſſenſchaftliche Reſultate in der Meteorologie und Hydrographie beſchränkten, nachdem es nicht gelungen war, weder zur Oſtſeite von Spitzbergen, noch nördlich davon, noch weſtlich den Eisdamm zu durchbrechen und damit neue geographiſche Entdeckungen zu Tage zu fördern. Dieſe Expedition brachte aber eine Reihe werthvoller und nothwendiger Erfahrungen über die Schwierigkeiten und Hinderniſſe einer Eisſchifffahrt, welche dann bei einer zweiten Expedition, die mit weit größeren Mitteln ausgerüſtet wurde, gehörig verwerthet werden ſollten.

Es war der erſte Verſuch, welchen das unpraktiſche Volk der Denker und Träumer, wie man bisher die Deutſchen zu benennen beliebte, auch in der Richtung zur Ausforſchung der Nordpolarländer unternahm, auf welcher ihm ſchon alle ſeehandeltreibenden Völker mit meiſt reich ausgeſtatteten Expeditionen vorausgegangen ſind.

Es mochte bei dieſen manches Lächeln erwecken, daß man in Deutſchland erwartete, durch ein Segelſchiff von 80 Tonnen Gehalt etwa mehr für die Löſung des großen Problemes auszurichten, und die Rückkehr dieſes Schiffes mit dem Berichte, eine gewöhnliche Seereiſe gemacht zu haben, mochte Grund genug zur hämiſchen Freude darüber gegeben haben. Es war daher Ehrenſache des deutſchen Volkes, das von Petermann

Digitized by Google

für die deutſche Expedition aufgeſtellte Programm mit kräftigeren Mitteln zur Erfüllung zu bringen, und wir haben mit Freude von der Ausrüſtung und Abfahrt des Dampfers Germania und des Segelſchiffes Hanſa im Jahr 1869 vernommen. Beide Schiffe waren für eine Ueberwinterung verſorgt und erhielten eine durchaus wiſſenſchaftliche Aufgabe; ſie waren daher mit jungen talentvollen und unternehmenden Gelehrten bemannt, um für dieſe Aufgabe nach allen Richtungen Forſchungen anzuſtellen. Mit den beſten Hoffnungen begleiteten wir ſie auf ihrer kühnen Fahrt, haben jedoch in dem Jahre ihrer Ausfahrt nur noch eine Nachricht über die Stelle vernommen, wo zuletzt das eine dieſer Schiffe eine Durchfahrt durch die Treibeisſchranke forcirte, welche ſich vor der Küſte Oſtgrönlands in der Breite von 30 deutſchen Meilen vorlegt, während das andere Schiff, bereits davon getrennt, an einer unbekannten Stelle herumirrte, vielleicht ſchon zwiſchen Eisſchollen erdrückt ſein mochte. Letzteres Schiff, die *Hanſa*, kehrte nicht mehr nach Deutſchland zurück, aber von ſeiner Bemannung ging Niemand verloren und kurze Zeit nach ihrer Rückkehr in die Heimath kam wohlerhalten auch die *Germania* zurück mit allen ihren Reiſenden, Seeleuten und Gelehrten und mit einem reichen Schatz von Erfahrungen, wiſſenſchaftlichen Beobachtungen und Sammlungen.

Und dieſe Fahrt hat noch im Jahre ihrer Vollendung und heuer eine Reihe von deutſchen Unternehmungen mit derſelben Aufgabe der Durchforſchung des Nordpolarmeeres zur Folge gehabt, von denen keine rückkehrte ohne eine weſentliche Bereicherung der Geographie dieſes Theils der Erdoberfläche, und jede gab wieder den Anſtoß zu neuen Unternehmungen, welche für das nächſte Jahr vorbereitet werden. Und alle dieſe Expeditionen ſind *nicht von den deutſchen Regierungen* ausgerüſtet und ausgeſchickt worden, ſondern ſie ſind ein Werk des deutſchen Volkes, theils des im außerordentlichen Grade wachgerufenen Unternehmungsgeiſtes deutſcher Fiſcherei, noch mehr das Ergebniß des wiſſenſchaftlichen Eifers und Intereſſes für die Durchforſchung des Nordens. Das was ſie überdies bis jetzt zu Tag gefördert, iſt von ſo reellem Werth für die Wiſſenſchaft, daß dieſe Expeditionen zu jenen gehören, welche ihre Aufgabe bisher in exakteſter Weiſe löſten.

Uebergehend zur Schilderung der 2. deutſchen Nordpolarfahrt iſt es nicht die Abſicht, alle Schickſale und Abenteuer der Reiſenden während der Fahrt und des unfreiwilligen Aufenthaltes des Schiffes Hanſa auf einer Eisſcholle bis zum Untergange deſſelben oder der 8monatlichen Eingeſchloſſenheit der Germania im Eiſe des Winterhafens

Digitized by Google

zu erörtern, noch würde die Zeit ausreichen, alle Details der von letzterem Schiffe aus unternommenen Schlittenfahrten und Bergbeſteigungen zu erzählen. Ein großer Theil iſt ſchon eingehend in der neuen freien Preſſe beſprochen worden. Ich will nur eine Skizze der ganzen Fahrt geben und ausführlicher das beſprechen, womit J. Payer die Geographie und phyſikaliſchen Verhältniſſe Oſtgrönlands beleuchtet.

Am 15. Juni 1869 verließen beide Schiffe Bremerhafen. Erſt Mitte Juli gelangten ſie an die Eisſchranke, welche bekanntlich die oſtgrönländiſche Küſte in einer Breite von 20—30 deutſchen Meilen umſäumt, und ſchon bei den erſten Verſuchen, ſie zu durchbrechen, geriethen ſie am 20. Juli durch Nebel und in Folge eines mißverſtandenen Signals wechſelſeitig außer Sicht und nie mehr zu einander.

Nach einem vergeblichen Verſuch der Hanſa, durch die Eisſchranke gegen die Küſte Grönlands vorzudringen, kehrte ſie mit harter Arbeit, bei welcher das Schiff tagelang zwiſchen Eisſchollen hindurch gezogen und geſchoben werden mußte, bis dahin zurück, wo zwiſchen loſen und weit auseinander getriebenen Schollen ein Steuern nach dem Norden möglich wurde, um am 9. Auguſt den Verſuch, durchzudringen, abermals zu erneuern. Unter unſäglicher Mühe gelang es, das Schiff der Küſte ſo nahe zu bringen, daß man ſie in einem Tag zu erreichen hoffte. Aber man war mit dieſer Arbeit ſchon in den September hineingerathen, von dem kurze Zeit zuvor nächſt der Küſte beobachteten freien Waſſer hatte ein ungünſtiger Wind das Schiff durch eng auf und aneinander gepreßte Eisfelder getrennt; dieſe erfüllten zuletzt auch jenen Canal, während das Schiff immer mehr an das große Eisfeld anfror, an welchem es zur größeren Sicherheit anlegte. Am 19. September war es vollſtändig eingefroren, und man mußte darauf bedacht ſein, demſelben ſo viel als möglich Schutz gegen das preſſende Eis und den Sturm zu verſchaffen, und für den ſchlimmſten Fall, als das Schiff plötzlich ganz verloren ginge, einen Theil des Schiffvorrathes und die nöthigſten nautiſchen Inſtrumente in Sicherheit bringen, um dann noch mit den 3 Booten die weitere Rettung zu verſuchen. So baute man ſich 700 Schritt vom Schiff weg mit Patentkohlen, Schnee und Waſſer als Mörtel, ein Haus, 20′ lang, 14′ breit, 6′ die Giebel-, 5′ Seitenwand, auf dem großen Eisfeld, das indeſſen immer mehr nach Süden getrieben wurde. Bei den immer wiederkehrenden Stürmen gerieth das Schiff immer mehr in Gefahr, bis endlich am 19. Oktober ein ſolcher Sturm hohe Eiswälle in der Nähe der Bordwände aufthürmte, welche das Schiff in die Höhe preßten und der-

Digitized by Google

maßen wund drückten, daß, als es wieder ins Waſſer gerieth, alle Verſuche zu ſeiner Rettung vergebens blieben. Unſere Reiſenden verbrachten nun den Winter in dem auf dem Eisfelde errichteten Hauſe. Die Scholle, auf welcher dieſe Anſiedlung ſtand, betrug 7 Seemeilen im Umfang und ragte 4—5′ aus dem Waſſer, war daher 45—50 Fuß dick. Auf derſelben befanden ſich hoch aufgeſchobene Eismaſſen, welche ſich wie niedere Gebirgsketten hinzogen. Nach dem Unwetter vom 2. Jänner, d i. einem 8 Tage langen ununterbrochenen Wüthen eines heftigen Schneeſturmes, war das große Eisfeld zertrümmert und wenn auch das Haus der Reiſenden nicht zerbrochen war, ſo war aber die Scholle, auf welcher es ſich befand, auf $^1/_8$ des früheren Eisfeldes reducirt, zur großen Ermuthigung Aller jedoch der grönländiſchen Küſte ſo nahe gerückt, daß dieſe nur mehr $^1/_2$ Meile entfernt ſchien. Zum neuen Schrecken der darauf Befindlichen wurde jedoch die Scholle in freies offenes Waſſer bei anhaltend ſtürmiſchem Wetter getrieben. Sie gerieth ins Schwanken und wo die Welle ſie in die Höhe nahm, brach auch jedesmal ein Stück des Bodens ab, auf dem ſich das Haus und die Bote unſerer Reiſenden befanden. Endlich gelangte auch das Haus an den Rand des Eiſes und nach kurzer Ruhe war es beim nächſten Sturme gebrochen und die ganze Scholle auf einen Umfang von 300 Schritten beſchränkt, auf der man ſich aus den Trümmern des früheren Hauſes eine neue Hütte errichtete. Unter ſolchen tauſendfältig wiederkehrenden Gefahren war der Mai angebrochen und es gelang endlich am 7. dieſes Monates unter dem 61° 12′ nördlicher Breite, die Boote über einige Schollen hinweg nach dem ſich bildenden freien Waſſer zu ziehen. Auch dieſes verlegte ſich bald wieder und nachdem man tagelang auf den Wiederaufbruch harrte, erübrigte nichts, als die Bote in großen Umwegen um die vielen hohen Eisbänke zu ſchieben, wobei man ſich zufrieden geben mußte, wenn man im Tag um 300 Schritte vorwärts kam. Nach 3 Wochen angeſtrengteſter Arbeit half endlich ein tüchtiges Regenwetter aus der Noth und unſere Reiſenden gelangten ans Land, kamen nach Friedrichsthal und von dort mit einem däniſchen Schiff in die Heimath.

Anders ging es mit dem Dampfer Germania. Nachdem dieſer im ganzen Monat Juli vergebens einen Durchweg durch die Eismaſſen zu bahnen verſucht hatte, gelang es endlich doch in den erſten Tagen des Auguſt, und das Schiff ankerte am 5. Auguſt in einer kleinen Bai an der Südſeite der Sabineinſel, der größeren der von Clavering im Jahr 1823 entdeckten und benannten Pendulum-Gruppe.

Digitized by Google

Von da gelang es aber nicht weiter als bis zur Breite von 75° 31′ nordwärts vorzudringen, da dort, ſo weit das Auge reichte, das Pakeis mit dem Landeis zu einer undurchdringlichen Eisſchranke zuſammenhing, welche auch während der ganzen Zeit des Aufenthaltes des Schiffes in dieſem Meere unverrückt liegen blieb. Nachdem man die Küſte und Inſeln bis zum 74° hinunter aufgenommen, Sammlungen aller Art gemacht, und die verſchiedenſten Beobachtungen angeſtellt hatte, bezog man am 13. September an der Südſeite der Sabineinſel einen nach Süden offenen vor dem Nordwind geſchützten Hafen, und traf die Anſtalten zur Ueberwinterung. Gleichzeitig unternahmen unſere Gelehrten, insbeſondere Oberlieutenant Payer und Copeland wiederholt Schlittenreiſen nach dem Innern, von denen ſie ſchließlich am 4. November zur übrigen Geſellſchaft zurückgekehrt waren. Mit dem erſten Wiedererſcheinen der Sonne nach dem 3. Februar ſchickte man ſich an, die Vorbereitungen für die großen Schlittenreiſen zu treffen, welche endlich, nach Mißlingen der erſten Anfangs März unternommenen Fahrt, vom 24. März an in regelmäßigen Gang kamen und noch in den erſten Tagen mit einer Temperatur von —27° R. introducirt wurden.

Die Schlitten, mit welchen dieſe Reiſen gemacht wurden, waren aus Eichenholz, 1½′ hoch, 11½′ lang, 4′ breit, beſaßen beiderſeitig aufgebogene Kufen, waren 166 Pf. ſchwer. Darauf waren die Inſtrumente, der Schlafſak für die ganze Geſellſchaft, Zelt, Geräthe und Werkzeuge, Proviant, Gewehre und Munition verladen, und die ganze Geſellſchaft ſpannte ſich vor. Jede ſolche Schlittenreiſe war beſonders im Frühjahr mit enormem Kraftverbrauch und Leiden aller Art verbunden, ſo daß eine von einem Schiff in einem Tage durchfahrene Strecke mit dem Schlitten kaum in einer Woche zurückgelegt werden konnte, ja, daß man unter Umſtänden mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung täglich nur um wenige 100 Schritt vorwärts kommen konnte. Und dennoch gelang es Payer und Koldewey bis zum 77. Breitengrade vorzudringen, welcher Punkt am 11. April erreicht ward, worauf man noch um 3 Meilen weiter zu Fuß vorwärts drang, um von einem dort befindlichen Berg einen Totalüberblick über Land und Meer zu erlangen. Am 27. April war die Geſellſchaft zum Schiff zurückgekehrt.

Minder glücklich fiel eine zweite Schlittenreiſe in das Innere der Ardencaple-Einfahrt aus, da man wegen des weichen bodenloſen Schnee's im Innern der Fjorde, troß äußerſter Anſtrengung, nicht vor-

Digitized by Google

wärts kommen konnte. Es wurden deſto ſorgfältiger die Küſten aufgenommen und umfaſſende geologiſche Sammlungen angeſtellt.

Die 3. Fahrt wurde von den beiden Aſtronomen Dr. Börgen und Copeland zum Zweck eines Verſuches einer Gradmeſſung noch im Mai unternommen und es gelang einen Bogen von 40′ zu meſſen. Bis 17. Juni kehrte dieſe Expedition wieder zum Schiff zurück.

Man ſchickte ſich nun zur Abfahrt an, aber erſt am 10. Juli ſetzte ſich das Eis in dem Hafen in Bewegung und, um das Schiff frei zu machen, hatte man noch 3′ dickes Eis zu durchſägen. — Ein ſofortiges Vordringen gegen Norden war durch das noch immer dicht und feſt vorliegende Eis unmöglich und nachdem man noch einige Tage abwartete, welche zur Unterſuchung des von Clavering am Cap Mary angegebenen aber verlaſſenen Eskimodorfes verwendet waren, ſtellte man am 22. Juli den letzten aber vergeblichen Verſuch an, nordwärts zu dringen.

Wieder war es dieſelbe Eisſchranke, welche man im Jahr vorher im 75° 29′ nörd. Breite unverrückt wiederfand. Auf das hin trat man am 30. Juli die Reiſe ſüdwärts an.

Sie führte zur Entdeckung des Kaiſer Franz-Joſef-Fjord, in welchen man bis auf 4 Längengrade vorwärts drang und eine Weiterfahrt wegen einer Beſchädigung des Dampfkeſſels unterlaſſen mußte, um nicht bei der im Fjord herrſchenden Windſtille in Gefahr zu gerathen, abgeſperrt und zu einer abermaligen Ueberwinterung gezwungen zu werden. Für die Rückfahrt gelang es, den Keſſel ſo weit in Ordnung zu bringen, daß man glücklich die am Eingang der Bucht vorliegende Kette von Schollen durchbrechen konnte, mußte aber die weitere Fahrt unter Segel zurücklegen, kam endlich am 24. Auguſt wieder in den freien Ocean und am 12. Sept. nach Europa zurück.

Ueber die Reſultate dieſer deutſchen Expedition wüßte ich Ihnen keine gewichtigere Aeußerung, als jene mitzutheilen, welche der rühmlich bekannte und erfahrene arktiſche Reiſende Dr. Robert Brown, welcher die Meere von Spitzbergen und Grönland, die öſtlichen und weſtlichen Küſten der Davisſtraße und Baffins-Bai und Nordweſt-Amerika bereiste, vor der Granton Literary Aſſociation in Edinburgh mit den Worten abgab: „Die Reſultate dieſer deutſchen Expedition ſind von einem ſo hohen wiſſenſchaftlichen Werth, daß niemand läugnen werde, daß dieſe Expedition die weitaus vorzüglichſte dieſes Jahrhunderts iſt“.

Wir lernen die Orographie und Geologie Oſtgrönlands kennen

Digitized by Google

durch die Forſchungen und Beſchreibungen Payer's, die Thier- und Pflanzenwelt durch die Schilderungen von Panſch, wir erhielten durch Börgen und Copeland die genaueſten Ortsbeſtimmungen und für jede Stunde der Tag- und Nachtzeit während des ganzen Aufenthaltes in Grönland und der Fahrt die meteorologiſchen Aufzeichnungen, wir erhielten eine Reihe magnetiſcher Beobachtungen und Fluthmeſſungen, Lothungen und Strömungsſtudien und die Gelehrten brachten reiche Sammlungen von Thieren und Pflanzen, Felsarten und Petrefakten mit ſich, welche ein höchſt lehrreiches Materiale für weitere Forſchungen und Studien abgeben.

In orographiſcher und phyſikaliſcher Beziehung bietet den Glanzpunkt der Expedition der von derſelben entdeckte und von J. Payer ſeiner ganzen Großartigkeit nach beſchriebene Franz-Joſef-Fjord. Fjord nennt man jene Meerengen oder tief in das Land eindringenden ſchluchtartigen Einſchnitte, deren Ufer durch ſteile Fels-Wände gebildet werden. Solche Fjorde ſind charakteriſtiſch für die Küſten von Norwegen, Spitzbergen, Island, Schottland, finden ſich noch an der Vancouver-Inſel in Nordamerika und in Patagonien in Südamerika und treten ſonſt noch an der Küſte von Grönland auf, wo ſie zugleich die ausgedehnteſte und mächtigſte Entwicklung in einer Art erreichen, daß ſie höchſt charakteriſtiſch für die Zerriſſenheit dieſes Continentes werden. Dort ſtellen ſie nach Payer die untergegangenen Längsthäler von Grönland dar, welche in anderer Form ſonſt ganz fehlen.

Die Exiſtenz des Franz-Joſef-Fjord verrieth ſich ſchon aus der Ferne durch eine ungeheure Anzahl 100—200 Fuß hoher Eisberge, die einer rieſigen Flotte gleich vor der Mündung lagen. Seine eigentliche Entdeckung erfolgte auf einer zur Erforſchung der Makenzie-Inlet unternommenen Botfahrt und eine genauere Erforſchung des Fjordes war erſt möglich, nachdem man eine jener impoſanten Granitwände erklommen hatte, welche über 4000′ hoch unmittelbar aus dem Waſſer an der Mündung des Fjordes emporſteigen. Da lag nun zu den Füßen der Beſchauer der ungeheure mit zahlloſen ſchimmernden, ſchwimmenden Eisbergen bedeckte Fjord mit ſeinen Verzweigungen unabſehbar nach Weſten, von hohen begletſcherten Felsmaſſen umgürtet, welche ſich mit nahezu ſenkrechten Wänden zu Höhen bis zu 8000 Fuß erhoben, und hinter welchen noch Berge von 10000 bis 14000′ Höhe ſichtbar wurden. — Man ſchickte ſich an, den Fjord mit dem Dampfer zu befahren und ſo weit als möglich darin vorzudringen.“ Glatt war die Oberfläche des

Digitized by Google

Waſſers, kein Wind bewegte die Luft. Kein Flächeneis, nur ſchwimmende Eisberge begegnete man, dieſe aber in den phantaſtiſchſten Formen; bald waren es Pyramiden, bald Triumphpforten, bald wilde Klippen oder lang geſtreckte Eiswälle und prächtige Katarakte von Schmelzwaſſer brausten im gedämpften Glanze der mitternächtlichen Sonne von denſelben herunter. Aber noch weit impoſanter machten ſich die rieſigen Felswände, welche den Fjord begränzten und in ſeinen Verzweigungen der Ausblick auf ferne Gletſcher. Das ſind Felſen an den Ufern von einer Herrlichkeit in Form und Farbe, wie Payer verſicherte noch nirgends geſehen zu haben.

Unmittelbar aus dem grünen Waſſerſpiegel erhebt ſich der Rieſenleib ſolcher Felſen gegen 5000 Fuß hoch und regelmäßige rothgelbe, ſchwarze und lichtere Streifen zeigen die Schichtung ſeines Geſteins, Erker und Thürmchen ähnliche Vorſprünge an den Kanten verleihen ihm eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einer zerfallenen Burg. Dort ragt ein kleines Matterhorn aus dem Waſſer, hier wieder entſtrömt einem Gletſcherthor ein Waſſerſtrom, um ſich über die Rieſenwand herab in den unbewegten klaren Spiegel tief unten zu ſtürzen, da öffnet ein Zweig des Fjordes den Ausblick auf einen Gletſcher von rieſenhafter Größe, da er mehrere Meilen breit iſt und ſeine Spitze gemeſſen über 14000 Fuß ſich erhebt, und ſo bietet jede Wendung in dieſem großartigen Meeresthale immer neue, überraſchende und impoſantere Bilder, ſo daß Payer dieſe Beſchreibung damit ſchließt, einen Anblick von auch nur annähernder Großartigkeit niemals in den Alpen geſehen zu haben.

Das Schiff drang auf 70 Seemeilen in dem Fjord vor, man mußte anlegen in Folge eines Röhrenbruchs am Keſſel und jedes weitere Vordringen aufgeben.

Bevor man die Rückfahrt antrat, führten Payer mit Copeland und Ellinger die Beſteigung eines 7000 Fuß hohen Berges aus. Nach 10ſtündigen Marſch gelangten ſie auf der Spitze an. „In der umfaſſenden Fernſicht, welche ſich dort nach jeder Himmelsrichtung erſchloß, herrſchte die Erſtarrung des Todes. Von allen Bergſtufen, aus jedem Thale ſenkten ſich rieſige Gletſcher in die Tiefe und von den hohen Eisbarrieren ihrer untern Enden lösten ſich jene zahlloſen prächtigen Eisberge los, welche in der Ferne glänzenden Perlen vergleichbar waren. Im Weſten feſſelte die Aufmerkſamkeit eine ungeheure Eispyramide, noch 5000′ über den 9000′ hohen Gebirgskamm emporragend, welcher ſich im dritten Theil der Breite Grönlands in meridionaler Richtung er-

Digitized by Google

ſtreckte. Rings am Horizonte ſtrebte eine Alpenwelt mit unzähligen das Niveau von 10000′ überſchreitenden Gipfeln empor. Den Fjord ſelbſt konnte man noch gegen 10 deutſche Meilen nach Weſtſüdweſt verfolgen mit ſeinen Verzweigungen, deren größte nach Süden abzubiegen ſchien.

Payer war beim erſten Anblick der grönländiſchen Küſten und Berge zu der Anſicht geneigt, daß ihre Höhe mit der Entfernung von der Küſte zunehme. Er mußte ſie aber beim Anblick der Berge des beſchriebenen Fjords und nach Unterſuchung der Küſten nördlich und ſüdlich davon aufgeben, nachdem er unmittelbar an denſelben Höhen von 6—8000′ in großer Menge wahrnehmen konnte, ja eine nur wenig entferntere Gebirgsgruppe mit den wildeſten Formentwicklungen wohl 10000′ hoch aufſtieg.

„Das Syſtem des grönländiſchen Berglandes ſtellte ſich in orographiſcher und geologiſcher Beziehung gänzlich verſchieden von unſeren Alpen dar. Während dieſes durch Parallelketten charakteriſirt iſt, ſind es dort getrennte Gruppen, und doch iſt wieder der Totaleindruck des Binnenlandes zwiſchen dem 72—74 Breitengrade, von einem hohen Berge aus geſehen, im hohen Maße dem Geſammteindruck bedeutender Alpenſpitzen verwandt. Die Zahl von 8—10000′ hohen Bergſpitzen iſt für den erweiterten Horizont enorm und die Mittelhöhe der einzelnen Maſſive dürfte zwiſchen 5—7000′ ſchwanken. Der erwähnte 14000′ hohe Berg iſt nicht die höchſte Erhebung des Landes, ſondern nur die höchſte Meſſung desſelben“.

In nördlicher Fortſetzung bemerkte Payer noch einige Eisſpitzen die ihn an Höhe wahrſcheinlich noch bedeutend übertrafen. Noch weiter nördlich aber über den 75. Breitengrad hinaus nimmt die Gebirgserhebung um die Hälfte, ſelbſt um ⅓ ab, und es gewinnen die bedeutendſten Gipfel erſt am 77. Breitengrade wieder 6—7000′.

Wenn man nun bei dem beſchriebenen grönländiſchen Alpenland erwägt, daß dort die abſolute Höhe der Berge zugleich ihre relative iſt, daß mithin 12000 Fuß hohe Berge unſerer Alpen nur 7000′ hohen in Grönland gleichkommen, da ſolche Gipfel bei uns gewöhnlich einer ſchon 5000 Fuß hohen Thalſohle angehören, und ſelbſt die relative Höhe des Mont Blanc nur wenig über 10000′ beträgt, ferner, daß ſich die ſeitlichen Thalgehänge unſerer Hochgebirge mit 20—30 Grad Neigung abſenken, während die grönländiſchen Sunde von enormen Felsmauern umſtarrt ſind, daß alle Riſſe und Thäler dieſer Gebirgs-Maſſen von Gletſchern erfüllt werden, deren Abflüſſe nicht Bäche wie bei uns, ſondern

Digitized by Google

nicht ſelten Ströme, wie die Weſer bei Bremen bilden, daß die Meerestiefe dieſer Fjorde ſo groß iſt, daß man auf 3000 Fuß keinen Grund fand, daß ſich einzelne Berge zu ungeheurer Höhe auf einer verhältnißmäßig außerordentlich geringen Grundfläche erheben, — ſo wird man Payer's Ausſpruch gerechtfertigt finden, daß unſere Alpen gegenüber ſolchen Dimenſionen in der plaſtiſchen Entwicklung nur die Rolle eines Mittelgebirges einnehmen können.

Der Totaleindruck dieſes Landes bezüglich ſeiner Plaſtik und ſeines landſchaftlichen Charakters wird nach ihm am richtigſten dadurch nahegelegt, wenn man ſich das Meeresniveau in unſeren Alpenländern bis zu einer Höhe von 8—9000 Fuß erhoben denkt, und darüber vereinzelte Glieder bis zu 14000 Fuß hohen Maſſen aufbaut, deren Umrandung faſt überall bis 7000 Fuß hohe, unmittelbar aus dem tiefblauen Waſſer der Fjorde aufſteigende Rieſenwände bilden.

Faßt man nun Grönland als Ganzes in orographiſcher Beziehung ſo auf, wie es ſich dort unſeren Geographen der Expedition darſtellte, ſo bleibt zuvorderſt die Frage, in welcher Richtung ſich Grönland weiter im Norden erſtreckt, noch ohne Erledigung. Die große Zahl maritimer Binnendiſtricte, die überall auffällige Landestrennung, geben der Vermuthung Raum, daß das Hauptmaſſiv des Landes vielleicht ſchon vom 76° nach NW. abbiegt und daß man es am 77° nur noch mit vorgelagerten Inſeln zu thun hatte, anderſeits aber iſt auch die Annahme einer faſt meridionalen Fortſetzung der Küſte, wie bisher willkührlich vorausgeſetzt wurde, nicht widerlegt. Wohl aber iſt die Frage, ob man es in Grönland überhaupt mit einem Continente zu thun hat, mehr als zweifelhaft geworden. Die zahlreichen tief in das Land eindringenden Fjorde machen es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ſelbſt wieder untereinander in Verbindung ſtehen. Das Waſſer des Franz-Joſef-Fjords, deſſen Ausdehnung und weitere Verzweigung von der Payer-Spitze aus bis auf $^1/_3$ der Breite Grönlands überblickt werden konnte, fand man 70 Seemeilen landeinwärts noch beinahe ebenſo ſalzig, als das Waſſer des Ozeans, trotz der ungeheuren Zufuhr ſüßen Waſſers, welches er theils durch Gletſcherſtröme, theils durch das Eis der Gletſcher erhält. Es iſt mehr als eine Vermuthung, daß dieſer Fjord mit den weiter ſüdlich gelegenen, dem Davy- und Scoresby-Sund, zuſammenhänge und daß Grönland ähnlich den Parry-Inſeln oder Spitzbergen aus einer dichten Gruppe ungleich großer Inſeln beſtehe. Dieſe Annahme Payer's erreicht noch den größten Grad der Wahrſcheinlichkeit durch die auffallende Erſcheinung, daß in

Digitized by Google

röGnland große Längenthäler, wie ſie ſonſt ſo ausgedehnte Continente mit ſo maſſenhafter Gebirgsentwicklung vorausſetzen und charakteriſiren, gänzlich fehlen, daß die größten auf 5 Breitengraden aufgefundenen Waſſerläufe nur wenig über 5 Meilen Längenentwicklung haben, während Grönland in Oſtweſt-Richtung doch 150 Meilen breit iſt.

Die continentale Bildung des Landes würde bei einer Waſſerſcheide, welche ſich ungefähr in der Längenmitte befände, das Vorhandenſein von 70—80 Meilen langen Thälern durch die Geſetze der Eroſion nothwendig machen, welchen Grönland vor Jahrtauſenden, als es unter unſerer Breite verwandten Wärmeverhältniſſen ſtand, in demſelben Maße wie unſere Zonen ausgeſetzt war, wie dies die aufgefundenen Kohlenlager und foſſilen Pflanzen nachweiſen, deren Epigonen ſich jetzt noch, wenn gleich durch klimatiſche Veränderung bedeutend abgeſchwächt, daſelbſt vorfinden. In Wirklichkeit liegen aber die Waſſerſcheiden, am Küſtenſaume, wie im Innern der tiefſten Fjorde, überall nur wenige Meilen vom Meere entfernt. Ueberall iſt das Gefälle dieſer kurzen Thäler bedeutend, die ſeitlichen Abhänge ſind ſchroff und dem analog iſt die ganze Landbildung plötzlich ohne allmähligen Uebergang, daher das Ganze wie in einzelne Stücke zerbrochen und der Totaleindruck des Landes ſeiner Plaſtik nach am richtigſten durch das Bild gekennzeichnet, das früher im Gegenſatz zu unſeren Alpen entworfen wurde.

Nach den während eines 9½ monatlichen Aufenthaltes im Winterhafen ſtündlich angeſtellten meteorologiſchen Beobachtungen an Inſtrumenten auf dem Schiffe und 50 Schritt vom Schiff entfernt auf dem Eiſe ergab ſich der Jänner als kälteſter Monat mit — 24·4° C. (—19 ½ R.), Februar und März unterſchieden ſich nur um wenige Zehntel davon. Die niedrigſte Temperatur wurde Ende Februars mit — 40·3° C. (32·R.) beobachtet. Die mittlere Jahrestemperatur ſtellt ſich auf —11·5° C. —9 R.)*) Herrſchender Wind iſt Nordweſt.

Dieß vorausgeſchickt müſſen wir mit um ſo größerem Intereſſe den Bericht des Naturhiſtorikers der Expedition Dr. Panſch, über das Thier- und Pflanzenleben auf Obſtgrönland vernehmen. Bei den angegebenen Temperaturen und der herrſchenden Windrichtung wären wir zu der Annahme berechtigt, daß ſchneefreie Stellen ſelbſt im Hochſommer zur Seltenheit gehören, daß ſich dort nur eine kümmerliche Vegetation entwickle, daß daher das Land auch außerordentlich

---

*) Jakutsk in Oſtſibirien hat eine mittlere Jahrestemperatur von —8¼ R.

Digitized by Google

arm an jener Thierwelt ſein werde, welche nicht aus dem Meere ihre Nahrung holt. Dagegen berichtet uns Dr. Panſch, daß ſich dort während voller 3 Monate der Schnee nur an Hängen und Schluchten finde, daß die Natur dort ſchon im Juni und meiſt noch früher ganz ſchneefreien Boden ſchaffe und den ganzen Sommer über bewahre. — Wenn wir ferner nach den Beſchreibungen derer, welche ſich in dem, Grönland vorliegenden Eisdamm vergebens um eine Durchfahrt abmühten und ſo häufig über dichte Nebel klagten, auch auf ein gleichartiges Klima Grönlands ſchließen möchten, ſo wären wir abermals im argen Irrthum. Der grönländiſche Sommerhimmel iſt vorherrſchend mehr heiter als wolkig und neblig, die Luft weit mehr trocken als feucht, klar wie in der Wüſte, Regen gehört zur Seltenheit, Thau iſt dort ſo unbekannt wie unter den Tropen der Schnee.

Dort wo man das Reich der Mooſe und Flechten zu finden hofft, muß man oft lange ſuchen, ehe man eine Stelle findet, welche dieſer Bezeichnung nur einigermaßen entſpräche, und trotz der Rennthiere iſt die Rennthierflechte eine Seltenheit. Und trotz all dem ſieht man große gleichmäßig grüne Flächen am Fuß von Bergen und an Gehängen derſelben bis über 1000 Fuß hoch hinauf mit dem dichteſten ſchönſten Raſen beſetzt, deſſen Halme mit dichten Aehren beſetzt die Höhe von 1—2 Fuß erreichen.

Welche Empfindung aber mußte die Bruſt unſerer Reiſenden erfüllen, als ſie ſolche Wieſen von den gelben Blumen des Löwenzahnes geziert ſahen, als ſie große Strecken des Bodens mit der Andromeda und Heidelbeere beſetzt fanden, in feuchten Klüften der Felſen neben zierlichſtem Farnkraut den Ampfer mit Blättern von ſeltener Größe trafen, als ſie an ſonnigen Halden die tiefblaue Campanula und die zarte immer grüne Pyrola begrüßten, während auf Schuttgerölle der Bäche und des Strandes das Weidenröschen ſeine Blüthen entfaltete und zwiſchen den ödeſten Felſen ſich das Sperrkraut (Polemonium) mit ſtark duftenden Blättern und großen hellblauen Blumen in Menge angeſiedelt fand.

Auf dem Berghang breitete ſich zum Erſtaunen Aller, wenn auch nur kleines, aber kräftiges Birkengeſtrüpp aus, das Blüthen und Früchte gereift hat, und daneben ſtanden Heidelbeerſträuche mit reifen ausnehmend ſüßen Früchten; um endlich den Zauber noch mehr zu vollenden, und in unſere Alpen zu verſetzen, fehlte ſchließlich ſelbſt das Rhododendron nicht.

Bei ſo reichem Pflanzenleben fehlt es auch nicht an Thieren. Große Heerden von Rennthieren und Moſchusochſen fanden unſere Rei-

Digitized by Google

ſenden auf den weiten reichen Weiden des Feſtlandes, der Schneehaſe findet ſich häufig, der kleine graue Lemming gräbt den feinen Wurzeln nach, die Schneeammern ſingen ihr frohes Lied ſchon beim Beginn des Frühjahrs. Gänſe weiden auf den Wieſen, Schneehühner nähren ſich von den jungen Schößlingen der Weiden, in den Niederungen des Strandes aber flöten die Regenpfeifer und Stromläufer und ſtellen kleinen Larven, Mücken und Fliegen nach. Zwiſchen den Steinen treiben ſich Hermeline und im ganzen Lande ſtreift der Fuchs herum, während Eulen und Falken aus hoher Luft ſich ihren Raub ſuchen.

Dr. Panſch blieb in ſeiner Beſchreibung nicht die Erklärung ſchuldig über dieſe ſeltſame üppige Entwicklung ſolcher Pflanzenwelt unter Bedingungen, welche ihr Auftreten nur zur Ausnahme machen möchten: — Faſt aller Schnee jener Gegenden fällt in Begleitung heftiger Stürme, welche immer dieſelbe Richtung aus Norden haben. So ſammelt ſich der Schnee der Hauptſache nach nur in großen und kleinen durch die lokale Bodengeſtaltung bedingten Schneewehen an; der ſonſt noch bei ſtiller Luft gefallene Schnee wird ſo durch die Stürme wieder aufgewirbelt und durch heftiges Schneetreiben vertheilt. Solche Stürme ſind aber nicht ſelten ſo heftig, daß ſie mit dem Schnee zu Zeiten ſelbſt Erde, Sand, ſogar Steine mit ſich reißen.

So ſind manche Stellen, ſteile Hänge und offene Flächen faſt den ganzen Winter ſchneefrei, alles übrige Land nur von 1—3″ Schnee bedeckt, und Schneewehen im größten und kleinſten Maßſtabe finden ſich zerſtreut. Durch die meiſt trockene und klare Luft begünſtigt, verſchwindet die Schneedecke an ſonnigen Gehängen ſchon im April und während die Lufttemperatur bis Ende Mai noch unter dem Gefrierpunkt ſteht, iſt der Boden unter dem Einfluß der nimmer untergehenden Sonne ſchon auf einige Zoll tief auf mehrere Grade erwärmt. In Ermanglung eigentlicher Nacht gibt es auch nur geringe nächtliche Abkühlung des Bodens und daher keinen Thau und gegen zu große Ausſtrahlnng im Hochſommer ſchützen dann häufiger werdende Wolken und Nebel. Die Erwärmung des Bodens iſt in der Sommerſonne ungemein bedeutend denn bei Tage geräth die Luft durch die aufſteigende warme Strömung, in ſolche zitternde Bewegung, daß genaue trigonometriſche Meſſungen nur bei der Nacht angeſtellt werden konnten. Dieſe warme Luft folgt aufſteigend dem Bergabhang bis zur Spitze und wird dort durch die reineren, länger und meiſt ſenkrecht auffallenden Sonnenſtrahlen mehr erwärmt ſtatt abgekühlt, nachdem ſelbſt beim dichteſten Nebel, der das Land be-

Digitized by Google

deckt, die Gipfel der Berge meiſt hervorragen. Daher die merkwürdige Erſcheinung, daß ſich auf Gipfeln der niedrigen Berge bis zu 3000′, wo die Umſtände es zulaſſen, vollſtändig dieſelbe Vegetation wie in der Ebene findet, ja, die Saxifragen, Silene, Dryas u. a. oft ſogar in ſchönerer Entwicklung als in der Ebene vorkommen, daß ſogar auf einem Gipfel von 7000 Fuß außer ſchönen Flechten noch dicke Polſter eines mehrere Zoll langen Mooſes getroffen wurden.

„Auf unſeren Alpen wechſelt innerhalb 24 Stunden Helligkeit und Dunkel, Hitze und Kälte, Sommer und Winter; — dort im Norden fehlt dieſer Kreislauf von 24 Stunden, jeder der erwähnten Gegenſätze von Licht und Dunkelheit, Wärme und Kälte hat ſeine Herrſchaft über einen ganzen Jahrestheil. Die langſam beginnende, ſtetig zunehmende ausdauernde und zuweilen ſelbſt intenſive Sommerwärme Oſtgrönlands macht es möglich, daß ſich in der kurzen Zeit, während welcher der Boden nicht gefroren iſt, eine reiche und kräftige Vegetation entwickelt, daß Pflanzen ſelbſt fußtief ihre Wurzeln in die Erde ſenken und ſich ſelbſt fußhoch über den Boden erheben, große und kräftige Blätter, ſchöne und intenſiv gefärbte Blüthen treiben und ihre Samen zur Reiſe bringen.“

Woher aber nehmen dieſe Pflanzen unter den geſchilderten meteorologiſchen Verhältniſſen ihre unentbehrliche Feuchtigkeit? Auch dieſe wird ihnen dort in ganz ungewöhnlicher Weiſe zu Theil. Die Pflanzen leben faſt nur von der Feuchtigkeit des Bodens, und dieſe hat in Eis und Schnee ihre Hauptquelle. Da der tiefere Boden gefroren iſt und das ganze Jahr ſchon in geringer Tiefe gefroren bleibt, ſo kann das Schmelzwaſſer eines Schneehanges nie in der Tiefe des Bodens weiters fließen, ſondern ſickert unausgeſetzt in der oberflächlichen Erdſchichte den ganzen Hang hinab bis zum Ufer und bewirkt ſo ſelbſt bei trockenſter Luft, daß es den dort wachſenden Pflanzen nicht an Feuchtigkeit fehlt. *)

*) Sieh: „Die zweite deutſche Nordpolarfahrt.“ Vorträge und Mittheilungen herausgegeben von dem Vereine für die deutſche Nordpolfahrt. Berlin 1871 und „die zweite deutſche Nordpolar-Expedition 1869—70 von Oberlieutenant Julius Payer“ in den Mittheilungen von Dr. A. Petermann, Gotha, Juſtus Perthes 17. Band 1871.

Digitized by Google

Literatur.

Hanns' Gaſſer's Jugendleben. Eine biographiſche Skizze. Nach authentiſchen Quellen mitgetheilt von Rudolf Waizer. Klagenfurt, 1872. Druck und Verlag von Rudolf Bertſchinger.

Den zahlreichen Freunden und Verehrern unſeres hochgefeierten, viel zu früh abgerufenen Landsmannes führt der Herr Verfaſſer in ſeinem Schriftchen die Hauptmomente aus Gaſſer's Jugendzeit vor, deſſen Wanderleben und erſte Schritte auf dem Pfade der Kunſt, den er ſpäter ſo ruhmvoll verfolgte, uns des verewigten Meiſters eigenhändige Briefe in ſeiner einfachen ſchlichten Schreib- und Redeweiſe, aber um ſo anſprechender, ſchildern. Einzelne Epiſoden hat Herr Waizer bereits früher in der „Carinthia" und im Feuilleton der Klagenfurter Zeitung mitgetheilt und damit gewiß in Vielen das Verlangen nachgerufen, das in einzelnen loſen Blättern Gebrachte zum freundlichen Erinnerungskranze an den hingeſchiedenen vaterländiſchen Künſtler vereinigt zu ſehen. Wir ſind ihm alſo zu aufrichtigem Danke verbunden für die entgegenkommende Erfüllung dieſes Wunſches und hoffen, daß ſein Büchlein vor allem in der Heimat die allſeitigſte Verbreitung finden werde; denn wir ſind der Anſicht, daß die Lebensſchilderungen hervorragender Vaterlandsgenoſſen in dem Bücherſchranke keines echten Patrioten fehlen ſollen. G.

„Efeu". Gedichte von Johanna Leitenberger. (Graz 1871.) Vor uns liegt ein Cyklus Gedichte von Johanna Leitenberger, der nunmehrigen Redakteurin der in Graz erſcheinenden Frauenblätter, welche uns mit dem Erſuchen um Beſprechung eingeſendet worden ſind.

Das kleine Büchlein theilt ſeinen Inhalt in ſechs Abſchnitte und zwar: „Ueber der Erde", „Natur und Seelenleben", „Liebesfrühling", „Mutterherz", „Zeit und Volk", „vermiſchte Gedichte".

Unter den „harmloſen lyriſchen Gedichten", wie ſolche Rob. Hamerling in ſeiner Vorrede bezeichnet, finden wir manche edle zarte Blume der Poeſie. Die Sprache in den Verſen iſt glatt und polirt, mitunter ſogar elegant, die Diction iſt leicht fließend, ſchwungvoll. Zumeiſt iſt in dem Büchlein das lyriſche Element vertreten, und ſind ſonderlich als gelungene Pièçen „Veilchen", „Wiederſehn", „Herbſtgedanke", „Allerſeelentag", „der erſte Kranz", „Elfentanz" u. ſ. w. zu bezeichnen. Von lieblichem Klange ſind namentlich die Gedichte „Drei Perlen", „Schlummerlied" und „Troſt", welche auch beweiſen, daß die Dichterin

Digitized by Google

eine reiche Gemüthstiefe in ſich birgt. Weniger befriedigen uns die Balladen und Zeitgedichte, es fehlt denſelben jene feurige, zündende Sprache, jener eherne Klang, der aus den Saiten der Lyra tönen ſoll. Uebrigens finden ſich auch unter dieſem Gebotenen Perlen, wie beiſpielsweiſe die Gedichte „Viſion", „Kaiſer Joſef" und „Deutſchland", welche alle Würdigung verdienen. Daß mitunter der Wohlklang der Reimes wie z. B.: „Höhen", „ſtehen", „Töne und Schwäne" — „ſtreuen und weihn", „ſchön und wehen", „tönen — Sehnen" ꝛc. ꝛc. Schiffbruch leidet, verdient keine zu ſcharfe Rüge, denn die Fülle des Guten überwiegt weit das Werthloſere.

Da das Büchlein der nachbarlichen Steiermark entſtammt, wünſchen wir auch, daß es in Kärnten ſeine Verbreitung und allſeits freundliche Aufnahme finde. (Preis der Broſchüre 40 kr.)

„Frauenblätter" betitelt ſich ein in Graz zweimal monatlich neu erſcheinendes Journal, redigirt von Frau Johanna Leitenberger, deſſen 1. Nummer uns vorliegt. Selbe bringt als Poeſien Gedichte von Margarethe Halm, und C. V. Hansgirg, unter der Rubrik Proſa eine Autobiographie der Dichterin Luiſe Otto, eine Neujahrs-Epiſtel an die Leſerinnen, eine Weihnachtsbetrachtung und eine Winterphantaſie, eine Abhandlung von Dr. Netoliczka, über den Toiletteſpiegel, einen Artikel zum Fortſchritt im Social- und Frauenleben und Notizen vom Büchertiſche.

Da die Ausſtattung nett, der Stoff gediegen und der Preis (Ganzjährig 2 fl.) ein gewiß geringer iſt, empfehlen wir dieſes Journal als Familienblatt und wünſchen demſelben die weiteſte Ausbreitung.

R. W.

Die **Mittheilungen** aus Juſtus Perthes geographiſcher Anſtalt über wichtige neue Erforſchungen auf dem Geſammtgebiete der G e o g r a p h i e von Dr. A. Petermann erſcheinen ſeit 17 Jahren monatlich in Heften von ungefähr 5 Druckbogen, vorzüglich ausgeſtattet und in der Regel mit zwei ausgezeichnet ausgeführten Landkarten über die neueſten geographiſchen Forſchungen verſehen, zum Preis von 12 Sgr. = 60 kr. Oeſt. Währ. Silber. Dieſe Monatſchrift macht durch den Reichthum, die Neuheit und Vortrefflichkeit ſeines Inhaltes dem deutſchen Namen Ehre und ihre Anſchaffung iſt allen Freunden geographiſcher Forſchung, beſonders aber allen Lehranſtalten aufs Lebhafteſte zu empfehlen.

Digitized by Google

Zur Geſchichte des deutſchen Wohnhauſes.

(Vorgetragen im Landesmuſeum von A. v. G.)

Der Menſch der Urzeit Europa's war ein Jäger, ſein Leben ein Kampf mit den Elementen und wilden Thieren, deren Fleiſch ihm Nahrnng, deren Felle ihm Kleidung gaben. Das Bedürfniß einer bleibenden, ruhigen Wohnſtätte war für ihn nicht vorhanden; was er bedurfte, war ein gegen Unwetter geſicherter Aufenthalt für die Ruheſtunden. Ihm genügte hiezu eine Höhle, die er vielleicht dem Bären abkämpfte und mit einer andern, in ähnlicher Weiſe in Beſitz genommenen, vertauſchte, wenn er ſeinen Jagdbezirk mit einem andern wechſelte.

Ich erinnere beiſpielsweiſe an die große Höhle bei Aurignac im Departement Haut-Garonne in Frankreich und ſo manche andere, welche wahrſcheinlich meiſt durch großartige Naturrevolutionen verſchüttet worden und durch eine Reihe vieler Jahrhunderte verſchloſſen und verborgen geblieben waren, — in denen man uralte Feuerſtellen fand, daneben Theile von menſchlichen Skeletten, halbverbrannte, zerſchlagene — alſo künſtlich geöffnete — Thierknochen, zahlreiche, äußerſt roh gearbeitete Steinwerkzeuge, zerſplitterte Steine — das Materiale, aus welchem dieſe Werkzeuge, wohl meiſtens Waffen für Jagd und Vertheidigung, — verfertigt worden waren. — Das waren alſo unverkennbare Spuren menſchlichen Lebens und Waltens; hier hatte der Menſch gehauſt, — geſpeiſt, — gewohnt.

Eine ſehr lange Zeit mochte hingegangen ſein, ehe aus dem wüſten ruheloſen Jäger der friedliche Wanderhirte — der Nomade — ward, — ehe der Menſch mit nutzbaren Hausthieren ſich umgab, mit denen er von Weide zu Weide zog, — die, gleich ihm ſelbſt, einer ſchützenden Stätte bedurften, die bereits ein Hausweſen um ihn bildeten.

Dieſem ſo bedeutend vorgeſchrittenen Kulturzuſtande entſprach nun auch die Wohnſtätte ſelbſt. — An die Stelle der unwirthlichen Höhle war das Zelt getreten, aus leichtem Pfahlwerke errichtet, mit Baumblättern oder Thierfellen bedeckt, das, ſchnell aufgebaut und eben ſo leicht abgebrochen, mit dem Hausherrn und ſeiner Familie wanderte, wohin ihn die Ernährung ſeiner Nutzheerde führte. —

Eine weſentliche, wenn auch nur allmählig vor ſich gegangene Veränderung und Verbeſſerung im Baue der Wohnſtätten wurde durch die im letzten Jahrtauſende vor Chriſtus eingetretenen großartigen Wanderungen der wilden Völkerſtämme aus dem nördlichen Aſien und dem

Digitized by Google

Nordoſten Europa's um deren Vordringen über das nordweſtliche und mittlere Europa herbeigeführt. Das Hin- und Herwogen dieſer Wanderſchaaren mag wohl lange gedauert haben, bis, nach vielen Kämpfen mit der vorgefundenen Bevölkerung, die gewaltige Völkerſtrömung allmählig zum Stillſtande gelangte, bis insbeſondere die von nachkommenden Völkerzügen wieder und wieder verdrängten Kelten in Britannien und Gallien — zum großen Theile wenigſtens und zeitweilig — bleibende Wohnſitze genommen und im Herzen Mittel-Europa's die germaniſchen Stämme ſich feſtgeſetzt hatten.

Lange noch führten ſie ohne Zweifel auch in ihrer neuen Heimat das gewohnte urheimatliche Jäger- und Nomadenleben; aber endlich wurden auch ſie — wahrſcheinlich durch Nahrungsbedürfniſſe und durch Berührung mit den viel weiter vorgeſchrittenen Kulturvölkern des europäiſchen Südens, mit den ſittenmildernden friedlichen Beſchäftigungen des Feld- und Ackerbaues bekannt, die ſie feſter an die erwählte heimatliche Erdſcholle knüpften und hiemit auch das Bedürfniß feſter, geſicherter, bleibender Wohnſtätten ihnen näher legten.

Neben dem Feldbaue trieben ſie zwar auch noch Jagd und Viehzucht; aber die leichte, unſichere Zeltwohnung wurde von dem zwar höchſt einfachen, aber immerhin feſteren, beſſer ſchützenden und eben deßhalb dem länger dauernden Aufenthalte an einer und derſelben Stelle mehr entſprechenden Hüttenbaue verdrängt, der aus Baumſtämmen und Ruthengeflechten conſtruirt war, über welche man häufig, um ihnen größere Dichtigkeit zu geben, noch einen Verwurf aus Lehm oder Erde klebte. Dieſe Gebäude, an denen als Reminiszenz an das frühere, angeſtammte Wanderleben der Erbauer noch immer mehr oder weniger die Zeltform ſich erhielt, konnten in der älteſten Periode, — der (ſchon öfter beſprochenen) ſogenannten Steinzeit, — nur ſehr roh ausgeführt werden, da bei deren Errichtung nur unbehilfliche Steinwerkzeuge in Verwendung kamen.

Ueberreſte ſolcher Wohnſtätten aus dieſer Frühperiode ſind in den — aus früheren Schilderungen bekannten — Pfahlbauten ſelbſt bis in unſere Tage erhalten geblieben. Sie eben tragen in der Behauung des Holzwerkes deutliche Spuren, daß die ſtumpfe Steinaxt es war, die an den Pfählen gearbeitet und ihnen die Spitze gegeben hatte.

Dieſe Pfahlwohnungen, die zu größerer Sicherheit gegen wilde Thiere, auch wohl gegen menſchliche Feinde, auf eingerahmten Baum-

Digitized by Google

ſtämmen in die ſtehenden Binnen=Gewäſſer geſtellt wurden, laſſen auf die Einrichtung der einſtigen Wohnſtätten auf dem feſten Lande ſchließen, welche wahrſcheinlich auch von Einfriedungen aus Palliſaden zum Schutze der Hausthiere umgeben waren. — Solche Gebäude fanden die Römer noch bei den Galliern und Germanen.

An den Wohnungen der letzteren hebt Tacitus hervor, daß ſie — bei aller Einfachheit — doch des äußern Schmuckes nicht ganz entbehrten, da ſie an einzelnen Stellen mit Erdfarben (wahrſcheinlich Kalk, rothem und gelbem Eiſenoker) in Weiſe linearer Buntmalerei angeſtrichen waren.

Die nähere Bekanntſchaft unſerer germaniſchen Vorfahren mit den ſüdlichen Kulturvölkern, — Römern, Etruskern — brachte ihnen mancherlei Belehrung und Vorbilder für den Bau ihrer Wohnungen.

Einerſeits mußte die auf dieſem Wege erlangte Kenntniß der Bronze und der vielſeitigen Verwendbarkeit dieſes Kunſtproduktes, welche eine weſentliche Verbeſſerung und Vervielfältigung der Werkzeuge zur Folge hatte, andererſeits die allmählich an die Stelle der Holzbauten tretende Verwendung der Steine als Baumateriale einen durchgreifenden Einfluß auf die Anlage und den Bau des Hauſes nehmen. Die Bewohner der von den Römern unterjochten und durch römiſche Kolonien ſucceſſive romaniſirten Diſtrikte nahmen mit anderen Gewohnheiten der Koloniſten endlich auch deren Bauweiſe an. —

Bereits im 4. Jahrhunderte nach Chriſtus begann eine neue Völkerfluth aus Nord= und Weſt=Aſien über Europa herein zu brechen. Zahlreich waren die Stämme und Namen, die da vertreten waren; unter ihnen durch Anzahl und Streitbarkeit die hervorragendſten waren die Alemanen und vor allen die Oſtro= und Wiſogothen. Bis ins 8. Jahrhundert, dauerten die Wanderungen der Völkerzüge, die allmählig Mittel=, Süd= und Weſt=Europa überſchwemmten. Ihren Gipfelpunkt bezeichnete um die Mitte des 5. Jahrhundertes das Erſcheinen der furchtbaren Hunnen unter ihrem Heerführer Attila, der ſich ſelbſt die Geißel Gottes nannte. Auch über Norikum ergoß ſich der gewaltige Strom dieſer Räuberhorden, der Virunum in Trümmer warf. Die ſtolze Weltbeherrſcherin Rom lag längſt in den Staub getreten durch die von ihr einſt ſo verachteten Barbaren und nur im fernen Oſten friſtete die andere Hälfte des einſt unermeßlichen Römerreiches — das morgenländiſche Kaiſerthum, — ein kümmerliches Daſein.

Mehr als die Hälfte der damals bekannten Welt hatte eine völlige

Digitized by Google

Umſtaltung erfahren. Ich wiederhole die Worte Rottek's, mit welchen er die Erzählung dieſer welterſchütternden Ereigniſſe einleitet, indem er ſagt:

„Neue Menſchen, neue Sitten, Verfaſſungen, Geſetze, Angelegenheiten und Verhältniſſe, neue Staaten und Sprachen, neue Charaktere und Namen erſcheinen und alles Alte verſchwindet. Eine neue Ordnung der Dinge, faſt ohne Zuſammenhang mit der alten und Schöpferin der ſpäteſten Zukunft, erhebt und begründet ſich nicht nur für den Schauplatz der Wanderungen, ſondern für die ganze Welt“. —

Natürlich hatten dieſe gewaltigen Umwälzungen in einem ſo großen Theile Europa's beſonders auch für Kunſt und Gewerbe die tiefſtgehenden Folgen. — Erſtere hatte bereits zur Zeit Kaiſers Hadrian — im 2. Jahrhunderte n. Ch. — ihren Gipfelpunkt überſchritten und ſank unter deſſen ſpäteren Nachfolgern immer tiefer in Entartung jeder Art, ſo, daß ſie unter den erſten chriſtlichen Kaiſern als völlig verfallen betrachtet werden konnte.

Weniger hervortretend war dieſer Verfall in der Baukunſt, deren großartige Schöpfungen ſelbſt dem rohen Sinne der Eroberer Bewunderung abzwangen und ſie zu deren Schonung veranlaßten. — So iſt bekannt, daß Theodorich, der König der Oſtgothen, mit großer Sorgfalt der Erhaltung und Wiederherſtellung der in ſeinem Reiche zahlreich vorhandenen römiſchen Bauten, welche durch die Kriege verheert oder durch Alter verfallen waren, ſich annahm. — Am Rheine und an der Donau entſtanden ſchon im 5. und 6. Jahrhunderte hie und da Städte auf den Ruinen zerſtörter römiſcher Kolonialorte, wie z. B. Mainz, Trier, Köln, u. a., welche, da man größtentheils die alten noch vorhandenen Baureſte als Grundlage benützte, anfänglich noch ganz den Charakter römiſcher Bauwerke hatten, aus welchen ſie erſt durch ſpätere Um- und Neubauten in den deutſchen Bauſtyl übergingen.

Im Ganzen hat man über die Original-Wohnbauten der eingewanderten deutſchen Stämme bis in die Tage Karl's des Großen, — alſo bis ins 9. Jahrhundert, — äußerſt dürftige Kenntniß.

Außer dem Wenigen, was dießfalls die alten größtentheils in der Periode vom 4. bis zum 7. Jahrhunderte entſtandenen Geſetze der verſchiedenen deutſchen Stämme: der Oſt- und Weſt-Gothen, der Alemanen, Frieſen, Thüringer, Baiern ꝛc. zu entnehmen geben, ſind die Aufzeichnungen des berühmten gothiſchen Bibel-Ueber-

Digitized by Google

ſetzers Ulfilas, der um das Jahr 318 n. Ch. unter den Gothen jenſeits der Donau geboren, im Jahre 348 zum Biſchofe der Gothen geweiht wurde und im Jahre 388 ſtarb, faſt die einzigen, aber ebenfalls nur kargen, Quellen über die Sitten ſeiner Landsleute und der nachbarlichen Stämme. —

Die Wohnungen der alten Deutſchen hatten zwei beſonders charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten. Die eine war das Bedürfniß einer größern Räumlichkeit, — einer Halle — Sala genannt, zum Verkehre des Hausvaters mit ſeiner Familie, mit ſeinen Untergebenen, mit Gäſten und Fremden. Die Sala hatte alſo eine hervortretende Aehnlichkeit mit einem Haupttheile des römiſchen Hauſes, dem Atrium, wie dieſes in älteſter Zeit beſtanden hatte. — Wie im altrömiſchen Atrium der Hausherr mit ſeiner Familie lebte, ſeine Freunde, Klienten und Gäſte empfing, ſo entſprang die Halle des altgermaniſchen Hauſes aus dem Verhältniſſe des Häuptlings oder des Familienhauptes zu ſeiner Familie, zu ſeinen Anhängern und Untergebenen und aus der darin begründeten Gaſtlichkeit. — Die zweite Eigenthümlichkeit war die Zerlegung der ganzen Wohnung in ſo viele einzelne Gebäude, als Räume für die Haushaltung nothwendig waren, ſo daß die Halle ein Haus für ſich bildete, ein anderes das Wohn- und Schlafgemach, ein drittes die Stallung ꝛc. enthielt. Es gab alſo eigentlich kein Haus, ſondern eine Haus-Anlage, einen Häuſer-Complex. —

Jedes dieſer einzelnen Gebäude beſtand nur aus einem Erdgeſchoſſe, deſſen 4 Wände und Dach nur einen einzigen Raum umſchloſſen. Das Ganze war gewöhnlich mit einem Pfahlwerke oder Zaune umfangen. — Hierin nun unterſchied ſich das altgermaniſche Haus weſentlich von dem römiſchen, welches zwar auch ähnliche Räumlichkeiten, aber alle unter Einem Dache vereinigt enthielt. —

Die altgermaniſchen Häuſer waren meiſtens hölzern, aus ſtarken Balken erbaut; größere Häuſer waren aber auch ganz oder theilweiſe aus Backſteinen (Ziegel, — bei den Oſtgothen „Skalja“ genannt) errichtet. —

Die alten Baiern (Bajuvarii) kannten auch die ſogenannten Riegel- oder Fächer-Bauten, — Gerippe aus hölzernen Balken, deren Zwiſchenräume mit Ziegeln ausgelegt waren.

Der Fußboden beſtand meiſtens aus feſtgeſchlagenem Lehm, in den Häuſern Reicher und Vornehmer nicht ſelten aus bunten Thon-

fließen. In letzteren waren im 7. Jahrhunderte ſchon die Wände der Halle und der Wohngemächer gewöhnlich mit Teppichen behangen, die zuweilen aus ſehr koſtbaren Stoffen beſtanden. --

Als Decke diente entweder das Dach ſelbſt oder man hatte flache hölzerne Decken aus Balken, die in der Halle häufig durch eine oder mehrere hölzerne Säulen geſtützt waren. Ueber die Einrichtung der Thüren iſt nichts Näheres bekannt. Der Verſchluß der Eingänge beſtand in den erſten Jahrhunderten n. Ch. wahrſcheinlich in einfacher Verrammlung; ſpäter ſcheint man ſich mit dem bei den Römern üblich geweſenen Thürverſchluſſe durch Riegel und Schlüſſel vertraut gemacht zu haben. Die Erleuchtung der inneren Räume geſchah entweder bloß durch die Thüre und in der Decke angebrachte Luken, oder durch fenſterartige Oeffnungen, welche den bezeichnenden Namen „Augenthüre" oder „Augenloch" (gothiſch: „Augadauro") führten. Sie wurden mit hölzernen Gittern oder Läden verſchloſſen. Von Oefen oder Kaminen ſcheint man bis nahe an das Zeitalter Karl's des Großen nichts gewußt zu haben. Zur Erwärmung der Halle und der Wohnräume machte man an einer beliebigen Stelle auf dem Fußboden Feuer an, deſſen Rauch durch Dach-Luken Ausgang fand. Der Kochherd die Küche war in einem abgeſonderten Hauſe untergebracht.

Als wirthſchaftlichen Zugehör des Wohnhauſes findet man Viehſtälle, Scheunen, Dreſchtennen, Mühlen (Eſelsmühlen), Bienenhäuſer ꝛc. erwähnt. Von den Ställen unterſchied man ſolche, die von 4 Wänden umgeben und durch Riegel zu verſperren waren, und ſolche ohne feſte Wände und Verſchluß, welche bei den Bajuvaren „Scopa" oder „Scupfa" — (das jetzige „Schuppen") — hießen.

Das Getreide bewahrte man, namentlich bei den Bajuvaren, in Scheunen, welche nichts anderes, als große, durch Strohdächer geſchützte, künſtlich geſchichtete Garbenhaufen waren und „Mita" genannt wurden, wie ſolche noch heutzutage in Norddeutſchland unter der Benennung „Mieten" vielenorts gebräuchlich ſind.

Die Bedachung beſtand in Satteldächern aus Holz (Schindeln), Stroh; im 7. Jahrhunderte hatte man bereits hie und da Ziegeldächer aus Platt- und Hohlziegeln. —

Ein engeres Familienleben, wie uns ſolches im ſpäteren deutſchen Mittelalter ſo anheimelnd entgegentritt und wie es ſelbſt

Digitized by Google

im römiſchen Hauſe nicht ganz fehlte, ſcheint bei den alten Deutſchen kaum dageweſen zu ſein. Jedenfalls trat daſſelbe gegen das öffentliche Leben des Mannes bedeutend in den Hintergrund. Es geſchah alſo *) ſchon ein weſentlicher Schritt näher zum wirklichen Familienleben, als man die einzelnen Gebäude der Hausanlage näher an einander rückte, indem man die wichtigeren Nebengebäude, das Wohnhaus, welches gleichbedeutend mit Schlaf- und Frauenhaus iſt, die Küche und die Stallung, an die Halle als den bleibenden Hauptraum des Hauſes ſich anlehnen ließ.

Dieſe letztere blieb in ihrer Einrichtung unverändert; nur führten jetzt Thüren aus ihr in die an ſie angeſchloſſenen Nebenhäuſer, welche aber nebſtdem noch immer ihre eigenen abgeſonderten Ausgänge ins Freie behielten.

Außer der Thüre zur Halle hatten in derſelben Wand ſowohl das Wohngemach als die Stallung und Küche ein kleines Fenſterchen oder Gukloch, durch welches man jederzeit ſehen konnte, was in der Halle vorging.

Das Wohnhaus behielt alſo troß dieſer Veränderung noch immer eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit; aber die neue Geſtaltung hatte doch einen weſentlichen Einfluß auf das Leben der Familie, indem ſie die Hausfrau der Geſellſchaft, welche ſich bis dahin ausſchließlich um den Herrn des Hauſes verſammelt hatte, nun gleichfalls um einen bedeutenden Schritt näher rückte. Denn bisher hatten doppelte Wände und ein ziemlich weiter offener Raum ſie von der Halle getrennt; jetzt beſtand die einzige Scheidewand in einer Thüre, die ihr zu jeder Zeit beliebige Einſicht in den Hauptraum gewährte.

Zu allen dieſen Veränderungen mochte anfänglich wohl weniger der Wunſch oder das Bedürfniß eines geſchloſſeneren Familienlebens beigetragen haben, als die durch Jahrhunderte fort und fort herrſchenden kriegeriſchen Zuſtände, welche, zur leichteren Vertheidigung und Sicherung des ganzen Anweſens, deſſen Zuſammendrängen auf einen kleineren Raum nothwendig und erſprießlich erſcheinen ließen. — Ein innigeres Zuſammenſchließen der Familie, im heutigen Sinne genommen, entwickelte ſich erſt gegen den Ausgang des Mittelalters. Denn ſelbſt das Leben im deutſchen Ritter-

*) Im 9. und 10. Jahrhunderte.

Digitized by Google

hauſe und in den Häuſern der höheren, wohlhabenderen bürgerlichen Klaſſen, die ſich den Anforderungen der Zeit und ihres Standes entſprechend einrichten konnten, war, wenn auch viel enger und inniger, als jenes in der altgermaniſchen Halle, trotz der Einſamkeit auf abgelegenen Burgen noch viel zu ſehr mit der großen Standesgenoſſenſchaft verwebt und von dieſer beeinflußt, als daß ein Zurückziehen des Hausherrn auf die Familie zur Regel hätte werden können. — Von noch größerer Bedeutung war der Aufbau des Obergeſchoſſes über der Halle, — der Beginn des ſpäteren Etagenbaues des Wohnhauſes. — Dieſer Oberſtock hieß „Söller“ oder „Soler“, vom lateiniſchen Solarium, als deſſen Stammwort man „Sol“ — „Sonne“ — nimmt. Man gab alſo dem Söller dieſen Namen, weil er als erhöheter Theil des Hauſes der Sonne mehr ausgeſetzt war. Richtiger ſcheint die Anſicht, welche Jakob Falke in ſeinen geſchichtlichen Erörterungen über das altgermaniſche Haus *) ausſpricht: daß das Wort „Söller“ von „Solus“ abzuleiten ſei, weil hiedurch ein abgeſonderter Raum des Hauſes bezeichnet wird.

Der Söller, zu welchem eine von Außen angelegte Treppe führte, ſcheint anfänglich vorzugsweiſe zur Beherbergung vornehmerer Gäſte beſtimmt geweſen zu ſein. Auf Burgen, auf Palläſten und großen ſtädtiſchen Häuſern erhob ſich dieſer Oberbau ſchon vor der Zeit Karl's des Großen; in allgemeinere Uebung kam derſelbe erſt im 11. und 12. Jahrhunderte.

Ein Bild einer großen vornehmen Landwohnung im 8. Jahrhunderte, aus welchem ſich die große Einfachheit der Wohnbauten jener Zeit überhaupt entnehmen läßt, geben die Inventarien der Villen Karl's des Großen aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts.

Daſelbſt heißt es über die Unterſuchung einer kaiſerlichen Villa:

„Wir fanden auf dem herrſchaftlichen Gute das königliche Haus außerhalb aus Stein, innerhalb aus Holz wohl erbaut: 2 Kammern (caminatae, woraus ſpäter das deutſche „Kemenate“ entſtand), 2 Söller (Solaria, hier wahrſcheinlich Gemächer im Obergeſchoſſe bedeutend); ferner 8 Häuſer aus Holz erbaut, innerhalb des Hofes; einen heizbaren Raum nebſt einer Kammer, ordentlich erbaut;

*) Das engliſche Haus im Mittelalter: Von J. Falke. — Mith. der k. k. Cent. Kommiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Baudenkmale. Jahr 1863 Nr. 4.

Digitized by Google

einen Stall; Küche und Backhaus ſind vereiniget; 5 Scheunen, 3 Schüttboden; den Hof mit einem Zaune umgeben und oben mit Dornen verwahrt, mit hölzernem Eingang. Oben hat er eine Plattform. Der kleine Vorhof iſt ebenfalls mit einem Zaune umſchloſſen." — Auf einem anderen herrſchaftlichen Gute (fiscus dominicus) befanden ſich, nebſt dem mit 2 Kammern und eben ſo vielen Zimmern (caminata) mit Oefen *) verſehenen königlichen Hauſe, unter anderen auch eine aus Stein erbaute Kapelle und 3 Wohnungen für Frauen (genitium; wohl vom griechiſchen gynekaeceum hergeleitet). —

In der kaiſerlichen Villa auf der Inſel Staffelſee im Bisthume Augsburg ſind, nebſt anderem, ein Haus für weibliche Sklaven (genitium — Frauenhaus) und 1 Mühle aufgeführt. — Unter dem Haus-Inventar ſind 5 Matratzen mit Kiſſen, 3 eherne und 6 eiſerne Keſſel, 3 Keſſelhalter, 1 eiſerner Leuchter und 17 mit Eiſen beſchlagene Fäſſer verzeichnet.

Auf dem kaiſerlichen Gute Treuta fanden ſich: das Herrenhaus (sala regalis) „ſehr gut aus Stein erbaut"; 2 Kammern mit eben ſo vielen heizbaren Räumen, ein Keller, eine Kelter, ein Obergeſchoß nebſt Ofen, 3 Häuſer für „Männer" (männliche Dienſtleute), 3 andere Häuſer aus Lehmwerk, 1 Scheune, 2 Ställe; der Hof mit einer Mauer umgeben und mit einer ſteinernen Pforte.

Von den Pallaſtbauten Karl's des Großen weiß man nur ſehr wenig; die kaiſerlichen Palläſte in Aachen, Nimwegen und Ingelheim ſind längſt von der Erde verſchwunden. Der Ingelheimer Pallaſt ſoll mit Fresken geſchmückt geweſen ſein.

Ueber jenen zu Aachen, welche Stadt bekanntlich der Lieblings-Aufenthalt Karl's war, gibt der unter dem Pſeudonym „der Mönch von St. Gallen" (Monachus Sangallensis) bekannte alte Schriftſteller (ein Zeitgenoſſe Karl's des Großen) eine bruchſtückweiſe Schilderung. — Die Wohnungen ſämmtlicher kaiſerlicher Würdenträger waren in ſolcher Lage um den kaiſerlichen Pallaſt geſchaart, daß Karl durch die Fenſtergitter (cancelli) ſeiner im Obergeſchoſſe gelegenen Wohnung (Solarium — Söller) alles beobachten konnte, was die Ein- und Ausgehenden — ſelbſt in verborgener Weiſe — thaten. Die Wohngemächer aller dieſer vornehmen Perſonen waren von der Erde bedeutend erhöht und ſo gebaut, daß deren Bewohner gegen „Regen und Schnee,

*) Wahrſcheinlich nur Kamine.

Digitized by Google

Kälte und Hitze" hinlänglich geſchützt waren und doch vor den Augen des ſcharfſichtigen Karl (ab oculis acutissimi Caroli) ſich nicht verbergen konnten. —

Im Pallaſte ſelbſt wird namentlich ein heizbares Schlafgemach erwähnt, in welchem der Kaiſer ſich wärmen und umkleiden konnte. — Die Hallen der Kaiſerburg waren zweifelsohne mit Tapeten und Teppichen geſchmückt, da ſchon die Wohnungen reicher Biſchöfe in jenen Tagen dieſer koſtbaren Zierde nicht entbehrten. Der kaiſerliche Pallaſt in Aachen war mit dem Dome durch einen Gang verbunden, der kurz vor dem Tode Karl's, am Himmelfahrttage, zuſammenſtürzte. Der Biograph Karl's — Einhardus — beſchreibt auch die großen Badehäuſer, welche in der unmittelbaren Nähe des Kaiſerpallaſtes lagen. Sie waren nach römiſchen Vorbildern erbaut und ſo geräumig, daß in dem Waſſerbeken (Baſſin) mehr als hundert Perſonen zugleich baden konnten, da Karl's Munifizenz auch für die Bequemlichkeit ſeines Hofſtaates beſorgt war. —

Gegen das Ende des 12. Jahrhundertes und im Laufe des 13. vollzog ſich am Söller eine weitere Veränderung, mit welcher eigentlich der bedeutendſte Schritt zur Einheit des Hauſes geſchah: er erhielt eine andere Verwendung; die Familie ſelbſt bezog ihn, — anfangs nur für die Nacht, weil er größere Sicherheit bot, endlich zum bleibenden Aufenthalte, ſo, daß das frühere Wohnhaus dadurch ganz überflüſſig wurde. —

Eine nothwendige Folge dieſer Aenderung war die Aufſtellung eines gemeinſamen Daches über das ganze Haus. Selbſtverſtändlich mußte jetzt auch das letzte Ueberbleibſel der bisherigen Sonderung — die zum Söller führende Außentreppe — verſchwinden.

So lange ſie beſtand, hatte das Haus zwei getrennte Eingänge, denn ſowohl die Halle als der Söller hatten ein eigenes Thor, — und zwei ganz abgeſonderte Räume. Jetzt wurde die Treppe im Innern angelegt und erſt mit dieſer Einrichtung war das Wohnhaus fertig.

Dieß war nun die Bauart, welche bis in das 14. Jahrhundert im Allgemeinen an allen Häuſern der Mittelklaſſen und des niedern Adels beibehalten blieb.

Sie hatten nur zwei Räume, deren jeder ein ganzes Geſchoß

Digitized by Google

für ſich einnahm, die jedoch durch die Treppe mit einander in unmittelbarer Verbindung ſtanden.

Das ſchon im 13. Jahrhunderte auftretende, im Laufe des 14. Jahrhundertes allgemein ſich geltend machende Bedürfniß nach getrennten Schlafräumen hatte häufig den Aufſatz noch eines zweiten Obergeſchoſſes oder Stockwerkes zur Folge, ohne jedoch in der Grundanlage des Hauſes etwas zu ändern.

Was das Materiale anbelangt, aus welchem in der Periode vom 10. bis an das 14. Jahrhundert die Wohnhäuſer conſtruirt wurden, ſo ergibt ſich aus den öffentlichen Bauten (z. B Kirchen) jener Zeit, unzweifelhaft, daß man den Stein bereits vollkommen zu behandeln wußte.

Indeſſen waren die Häuſer auf dem Lande und auch die kleineren Privathäuſer in den Städten zum großen Theile, — in den Obergeſchoſſen faſt durchgängig, — Holzbauten, höchſtens Fach- oder Riegelbaue. —

Der in den Stadthäuſern ſolcher Art angehäufte Brennſtoff war denn auch die Haupturſache der großen, verheerenden Feuersbrünſte, denen in jener Zeit die Städte ſo häufig ausgeſetzt waren. — In Augsburg waren noch im 15. Jahrhunderte die meiſten Häuſer aus Holz und Lehm erbaut, mit Brettern verſchlagen und mit Schindeln gedeckt. — In einem ähnlichen Zuſtande befanden ſich in jener Zeit die meiſten größeren Städte des deutſchen Reiches, der kleinen gar nicht zu gedenken. —

Als im Jahre 1491 Dresden durch einen furchtbaren Brand faſt ganz in Aſche gelegt ward, gab Herzog Albrecht von Sachſen ſeinem Lande eine neue Bauordnung, in welcher verordnet wurde, daß in den Stadthäuſern wenigſtens der untere Stock (das Erdgeſchoß) ſteinern und jedes Stadthaus mit Ziegeln gedeckt ſein müſſe. Eckhäuſer mußten ganz aus Stein erbaut werden. Nur Unvermögenden war es geſtattet, Hintergebäude, Ställe und Bräuhäuſer aus Lehm aufzuführen; doch mußten ſie mit guten Eſtrichböden verſehen ſein.

Die Burgen des Adels auf dem Lande und die Palläſte der Vornehmen und Reichen in den Städten waren zu jener Zeit ſchon durchwegs Steinbauten, in denen man zwar eine größere Zahl von Gemächern anlegte, bezüglich deren Größe man ſich aber oft in erſtaunlicher Weiſe genügſam zeigte. Uebrigens war der Bau der Bur-

Digitized by Google

gen natürlich vorzugsweiſe auch dem Zwecke der Vertheidigung entſprechend eingerichtet. Er enthielt gleichfalls die Elemente des altgermaniſchen Hauſes: die Halle, das Frauenhaus ꝛc. —

Dieſe waren aber in der ritterlichen Burg nicht neben, ſondern über einander geſtellt. Hier war die Nothwendigkeit, die Theile der Behauſung auf einen möglichſt kleinen Raum, — auf einen feſten Punkt oder Kern, zuſammenzuziehen, noch viel mehr hervortretend, als im Hauſe des Landmannes, deſſen friedliche Wohnung feindlichen Anfällen weit ſeltener ausgeſetzt war, als die Burg des kriegeriſchen, ſo häufig in Kämpfe verflochtenen Adels. — Dieſer Kern war der Thurm. Kleinere Burgen beſtanden häufig nur aus einem ſolchen, der dann alle Räume enthalten mußte, deren der Beſitzer bedurfte. Ein Raum für Vorräthe, die Küche, die Stallung (Gaden) fanden im Erdgeſchoſſe Platz; die Halle (Palas), wo das bewaffnete Gefolge untergebracht war, befand ſich im erſten, — oft auch noch eine im zweiten Stockwerke; im oberſten Stockwerke endlich lag die Familien-Wohnung (Kemnate), mit welcher gewöhnlich die Kapelle vereinigt war. Häufig fand ſich hiezu noch ein unterirdiſcher gewölbter Raum zu allfälliger Verwahrung Gefangener. — Das ganze beſtand aus dickem, maſſivem Mauerwerke, in welches hie und da Schießluken und die wenigen kleinen Fenſter eingeſchnitten waren. — Der Thurm war auch in größeren Burgen das Hauptgebäude, um welches aber die Nebengebäude abgeſondert angelegt waren. Die ganze Anlage war mit ſtarken Ringmauern und Gräben umfangen, mit welchen übrigens auch kleine Burgen meiſtens verſehen waren. —

(Schluß folgt.)

Kärntneriſche Märchen.

1. Der feurige Alp.

(Aus dem Lavantthale.)

Quatemberzeiten ſind im Volke gar heilige Zeiten und dieſe Tage ſind ſtets nur der ernſten beſchaulichen Betrachtung geweiht.

Da erklingt keine harmoniſche Saite, kein fröhliches „Plepperliadle“ erſchallt, kein Pärchen dreht ſich im wirbelnden Tanze, ſtille und einförmig dem Faſten, Beten und Almoſengeben ſind dieſe Tage geweiht.

Digitized by Google

Da begab es ſich einmal, daß troß der Würde eines ſolchen Tages zwei Bauernburſchen aus dem Preſſinggraben (Lavantthal) im Wirthshauſe zu St. Gertraud ein luſtiges Treiben begannen, ſangen und lärmten, und troß der Einwendungen und des Verbotes von Seite des Wirthes, dem ſie kein Gehör gaben, ihr tolles Weſen bis ſpät nach dem Aveläuten forttrieben.

Als ſie der Wirth aus der Stube wies, verließen ſie ſchimpfend und fluchend dieſelbe und einigten ſich unterwegs dahin, nun auch noch ihre „Diandlan" zu beſuchen.

Sie mochten wohl ſchon eine Strecke Wegs zurück gelegt haben, als ſie plötzlich bemerkten, daß neben ihnen eine feurige Kugel daher rollte.

Voll Schrecken gewahrten ſie dieſe Erſcheinung, gingen aber dennoch ihres Weges weiter. — Da ergab es ſich, daß ſie ihr Weg über einen Bach führte, wo ein ſchmaler hölzerner Steg die Stelle der Brücke vertrat. Dort angekommen rollte ſich der Feuerklumpen vor und dehnte ſich über die ganze Länge des Stegs, ſo daß dieſer ausſah als ſei er mit glühenden Kohlen überſäet. — Jörgl, ſo hieß der eine der Burſche, erkannte nun in dieſer Erſcheinung den aus vielen Erzählungen bekannten „Alp". — Sie wußten ſich momentan nicht zu rathen noch zu helfen. Lange ſtanden ſie unſchlüſſig an Ort und Stelle. Da fiel den Jörgl das Sprüchlein ein, mit dem man den Alp, der Funken von ſich ſprühte, vertreiben kann, und rief mit zitternder Stimme:

„Geah durthin Alp du beaſr Geiſt,
Wo du biſt ſelben g'wſn,
Wia in der Chriſtnacht, Jeſas z' Ehr'
Die Meſſ' is wurn g'leſn!"

Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo erhob ſich der „Feuerſchapp" einer glühenden Ruthe vergleichbar, und zog mit Gebraus durch die Lüfte, ließ ſich dann auf einen entfernten Felſenkoloß nieder und fing ſich „z' laußn" an, „das glei di Glan umadum g'flogn ſein". —

Die Burſche gingen über den Steg, jedoch nicht zu ihren Liebchens, ſondern nach Hauſe und erkannten dieſes als Strafe für die Entheiligung des Quatembertages.

Witterung im Dezember.

Genau, wie im vorigen Jahre, fing auch heuer der Winter mit 1. Dezember an. Der November hatte nur wenig und milden Froſt ge-

Digitized by Google

bracht, aber am 1. Dezember kam bei ungewöhnlich niederem Luftdruck ſtarker Regen, der Tags über in Schnee überging und mit dieſem über 1 Zoll Niederſchlag und ein Schneelage von 6 Zoll verurſachte. Den 2. ſtürmte am Obir bereits der Nord auf das heftigſte, während in der Tiefe ſchwacher Weſt in OW. überſprang und die Temperatur in Klagenfurt Abends ſchon auf — 10° herabſank; am 5. ſtürmte es am Obir noch fort aus NO und zeigte das Thermometer — 16°, im Thale war der kalte Nord noch nicht ganz herrſchend und die Temperatur erſt auf — 13·1. Bis zum 13. aber ward er auch da Herrſcher, es war dies der kälteſte Tag im Thale, in der Höhe aber der Nord verſtummt und ein ſchwacher warmer Südweſt an ſeine Stelle gekommen; dann aber zeigte das Thermometer ſelbſt nur mehr — 5·5°, im Thale hingegen extreme, für dieſe Zeit unerhörte Kältegrade: in St. Paul — 15·7, Klagenfurt — 16·2, Villach in der Perau — 16·8, im Bad Villach — 19·0, in Seifnitz — 18·2, in Sachſenburg — 18·2, in Tröpelach — 22·0°. — Wenn auch nicht mehr in dieſer Stärke, blieb die Kälte doch ununterbrochen bis Ende dieſes Monats, nie kam Thauwetter, nur an ſonnigen Orten kam das Thermometer auf Stunden über 0°, (ſo auch am 27. am Obir auf 6°).

Der Dezember war in ſeiner Durchſchnittstemperatur der kälteſte, ſeit beobachtet wird (1813), in Klagenfurt und wohl in Kärnten. — Die normale Temp. des Dez. iſt — 3·3, heuer aber war ſie — 9·0 alſo um 5·7° zu kalt; der kälteſte Dez. ſeit 1813 war bisher der von 1851 mit 7·5 im Mittel, alſo noch 1½° wärmer; auch damals war er ſchön und klar, auch damals war das untere Becken des Wörtherſee's, wie heuer ſchon am 28. Dez. gefroren, auch damals war die größte Kälte, wie heuer — 16·0, während ſie in andern nicht ſo kalten Dez. auf — 17·0 (1861), auf — 18·0 (1860), auf — 18·6° (1856) fiel; in Gottesthal war die Mitteltemperatur — 9·0, in Bad Villach — 9·1, in Sachſenburg — 10·0, in Tröpelach — 11·2, (es iſt ſeit 1854 kein — Dezember mit ſo tiefer Temperatur verzeichnet) alſo der kälteſte Monat, An andern Orten war es wärmer, ſo in St. Paul — 7·9, Hüttenberg — 5·0, in Berg — 6·8· in Pontafel nur — 4·0.

Am Hochobir war die Mitteltemperatur — 7·2, was auch 2·9° unter dem normalen Mittel iſt, jedoch war dort im Jahre 1855 der Dez. noch kälter, nämlich — 8·4°· — Immerhin aber muß man annehmen, daß die andauernde Dezemberkälte des Jahres 1871 eine beſondere kaum in jedem Jahrhundert wiederkehrende Erſcheinung war.

Digitized by Google

Statiſtiſche Notizen.

Goldgewinnung in Sibirien.

Nach den Mittheilungen des ruſſiſchen Bergjournals, betrug die Goldgewinnung in den Privatwäſchen Oſt- und Weſtſibiriens

im Jahr 1868: 23,168.103 Gram = 46.336·2 Zollpfund
„ „ 1869: 28,953.379 „ = 57.906·76 „
„ „ 1870: 30,703.923 „ = 61.478·46 „

Silbermine im Mormonenlande.

Das Territorium Utah, in Nordamerika, ſtellt ſich als ſehr ſilberreich dar. Der Jahresertrag der Silbergrube Ema-Siler-Miene, wird auf 700.000 Pfund Sterling, d. ſ. 7 Millionen Gulden öſterr. Währung geſchätzt. Die Ausbeute von 4 Monaten (Mai—Auguſt), betrug 231.050 Pfund Sterling, alſo über 2 Millionen Gulden öſterr. Währung.

Gold- und Silberausfuhr aus Nordamerika.

In Folge des deutſch-franzöſiſchen Krieges, hat dieſe Ausfuhr außerordentlich zugenommen und ſtellt ſich in dem Fiskaljahr 1870—1871 (Ende Juni), gegenüber dem Fiskaljahr 1869—1870 nach Münzgattungen folgend:

	1869—1870. Dollar.	1870—1871. Dollar.
Gold im Baren	15,812.108	9,089.959
gemünzt	12,768.501	55,491.719
Silber im Baren	11,748.861	17,285.916
gemünzt	3 554.329	2,535.765
Summe	43,883.799	84,403.359.

Dabei bildete zunächſt Europa das Ziel dieſer Ausfuhr. (Auſtria.)

Ruſſiſche Bildungsanſtalten.

Bei den ruſſiſchen Univerſitäten ſtellte ſich am 1. Jänner 1871 im Vergleich zu den Etats zwiſchen den beſetzten und unbeſetzten Profeſſuren das Verhältniß heraus, daß auf 420 beſetzte Lehrſtühle 202 unbeſetzte kamen; es fehlte alſo im Durchſchnitt $^1/_3$, bei den Univerſitäten Charkow und Kaſan ſogar die Hälfte der Profeſſoren. Minder ungünſtig iſt das Verhältniß bei den Gymnaſien, wo mehr als 10% Lehrerſtellen unbeſetzt waren, dagegen iſt der Wechſel der Lehrer ein raſcher, ſo daß ſich das ganze Lehrperſonale durchſchnittlich in 8 Jahren, im Odeſſaiſchen Lehrbezirk ſogar in $4^1/_2$ und im Kaſanſchen in $5^1/_2$ Jahren erneuert.

Dieſe Zahlen geſtatten einerſeits einen Schluß auf den Zuſtand der Wiſſenſchaften bei der Mehrzahl der ruſſiſchen Univerſitäten und auf die Werthſchätzung des Gelehrtenſtandes, wenn unter 80 Millionen Einwohnern ſich nicht ein paar hundert Menſchen zu Profeſſuren finden, andererſeits auf den Mangel an Ausbildung eines feſten Syſtems in den Gymnaſien und das Unbehagen der Lehrer und Erzieher in ihren Stellungen. (Glob.)

Digitized by Google

Eiſen- und Bleipreiſe.

Die Nachfrage nach Eiſen bleibt unausgeſetzt in ganz Europa eine ſehr lebhafte. Der ſehr ſtrenge Winter ſetzt die ſchwediſche Eiſenproduction zurück und der Begehr für Eiſenbahneiſen aller Art iſt ſowol in Amerika als Europa ein ungemein lebhafter. Es haben daher die Schienenpreiſe engliſcher Fabriken ſo angezogen, daß bei der letzten Schienen-Offertausſchreibung für die öſterreichiſche Staatsbahn die öſterreichiſchen Offerte um 1 fl. hinter den engliſchen blieben. Aus den erhöhten Preiſen für Stabeiſen in Belgien und den Rheinländern iſt der lebhafte Eiſenbegehr dort zur Genüge entnehmbar. In Siegen notirt man Holzkohlenroheiſen: Spiegeleiſen 4 fl. 35 kr., weiß und melirt fl. 3·15— 3·22; Cokeseiſen: Spiegeleiſen fl. 3·75, graues fl 2·90, melirtes fl. 2·80; in Oberſchleſien ab Hütte: Holzkohlenroheiſen fl. 2·90 — fl. 3, Cokesroheiſen fl. 2·55—2·60, Stabeiſen gewalzt fl. 5·50—5·75, geſchmiedet fl. 7; in Steiermark: Vordernberg weißes Roheiſen fl. 4·25; Kärnten ab Eiſenbahnſtation des Hochofens: halbirtes Holzkohlenroheiſen 4 fl., Cokesroheiſen fl. 3·85.

Die Bleipreiſe zeigen keine Aenderung. Oberharzer ab Hütte fl. 9·62, Tarnowitzer ab Hütte fl. 8·75; in Kärnten Bleiberger 13·84, Raibler 12·27.

Getreidepreiſe vom December 1871 und Jänner 1872.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt December:	6.46	4.43	3.33	1.82	3.28	3.46
Peſt	7.20	4·00	2.93	2.00	—	—
Wiener-Neuſtadt	6.85	4.15	3.15	2.20	—	3.20
Wels	6.85	4.28	3.45	2.02	—	4.60
Klagenfurt am 25. Jänner	6.24	4.11	3.23	1.80	3.56	3.45

Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

1 W.-Pf.	Rindſchmalz	Butter	Speck geſelcht,	roh.	Schweinſchmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	57	52	46	42	44	6½

1 Pfund Rindfleiſch 24—29 kr.; 1 Pfund Kalbfleiſch 30—34 kr.

1 Klftr. Brennholz 12″ lang, hartes fl. 4.80—5.00, weiches fl. 3.40—4.00

1 „ „ 30″ „ weiches fl. 5.60—6.00

1 W.-Zentner Heu, mindeſte Qualität fl. 0.90 beſte 1.50.

1 „ Stroh, „ „ „ 0.95., „ 1.13.

Silberagio: December 116·87, vom 1. — 25. Jänner 113.99.

Inhalt.

Die zweite deutſche Nordpolarfahrt. — Literatur. — Epheu. — Frauenblätter. — Zur Geſchichte des deutſchen Wohnhauſes. — Kärntneriſche Märchen. — Witterung im Dezember. — Statiſtiſche Notizen. — Eiſen- und Bleipreiſe. — Getreidepreiſe vom Dezember und Jänner. — Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenſtein.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 2. Zweiundſechzigſter Jahrgang. 1872

Die Weyprecht-Payer'ſche Nordpolarfahrt.

(Vorgetragen im Landesmuſeum am 9. Februar 1872.)

Unter allen Seewegen des nördlichen Eismeeres ſtand das Meer nord- und ſüdwärts von Nowaja-Semlae in dem ſchlechteſten Ruf und ſeit einer langen Reihe von Jahren betrachtete man dieſen Theil des Nordpolarmeeres als verrammelt von Eis, gab den Gedanken der Auffindung einer nordöſtlichen Durchfahrt nach Amerika ganz auf, und wagte ſich mit Zuverſicht nur auf ſolche Seeſtraßen, um nach dem Nordpol oder nach der Südſee zu gelangen, welche das nördliche Aſien ganz bei Seite ließen.

Macht man einen Rückblick auf die 24 Expeditionen, welche von 1553 an bis 1839, in der erſten Periode von den Engländern, Holländern und Dänen, vom 18. Jahrhundert an von den Ruſſen theils zur Auffindung einer öſtlichen Durchfahrt, theils zur Erforſchung von Nowaja-Semlae und des Kariſchen Meeres unternommen worden ſind, ſo durfte man bis vor 3 Jahren die Wiederholung jedes weiteren Verſuches in dieſer Richtung als ein abenteuerliches Unternehmen betrachten, dem kein beſſeres Ende vorauszuſagen war, als die beſtausgerüſteten und beſtgeleiteten unter jenen Expeditionen erfahren haben. Unter dieſen gehörten die drei erſten von England in den Jahren 1553, 1556 und 1580 ausgegangenen zu den mißlungenen, zum Theil gänzlich verunglückten, denn die erſte von ihnen unter Cap. Willoughby hatte mit zwei Schiffen und ihrer Bemannung das Schickſal, welches in der Folge bei der Aufſuchung

Digitized by Google

einer nordweſtlichen Durchfahrt Franklin fand, und keine von allen gelangte nur in das kariſche Meer. Glücklicher waren die Holländer mit ihren fünf Expeditionen in ten Jahren 1594 bis 1625. Denn Barent drang am 1. Auguſt 1595 bis an das nordöſtliche Ende von Nowaja-Semlae, verunglückte aber bei der Wiederholung des Verſuches der Auffindung einer nordöſtlichen Durchfahrt im nächſten Jahre und der im Jahre 1625 von Holland aus gemachte letzte Verſuch kam nicht weiter als zur Jugoriſchen Straße am Eingang des kariſchen Meeres. Glücklicher waren die 1664 und 1668 durch den holländiſchen Wallfiſchfänger Vlaming ausgeführten däniſchen Expeditionen, da es dieſem gelang um Nowaja-Semlae herum ins kariſche Meer zu kommen, das er eisfrei traf. Dies lud die Engländer nochmals ein, ſich an die Löſung des Problems einer nordöſtlichen Durchfahrt zu machen, und dem tüchtigen und erfahrenen Seemann John Wood gelang es, den um das Seeweſen hochverdienten Bruder Königs Karl II., nachmaligen Jakob II., für ſein Projekt einzunehmen, deſſen Durchführung ihm übertragen war.

Dieſe Wood'ſche Expedition hat von Allen den nachhaltigſten Einfluß auf die Anſichten der Seeleute geübt. Wood umſchiffte ſchon am 19. Juni das Nordkap, ſchlug Nordoſt-Richtung ein, kam ſchon unter 75° 53′ n. Breite, 39° 48′ ö. Länge an einen geſchloſſenen Eiswall, der ſich in dieſer Richtung nach Oſtſüdoſt erſtreckte, und nachdem er denſelben 4 Tage noch oſtwärts verfolgte und bereits der Küſten von Nowaja-Semlae anſichtig wurde, zeigte es ſich, daß die Eiswand mit der Küſte zuſammenhing. Einzelne Schollen hatten ſich dort davon abgelöſt und zwiſchen dieſen kreuzte Wood mit ſeinen zwei Schiffen in der Hoffnung auf eine günſtigere Geſtaltung der Eisverhältniſſe, erlitt aber mit dem eigenen Schiff Schiffbruch, während das andere im Nebel nicht aufzufinden war. Die Schaluppe, auf welcher die Fahrt nach Rußland hätte unternommen werden ſollen, faßte nur 30 Mann und 70 Schiffbrüchige waren aufzunehmen. Endlich nach zehn Tagen tauchte das andere Schiff auf, nahm ſie an Bord und traf am 22. Juni in England ein. Aus dem begeiſterten Verfechter der nordöſtlichen Durchfahrt wurde nun der entſchiedenſte Gegner. Als in der Folge der Schiffer Horn und im Jahre 1824 der ausgezeichnete ruſſiſche Kapitän Lütke gleiche Erfahrungen machten, nachdem letzterer unter 76° n. B. 43° ö. L., alſo nahezu an derſelben Stelle, die Wood am 11. Juli 1824, und auf der ganzen angegebenen Strecke dieſelbe Eisſchranke faſt gleich, wie Kap. Wood im Jahre 1676, gefunden hatte, ſo war die Anſicht von einer

Digitized by Google

undurchdringlichen Eiswand zwiſchen Spitzbergen und Nowaja-Semlae eine allgemein feſtſtehende, obgleich Lütke aus dieſem Zuſammentreffen nur den Schluß für berechtigt hielt, daß dieſer Meeresarm nicht ſelten von Eis geſperrt iſt, nicht aber, daß er durch unbewegliches Eis abgeſperrt ſei. Solche anſcheinend gänzliche Hoffnungsloſigkeit des Unternehmens einer nordöſtlichen Durchfahrt darf um ſo mehr überraſchen, als eine Vergleichung der Orographie von Nordamerika und Nordaſien lehrt, daß im nördlichen Gebiet von Amerika der Kupferminenfluß der einzige Strom von größerer Bedeutung iſt, welcher der Wolga an die Seite geſetzt werden kann, während dem aſiatiſchen Eismeer nebſt vielen kleineren Flüſſen drei Ströme, Obi, Jeniſei und Lena, die Gewäſſer aus der nördlichen Abdachung des aſiatiſchen Hochlandes zuführen, Ströme, welche zu den längſten und mächtigſten der Erde gehören, deren jeder die Wolga an Größe der Stromentwicklung übertrifft. Wenn man überdies erfährt, welche große Waſſermaſſen ſie beim beginnenden Sommer in das Nordmeer ergießen, ſo ſchiene der Schluß erlaubt, daß die Wirkung ihrer warmen Wäſſer noch weit ins Nordpolarmeer nachweisbar ſein werde, daß mindeſtens tief in dasſelbe offene, vom Eis freie Strecken zu finden ſeien, daß ihre Wäſſer den ganzen Sommer über dazu dienen werden, den größten Theil des im Meere ſchwimmenden Eiſes zu ſchmelzen, mindeſtens die Bildung von mächtigen und ausgedehnten Eisdämmen unmöglich machen werden. Dieſe Wirkung der ſibiriſchen Flußwäſſer auf das Eis des nördlichen Meeres mochte von Weſten her durch die unausgeſetzt aus der wärmeren Zone nach dem Pol zu abfließenden Wäſſer des Oceans unterſtützt werden, nachdem der dieſe warmen Wäſſer zuführende Golfſtrom in ſeinem Verlauf längs der Oſtſeite des vom Nordpol gegen die Südſpitze Grönlands ziehenden Nordpolarſtromes bei Island wie im deutſchen Nordmeer längs der Küſten Norwegens und Lapplands längſt nachweisbar war. Was läge näher als die Annahme, daß derſelbe, ſei es längs der Weſtküſte Spitzbergens fortziehe oder in das Meer von Nowaja-Semlae verlaufe und ſo an der Weſtſeite das an dem Eis des Nordmeeres vollbringe, was an der Oſtſeite die warmen Wäſſer der ſibiriſchen Ströme vollbringen. Die ganze Uferbegränzung des Nordpolarmeeres läßt ferner für ſeine Eisſtröme nur drei Ausgänge zu, von denen der eine durch die Baffinsbay wohl ganz von den Eismaſſen der Meeresſtraßen der dahinter und weſtlich davon gelegenen Inſelgruppen erfüllt wird, während der zweite, die Behringſtraße, zu eng iſt, um mehr als eine Ausgleichung der warmen ſüdlichen und kalten nördlichen Wäſſer

zu geſtatten. Die einzige weiteſte Straße für die Eisſtröme des Nordpolarbeckens öffnet ſich durch das breite Meer zwiſchen Grönland und Nordeuropa oder zwiſchen Grönland und Spitzbergen und zwiſchen dieſem und Nowaja-Semlae. Der eine weſtliche Eisſtrom iſt es eben, welcher ſich in einer Breite von 30 bis 40 Meilen vor Oſtgrönland vorlegt und dieſes Land von dieſer Seite unzugänglich macht, und den gleichartigen Strom kann man an der Südſpitze von Spitzbergen und gegen die Bäreninſel im öſtlichen Meer von Spitzbergen während des ganzen Sommers beobachten. Wenn aber, ſchließt Weyprecht weiter, durch dieſe Eisſtröme immer fort Waſſer in Form von Eis aus dem Nordpolarbecken abgeführt wird, ſo muß anderſeits warmes Waſſer immer den Erſatz bieten und in der Zeit, wo die Sonne über dem Horizont verweilt und keine neue Eisbildung vor ſich gehen kann, muß doch ein Moment eintreten, in welchem örtlich alles Eis entfernt iſt, alſo offenes Meer entſteht.

Solche Schlüſſe zu machen, war man vom theoretiſchen Standpunkt aus berechtigt und die Annahme der Zufuhren warmer Wäſſer einerſeits in nordöſtlicher Richtung durch den Golfſtrom, anderſeits aus ſüdweſtlicher Richtung von der aſiatiſchen Küſte her, war auch durch die Erfahrungen über die maſſenhaften Treibholzanlagerungen in Spitzbergen bis zu den nördlichſten Buchten als richtig beſtätigt, nachdem ſich dieſe Treibholzmaſſen am häufigſten und mächtigſten an den Oſt- und Nordküſten Sibiriens und mit Holzarten vorfinden, deren Natur auf Sibirien als Standort hinweist.

Doch grau iſt alle Theorie, wenn ſonſt mit den aus ihr gezogenen Schlüſſen nicht die Erfahrung ſtimmt, und das war hier für alle Nordpolarfahrer der Fall, welche im Juni, Juli, zum Theil ſelbſt noch im Auguſt in dem Meere öſtlich von Spitzbergen vorzudringen ſtrebten. Bald geriethen ſie zwiſchen undurchdringliche Eismaſſen oder es legte ſich gar ein unabſehbares Eisfeld, unbeweglich wie ein Continent vor und ließ in grauer Ferne die Berge des fabelhaften Gillislandes, aber zugleich die Unmöglichkeit erkennen, zu dieſem vorzudringen.

Da kam auf Einmal im Jahre 1869 der als undurchdringlich verſchrieene ewige Eisklumpen, womit man das öſtliche Polarmeer erfüllt erklärte, um Nowaja-Semlae herum in Bewegung durch gleichzeitige kühne Unternehmungen. Die eine vom ruſſiſchen Kaufmann Sidoroff, der mit einem Dampfer unter C. Rieck nach dem Obi zu gelangen ſuchte und dahin kam; die zweite durch den Norwegiſchen Wallroßjäger Carlſen, welcher in das ſibiriſche Eismeer durch die Waigatſchſtraße und das übel berüchtigte kariſche Meer vordrang und für ſeine Fahrt

mit einem kleinen Segelfahrzeug die Beute von 238 Wallroſſen, 30 großen Robben und 3 Eisbären, zuſammen im Werthe von 7500 Thalern als Belohnung nach Hauſe brachte. Beide Expeditionen verließen erſt am 3. Auguſt den Hafen von Hammerfeſt. Die dritte Expedition war die von Kap. Palliſer mit einem Segel-Schooner und einer Dampf-Schaluppe an Bord blos zum Zweck der Jagd unternommene. Das Reſultat dieſer drei Unternehmungen war theils eine Beſtätigung deſſen, was ſchon aus andern Vorfällen mit Sicherheit entnommen werden konnte, theils gaben ſie eine Widerlegung bis dahin beſtandener Vorurtheile. Jährlich kommen Samojeden, welche öſtlich der Waigatſchſtraße wohnen, mit ihren Booten an die Petſchora und ſelbſt nach Archangel. Auf dieſe Erfahrung eben gründete Sidoroff ſeine beſten Hoffnungen, auf demſelben Weg bis an den Obi und Jeniſei zu gelangen, nachdem er ſich überzeugt, daß an den Mündungen beider Flüſſe offenes Meer ſchon im Juni zu treffen iſt. Carlſen drang durch dieſelbe Straße längs der ſibiriſchen Küſte bis an die Mündung des Obi (weiße Inſel) vor, ohne bis dahin eine Eisſcholle und noch weiter hinaus Eis getroffen zu haben, und Palliſer war bis Ende Juli an der Nordweſtküſte von Nowaja-Semlae bis nördlich vom Cap Naſſau vorgedrungen, hätte, nachdem das Eis nach ſtürmiſchem Wetter aufgebrochen war, ohne Anſtand die Nordſpitze der Inſel umſchiffen können, wenn er nicht die Mannſchaft eines verunglückten Fiſcherfahrzeuges gerettet und an Bord genommen hätte, was zur Folge hatte, daß ſein Proviant für die ganze Fahrt nicht ausgereicht haben würde. Er ging durch die Mathewſtraße oder Matotſchkin-Schar quer durch das kariſche Meer gegen die Obi-Mündungen hin, ohne in dieſer Straße oder in dem genannten Meer noch Eis zu treffen. Gleichzeitig haben ferner die beiden Gelehrten Dr. Dorſt und Dr. Beſſels auf den Dampfern „Bienenkorb“ und „Albert“, welche der deutſche Schiffsrheder Roſenthal weſentlich im Fiſcherei-Intereſſe nach dem Meere zwiſchen Spitzbergen und Nowaja-Semlae abſchickte, höchſt intereſſante Aufſchlüſſe über Temperaturen des Meerwaſſers nordweſtlich von Nowaja-Semlae gemacht, welche die Wirkung des Golfſtroms bis über den 58° Längengrad außer Zweifel ſtellten. Früher aber noch als alle, hat in demſelben Jahre Kapitän Johanneſen, ein einfacher norwegiſcher Fiſcher, mit einem kleinen Fiſcherfahrzeug ſeine berühmte Fahrt nach Nowaja-Semlae und ins kariſche Meer ausgeführt. Es gelang ihm, längſt der nordweſtlichen Küſte jener Inſel bis 19. Juni ſchon bis ans Cap Naſſau vorzudringen; dort ſtieß er nach Norden auf eine feſte Eis-

Digitized by Google

kante, nachdem er früher ſchon nördlich von der Kreuzbay auf den Eisrand gekommen war; es machte ſich aber am Cap Naſſau eine ſtarke Strömung nach Oſten bemerkbar. Er kehrte zurück, fuhr durch die Matotſchkin-Schar, d. i. jene Seeſtraße, welche Nowaja-Semlae in ihrem untern Drittel durchquert, ins kariſche Meer bis zur kariſchen Straße, wandte ſich oſtwärts zur Samojeden-Halbinſel, längs welcher er bis über den 75° n. Breite und 72° ö. Länge vordrang, von wo er am 15. Auguſt ſeinen Rückweg längs der öſtlichen Küſte von Nowaja-Semlae antrat. Auf dieſer Fahrt fand er größtentheils ganz eisfreies Meer oder ſtellenweiſe zertheiltes und dünnes Treibeis.

Im nächſten Jahr paſſirte Johanneſen ſchon am 12. Juli die kariſche Straße, ſtieß dort nördlich von der Inſel Waigatſch auf Treibeis, fuhr wieder die Samojeden-Halbinſel an, durchquerte ohne alle Hinderniſſe zweimal das kariſche Meer, drang bis 79° öſtlicher Länge vor und kehrte in gänzlich eisfreiem Meere um Nowaja-Semlae herum und längs der Nordweſtküſte dieſer Inſel zurück.

Aber auch für das nördlich von Nowaja-Semlae befindliche Meer gewann man in demſelben Jahre durch die Treibholzbeobachtungen Heuglin's an den tauſend Inſeln, Barents-Land und Spitzbergen Belege ihrer Abkunft von Sibirien, da ſie ſich meiſt als Lärchen, zum Theil als Kiefern und Birken darſtellten. Alles ferner durch die ſchwediſchen Expeditionen aus Spitzbergen mitgebrachte Treibholz erkannte Agardh als ſibiriſche Lärchenarten, und doch fand ſich dieſes in Buchten, welche von den Mündungen der nächſten ſibiriſchen Flüſſe Obi und Jeniſei 1000, von der Lena 1400 Seemeilen in gerader Linie entfernt ſind.

So ſtand die Kenntniß des Meeres zwiſchen Spitzbergen, Nowaja-Semlae und der weſtaſiatiſchen Küſte, als K. Weyprecht und J. Payer ihre Forſchungsfahrt unternahmen. Erſterer aus König im Odenwald gebürtig und Lieutenant der k. k. öſterreichiſchen Marine, hatte ſchon bei dem erſten Aufrufe Petermann's an die deutſche Nation, um eine Nordpolarfahrt mit ſtreng wiſſenſchaftlicher Miſſion zu Stande zu bringen, d. i. im März 1866, ſich erboten, mit einer Summe von 2000 Thalern eine Expedition auszurüſten und auszuführen, welche in einem norwegiſchen gedeckten Küſtenfahrzeug mit zwei Officieren, vier Matroſen und einem Bergmann von Tromſö oder Hammerfeſt ausgehen und während fünf Monaten eine Unterſuchung unternehmen ſollte, ob das Kohlenvorkommen im Eis-Fjord und Van Meyen-Bay von Spitzbergen ohne größere Vorbereitungen einer großen Expedition zur Baſis dienen könne,

Digitized by Google

und wie weit der Golfſtrom zwiſchen Spitzbergen und Nowaja-Semlae nach Norden vordringt. Nachdem er im Jahre 1870 an der Ausführung dieſes Vorhabens in Gemeinſchaft mit Dr. Beſſels gehindert worden war, erbot ſich im December desſelben Jahres Oberlieutenant Julius Payer zu einer Expedition nach dem kurz vorher durch Heuglin und Graf Zeil aufgefundenen K. Karl-Land an. Payer war im September vorher von der deutſchen Oſtgrönlands-Expedition zurückgekehrt, auf welcher er ſich durch ſeine orographiſchen Aufnahmen und Bergbeſteigungen ſo berühmt gemacht hat und Dr. Petermann ſtellte beiden 2000 Thaler von dem Reſervefond zur Verfügung, die er von den Geldſammlungen für die deutſche Nordpolar-Expedition für ein Unternehmen in das öſtliche Nordpolarmeer aufbehalten hatte. Eine Sammlung durch die geographiſche Geſellſchaft in Frankfurt warf 589 Thaler ab, vom Kaiſer, Unterrichts- und Handelsminiſterium, der k. Akademie und einigen Privaten von Oeſterreich kamen 3472 Thaler zuſammen, ſo daß 6061 Thaler für die Expedition verwendet werden konnten. Die nothwendigſten Inſtrumente bewilligte das Kriegsminiſterium und zum Theil die Akademie der Wiſſenſchaften. Mit einem Schiff von 55 Tonnengehalt, das außer dem Kapitän noch 8 Mann zur Bedienung hatte und mit drei Booten verſehen war, gingen unſere Reiſenden Mitte Juni v. J. in See. Auf Grund der noch vor der Abfahrt bei den Kapitänen Johanneſen, Mattilas und dem Lootſen Helſtadt und anderen, welche insgeſammt ſehr erfahren über die Eisverhältniſſe des Meeres zwiſchen Spitzbergen und Nowaja-Semlae waren, bildete ſich Weyprecht, wie er noch am 26. Mai an Dr. Petermann ſchrieb, die Anſicht, daß das Eis in ſeinem ununterbrochenen Zuge nach Süden beim Zuſammentreffen mit dem Golfſtrome aufgehalten und zu einer ſchwer paſſirbaren, ziemlich ſcharf markirten Eisanhäufung von verſchiedener Breite aufgeſtaut werde, hinter welcher ſich, wenn auch nicht offenes, aber doch ſchiffbares Waſſer finden werde. Keiner von den vernommenen Gewährsmännern konnte aber directe Auskunft über den Zuſtand des Eiſes öſtlich von Hope-Inſel geben, keiner ſcheint in demſelben geweſen zu ſein.

Die Witterungsverhältniſſe waren zur Zeit der Abfahrt ſehr ungünſtig. Der Winter war nicht außergewöhnlich kalt, wollte aber noch immer nicht aufhören, denn noch wenige Tage vor der Abfahrt ſchneite es, und ſeit mehreren Monaten herrſchten die Nordwinde, welche einerſeits kein Thauwetter aufkommen ließen, andererſeits das Eis außerordentlich weit ſüdlich trieben. Nach den Ausſagen der Bewohner von Tromſö

war die Witterung um einen ganzen Monat zurück. Alle Fiſcherfahrzeuge, welche vor Mitte Juni ausgelaufen waren, kehrten bis 16. Juni wieder zurück, da die anhaltenden Nordweſtwetter das Auslaufen aus den Schären verhinderten.

Erſt am 26. Juni gelangte das Schiff unſerer Reiſenden in freie See, und ſchon am 28. Juni trafen ſie unter 73° 40′ n. Breite, 21° n. Länge auf Eis. Nachdem ſie ungefähr 40 Meilen nach Nordnordoſt zurückgelegt hatten, ſetzte ſich das Eis bei Südoſtſturm bis zum 3. Juli immer dichter zuſammen und bald lagen ſie bei Nebel inmitten aufgeregter Eismaſſen in der ſteten Erwartung, daß das Schiff aus den Fugen gehen werde. Erſt am 10. Juli, nachdem ſich der hohe Seegang wieder legte, gelang es ihnen, wieder frei zu werden. Das Eis zog ſich gegen Oſtnordoſt und lag auf 40° O. bis zum 75½° N. herab. Von dort wendeten ſie gegen die Hope-Inſel Auf der ganzen zweimal durchlaufenen Strecke zwiſchen dieſer Inſel und dem 40° O. Länge war das Eis leicht und ſo vertheilt, daß es nach Verſicherung Payer's einem Dampfer kein ernſtliches Hinderniß bieten konnte, ſelten älteres als einjähriges Eis; keine Eisberge, Trümmer davon nur ſelten, eigentliches Packeis mit großen ſchweren Flarden nie, obwohl ſie an einzelnen Stellen ſich 20 Meilen innerhalb der Eiskante befanden, welche ſich bei Südwinden dicht zuſammenſetzte, während bei Nordwinden das Eis gut vertheilt war. Auch konnten ſie die mit zunehmendem Sommer raſch vorſchreitende Zerſtörung des Eiſes erfahren, nachdem ſich die Eiskante vom 15. Juli bis zum 28. Juli, d. i. innerhalb 14 Tagen, allerdings unter Mithilfe eines Südoſtſturmes von 75° auf 76° 10′ N., d. i. um volle 70 Seemeilen, gegen Norden verſchoben hatte.

Bei der Hope-Inſel hinderte ſie ein ſtarker nach Weſtſüdweſt ſetzender Strom, bei hoher See und dickem Nebel, zwiſchen geſtrandeten Eisbergen, das vor der Inſel liegende Treibeis zu durchbrechen. Sie fuhren um die Tauſend Inſeln, wo ſie im Süden derſelben auf 76° 10′ n. Br. und 22° ö. L. zum erſten und einzigen Mal auf ſchweres Packeis trafen, das aus Eisbergen und deren Trümmern feſt wie zuſammengekittet erſchien, gingen gegen das Südkap von Spitzbergen in der Hoffnung, dort das Landwaſſer längs der Oſtküſte zur Fahrt in den Stor-Fjord aufwärts zu gewinnen. Zehn Tage kämpften ſie gegen Oſt- und Nordoſtſtürme und heftigen um das Cap gegen Weſten ſetzenden Strom, ohne daß es gelang, in den Stor-Fjord zu kommen. Sie geriethen in Folge fortwährenden Nebels und des ſtarken Stromes zwiſchen ſchweres

Digitized by Google

Treibeis und mit dieſem in die Riffe des Südkaps, und als ſich endlich der Wind umſetzte, und ſie in den Fjord einliefen, fanden ſie beim Cap Whales das Eis bis zum Lande liegend und vernahmen von den Matroſen eines nach Hammerfeſt heimkehrenden Schiffes, daß weiter gegen Norden die ganze Meeresſtraße in Eis liege. Auf das verzichteten unſere Reiſenden auf den Plan, auf dieſem Wege durch die Freeman-Straße Gillis-Land anzufahren, durchſegelten mit friſchem Nordwind das dicht liegende Eis bis zur Hope-Inſel, welche nun am 18. Auguſt mit Ausnahme der geſtrandeten Eisberge von Eis frei war. Sie drangen nun in loſem Eiſe im Süden von Gillis-Land weiter gegen Oſten vor, fanden unter 77° 17′ n. Br. zwiſchen 28° und 36° ö. B. das Eis nur leicht, aus kleinen durchſchnittlich nur 2 Fuß dicken Feldern beſtehend, nie Brockeneis und im Ganzen von einer Beſchaffenheit, daß ſie ſich eher auf einem Süßwaſſerſee, als in arktiſchen Gewäſſern zu befinden glaubten und welches ein ſtarker Dampfer gerade durchfahren könnte. Sie erreichten am 29. Auguſt den 77½° n. B. auf 42° ö. L., und als ſie am folgenden Tag in nordöſtlicher Richtung unter 41½° ö. L. den 78. Breitengrad überſchritten, verloren ſie alles Eis, ſtießen erſt in der Nacht wieder auf die Eiskante, welche ſich aber hier ſtatt gegen Oſt gegen Norden und unter dem 78° 41′ n. Br., 42° ö. L. gegen Nordoſt zu ziehen ſchien. Am 1. September hinderte unter 78° 48′ n. Br., 42° 30′ ö. L. dicker Nebel mit ſteifem Gegenwind, nicht aber der Zuſtand loſen Treibeiſes ein weiteres Vordringen nach Norden. Viel Treibholz, darunter ein Stück mit friſchem Schlamm belegt, ferner Algen, an ſeiner Durchſichtigkeit leicht erkennbares Süßwaſſereis und nach Süden fliegende Eiderenten, die ſich erfahrungsmäßig nie weit vom Lande entfernen, ließen auf nahe befindliches Land ſchließen, aber dicker Nebel hinderte jede Fernſicht. Nun nahm man eine ſüdöſtliche Richtung bis 75°, 44′ N., 52° O., ohne auf Eis zu ſtoßen, das man erſt wieder am 6. September auf 78° 5′ N. 56° O. traf. Hohe See, mit verhältnißmäßig wenig Wind, zwangen wieder vom Eis abzuſtehen, und ſo ging man in freiem Waſſer wieder auf 77½° n. Br. unter 59° ö. L. zurück. Das Waſſer zeigte dort an der Oberfläche eine Temperatur von 3° C. und unter 76½° in Sicht von Cap Naſſau ſogar von 4½°. Am 14. September befand man ſich vor Matotſchkin-Schar auf dem Rückweg und langte bis 4. Oktober in Tromſö an. Die ganze Reiſe war eine äußerſt mühſelige. Während des Aufenthaltes beim Eiſe hatten unſere Reiſenden 785 Stunden Nebel, 132 Stunden Regen und Schnee, 746 Stunden

Digitized by Google

ohne dieſelben, aber meiſtens mit einer Bewölkung, welche dem Nebel ſehr wenig nachgab, und nur zwei Tage reinen Himmel.

Dieſe Expedition gab höchſt merkwürdige Aufſchlüſſe, einerſeits über die Verbreitung des Golfſtromes, anderſeits über die Wirkung der warmen Waſſer der ſibiriſchen Ströme. Die beobachteten Temperaturen des Meerwaſſers beſtätigen, daß das ganze Meer zwiſchen dem Nordkap, den Büreninſeln und Nowaja-Semlae warmes Waſſer enthält, welches mit dem Fortſchreiten des Sommers auch gegen Norden vorrückt. Während im halben Juli die äußerſte Eiskante auf 75½° N. unter 30° ö. L. zu treffen war, wich ſie in den folgenden drei Wochen um einen vollen Grad, und bis Ende Auguſt um weitere 40 Meilen nach Norden zurück und war zuletzt in einem Zuſtand, daß ein guter Dampfer gerade durch dasſelbe hätte fahren können.

Die Tiefſee-Temperatur-Beobachtungen ergaben, daß dieſes warme Waſſer eine ſtreng geſchiedene obere Schichte bildet und ſchichtenweiſe nach unten an Wärme verliert. So zeigte ſich die Waſſer-Temperatur unter 44° ö. L. bei 72° 30′ Breite, in der Tiefe von 12′—114′ mit + 4·8° C. und nahm bis 450′ auf 0°, bis 800′ auf — 1·3° ab. Um 5° weiter nördlich unter 77° 26′ n. Br., dagegen betrug ſie in der Tiefe von 6—30′: + 2·2°, in der Tiefe von 60′: + 0·3°, ſank unter 75′ auf — 0·9° und in 360′ Tiefe auf — 1·6°; unter 55° ö. L. betrug ſie bei 76° 40′ n. Br. in der Tiefe von 6′ — 36′: + 2·5°, auf 60′: 0° und in der Tiefe von 300′: — 1·2°, ſo daß ſich das warme Waſſer vom Nordcap bis an das nordöſtliche Drittel von Nowaja-Semlae allmählig verflacht. Unter 60° ö. L. nimmt es die ganze Breite von 78° bis zur Nordküſte von Nowaja-Semlae ein, hat aber zuletzt nur mehr eine Tiefe von 30 Klaftern.

Kapitän Johanneſen fand aber auch auf ſeiner Fahrt im September 1870 längs der Nordküſte von Nowaja-Semlae eisfreies Meer, drang darin noch bis zum 79° ö. L. vor, begegnete erſt dort Eisbergen, fand aber zuletzt reines Flußwaſſer, je mehr er ſich der Obi-Mündung näherte. In gleicher Weiſe drang Cap. Mak im September v. J. im kariſchen Meere unter 75° 43′ n. Br. bis auf 81° ö. L. oberhalb der Mündungen des Jeniſei vor, fand dort alles Meer eisfrei und bei einer Oberflächentemperatur von 6¾° ſtark mit Süßwaſſer gemiſcht und mit heftigem Strome gegen Nordoſt ſetzend. Dieſe Beobachtungen bringen, wie Weyprecht bemerkt, im Zuſammenhang mit den von ihm und Payer gemachten ganz neue Anſchauungen über die Stromverhältniſſe im Oſten

Digitized by Google

von Nowaja-Semlae. Wenn man das ungeheure Stromgebiet des Obi und Jeniſei erwägt, deren Quellen weit im ſüdlichen Sibirien liegen, und das um 10.000 Quadrat-Meilen mehr als alle Stromgebiete des mittelländiſchen und ſchwarzen Meeres beträgt; wenn man damit in Verbindung bringt, daß Middendorf das Waſſer des noch weiter nördlich unter 76° n. Br. mündenden Taimyr-Fluſſes im Auguſt mit einer Temperatur von 11° C. fand, daß das kariſche Meer und ſo weit es bekannt iſt, das Meer im Norden von Sibirien bei ſeiner geringen Tiefe eine Flachſee darſtellt, ſo iſt die Erklärung die natürlichſte, welche Weyprecht von daher für das aufgefundene freie Polarmeer entnimmt.

Die durch Weyprecht und Payer gemachte Entdeckung eines eisfreien Meeres, auf 18 Längengrade und 70 Meilen Breite, an Stellen, wo man bisher nur undurchdringliche Eismaſſen annahm, nennt Dr. Petermann die größte und wichtigſte, welche für die Löſung der Frage des Nordpolarmeeres gemacht werden konnte. In England und Nordamerika nahm man die Nachricht davon mit dem größten Beifall auf und man ſteht nicht an, in der Weyprecht-Payer'ſchen Fahrt und Entdeckung eine der bedeutendſten Thaten der Seefahrer unſeres Jahrhunderts zu erkennen, welche zu weitern Entdeckungen am Nordpol führen, denen gleich, welche Cap. Roß im Südpolarmeer machte. Ueberal erkennt man, daß die Männer, welche mit ſolchem Muth, ſo viel Standhaftigkeit und unerſchütterlicher wiſſenſchaftlicher Ueberzeugung, und nebenbei mit den kärglichſten Mitteln eine ſo hochwichtige Frage glücklich löſten, auch die geeignetſten ſind, um die gemachte Entdeckung noch weiter zu verfolgen. Ueberall erwartet man daher die Ausrüſtung und Führuug einer größeren wiſſenſchaftlichen Expedition in dieſem Jahre durch Weyprecht und Payer.

Dieſes Werk iſt auch wirklich nach folgendem Plane im Zuge. Die Expedition ſoll auf einem eigens dazu gebauten, mit einer Dampfmaſchine verſehenen Schiffe von ungefähr 220 Tonnengehalt unternommen und auf drei Sommer und zwei Winter ausgerüſtet werden. Sobald die Nordküſte von Nowaja-Semlae eisfrei wird, was meiſtens in der zweiten Hälfte Auguſt geſchieht, will man aufs raſcheſte gegen Oſt vordringen und wo möglich Neu-Sibirien nordöſtlich von der Mündung der Lena zu erreichen, und wenn dies nicht möglich wäre, doch die Oſtſeite des Kap Tſcheljuskin, des nördlichſten Vorgebirges von Weſt-Sibirien, zu gewinnen trachten. In dieſem Falle wäre im nächſten Sommer auf Neu-Sibirien loszugehen, das offene Meer, die ſogenannte

Digitized by Google

Polynia dort zu unterſuchen, ein Vorſtoß nach Norden zu verſuchen und im nächſten Sommer die Behring-Straße zu gewinnen.

Die Koſten für das Schiff und die Expedition ſind auf ungefähr 175.000 fl. veranſchlagt; davon ſind bei 100.000 fl. bereits durch Subſcriptionen gedeckt, alſo 70.000 fl. noch aufzubringen. Man will die ganze Expedition als eine öſterreichiſche, daher auch mit öſterreichiſchen Mitteln zu Stande bringen. Zu dem Zweck hat bereits die geographiſche Geſellſchaft einen Aufruf veröffentlicht, wird eben jetzt in Wien ein Central-Comité zuſammengeſetzt, um die Geldſammlung in ganz Oeſterreich zu betreiben und hat ſich hier ein Comité gebildet, damit auch Kärnten einen Beitrag leiſte.

Man wird fragen, welches Intereſſe Oeſterreich oder die Oeſterreicher an einer ſolchen Expedition nehmen, deren Nutzen allen nordiſchen Seeſchifffahrt und Seefiſcherei treibenden Nationen zufällt, für welche gerade Rußland das lebhafteſte Intereſſe nehmen müſſe. In Wirklichkeit iſt auch eine nordamerikaniſche Expedition unter Cap. Hall ſeit 26. Juli 1871 auf dem Wege durch den Smith-Sund, es wird ferner heuer eine ſchwediſche Expedition im Norden von Spitzbergen gegen den Nordpol vorzudringen verſuchen und es ſoll heuer durch eine Recognoscirung im Nowaja-Semlae-Meer eine auf 1873 beabſichtigte ruſſiſche Expedition vorbereitet werden. Wenn nun auch Oeſterreich in die Reihe der Nationen und Staaten eintritt, welche ſich an der Löſung der Nordpolfrage machten, ſo leitet es weſentlich ein wiſſenſchaftliches Intereſſe, die Ausſicht auf den Ruhm großer geographiſcher Entdeckungen, das Gefühl der Pflicht, die unter öſterreichiſchem Namen mit ſo viel Erfolg begonnene Unternehmung zum angeſtrebten Ziele zu führen. An dem Gelingen des großen Werkes nehmen wir als Oeſterreicher und Deutſche Antheil und die Rückwirkung davon auf das öſterreichiſche Bewußtſein, die Belebung neuer wiſſenſchaftlicher Forſchungen und die Hebung unſerer Seeſchiffahrt wird reichlich erſetzen, was wir jetzt zur Vollbringung des Unternehmens beitragen, welches, glücklich durchgeführt, Oeſterreich ebenſo ehren wird wie der Mann, deſſen Namen das Schiff der Expedition trägt.*)

*) Dr. Petermann, geogr. Mittheilungen 1871; Sitzungsberichte der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien, 7. Dezember 1871.

Anmerkung: Die im Berichte angegebenen Längengrade beziehen ſich auf den Meridian von Greenwich, welcher 17° 38′ 38″ öſtlich von Ferro liegt.

Das Schiff der Expedition heißt „Tegethoff“.

Ausſtellung des ſteir. Kunſtvereines.

Nachdem Grazer Blätter hinreichend über die letzte Kunſtausſtellung ſprachen, möge es auch geſtattet ſein, betreff Kärntens Erwähnung zu thun, ſelbſtverſtändlich nur unſer Vaterland betreffende Bilder oder kärntneriſche Künſtler im Auge behaltend. Was nun dieſe betrifft, iſt unſer unvergeßlicher Pernhart beinah' allein Vertreter ſeines Vaterlandes, denn Prinzhofer's Porträt (Nr. 60 des Katalogs) bietet kein allgemeines Intereſſe, ſo ſehr der Meiſter damit wieder ſeinen Ruf befeſtigt. Pernhart's Panoramen vom Schöckel und Dobratſch waren wieder Anziehungskräfte für das Publikum, daß man kaum Platz bei ſelben fand und die Bilder ruhig betrachten konnte. Wenn nun, wie ſchon von kundiger Seite gegen ihn bemerkt, der Mittelgrund zu viel grau und blau wieder ſpiegelt, ſo ſind alle bekannten Ortſchaften doch ſtets ſo markirt gegeben, daß der Topograph ſich bald, wie in den Gebirgsgruppen der Geograph leicht zurecht finden kann. ein hoher Genuß für jeden Vaterlands- und Kunſtfreund! — Obwohl Pernhart im Großglockner-Panorama ſeine Meiſterſchaft zeigte und dasſelbe vielleicht einzig daſteht, ja mehrere bekannte (vollkommene) Rundſchauen, ſo vom Stou, vom Magdalensberg u. ſ. w., dieſe beiden Bilder weit übertreffen, wäre es doch Schade, wenn ſie nicht dem Lande erhalten blieben, aus dem ſie ſtammen. Alfred Frank's Zeichnungen ſind der Gegend von Velden am Wörther-See entnommen und zeigen Selbſtverſtändniß der Sache; da dies Bad auch im Sommer 1871 wieder ungemein beſucht war, dürften ſie mehrſeitiges Intereſſe geboten haben.

Nebenan waren Schmölzer's, des bekannten „Sängervaters" und Komponiſten aus dem Mürzthale, Aquarellen ausgeſtellt, von denen hier nur Erwähnung geſchehen ſoll, um kärntneriſche Künſtler oder überhaupt kundige Touriſten aufzufordern, ſolche auch aus unſerem Vaterlande zu bringen. Sie machen keinen Anſpruch auf Meiſterſchaft, aber ſie bieten eine angenehme Zimmerreiſe und ſind doch ſo Porträts, daß man ſich im erſten Augenblick an den rechten Ort verſetzt fühlt. Benk's Bilder aus den Karawanken (Nr. 19 die Obir und Nr. 20 bei Ferlach) ſind ähnlicher Art; aber wie reich wäre Kärnten mit ſeinen Dolomiten und See'n, Waſſerfällen und Gebirgsdörfern, alterthümlichen Kirchen und Ruinen u. ſ. w. — wäre damit doch eine eigene Ausſtellung zu bieten!

Iſt übrigens auch viel Mittelmäßiges da, ſo erſcheint das letzte Urtheil der Grazer Tagespoſt doch viel zu ſtrenge und man wird dabei

Digitized by Google

an den Ausſpruch eines noch in Klagenfurt bekannten Zeichnenlehrers erinnert, der bei weitläufiger Kritik oft mit den Worten einfiel: „nicht ſchimpfen, — ſondern lieber gleich niederſetzen und beſſer machen." Kaulbach's großes Carton wurde nicht nur ſchon ſattſam beſprochen, ſondern bereits in der illuſtrirten Zeitung und ſehr gelungen wiedergegeben; — lächerlich oder dumm genug erſchien auch eine ſinnloſe Parodie im Floh. — Auch die Mongolenherrſchaft und M. Stuart's Abdankungsacte und andere Bilder haben ſchon Lobreden und Tadler gefunden — wir wollten nur im Bereiche des Vaterlandes bleiben. J. C. H.

Zur Geſchichte des deutſchen Wohnhauſes.

(Schluß.)

Eine weitere belangreiche Veränderung im Innern des Hauſes, welche in den Burgen bereits viel früher, in den Landwohnungen geringeren Ranges aber bedeutend ſpäter — ſehr häufig gar nicht — eintrat, vollzog ſich im 14. Jahrhunderte in den ſtädtiſchen Häuſern: die Auflaſſung der Halle im Erdgeſchoſſe und die Umſtaltung dieſes letzteren für andere Zwecke, indem man im Obergeſchoſſe ein größeres Gelaß zum Empfange der Gäſte einrichtete, welches bald auch der gemeinſame Aufenthaltsort der Familie, das Speiſezimmer ꝛc. ward, wogegen die Schlafgemächer in den hinteren, ruhigeren Theil des Hauſes oder in ein zweites Stockwerk verlegt wurden, das Erdgeſchoß aber die Beſtimmung als Hausflur, wohl auch nebſtbei als Schlafraum für das Hausgeſinde erhielt.

In den ganz oder theilweiſe aus Holz gebauten ſtädtiſchen Häuſern, welche die Aufſtellung zweier und mehrerer Stockwerke nicht geſtatteten, ſchaffte man ſich den benöthigten Raum häufig durch Erweiterung des erſten und einzigen Oberſtockes, indem man dieſen auf der Seite gegen die Straße — an Eckhäuſern wohl auch an beiden Fronten, — über das Erdgeſchoß vorragen ließ, welche Bauweiſe dann auch bei ſteinernen oder Backſtein-Häuſern in der Art zuweilen beibehalten wurde, daß man den vorgeſchobenen Theil des Oberſtockes durch Säulen ſtützte, welche gegen die Straße zu eine offene Halle oder Laube bildeten, die man zu Spa-

ziergängen, Verkaufsplätzen u. dgl. verwendete, wie man dieß jetzt noch in älteren Städten*) hie und da ſehen kann. Auch die an alten Stadthäuſern hie und da noch vorhandenen Erker ſcheinen ein Ueberbleibſel dieſer Vorbauten zu ſein. — Alte Städte-Abbildungen aus dem 15. Jahrhunderte zeigen noch häufig dieſe überragenden Obergeſchoſſe.

Uebrigens war die Bauart ſtädtiſcher Häuſer auch dadurch bedeutend beeinflußt, daß die Städte in jener Zeit faſt durchgängig mit Ringmauern umfangen waren. — Durch dieſe Beſchränkung war der Raum ſo ſparſam zugemeſſen, daß man zu deſſen möglichſt ſorgfältiger Benützung genöthigt war. Das kräftige Aufblühen vieler Städte, mit deren raſch wachſender Einwohner-Zahl ihre Ausdehnung nicht in gleichem Verhältniſſe zunehmen konnte, hatte zur Folge, daß man mehr und mehr zur Erbauung ſteinerner Häuſer ſchritt, denen man zwar in den engen krummen Gaſſen nur eine verhältnißmäßig geringe Breite geben, aber deſto mehr an Höhe und Tiefe zuſetzen konnte. Um den in Folge ſolcher Bauanlage nach dem Innern des Hauſes ſich bedeutend vertiefenden Gemächern möglichſt viel Licht zuzuführen, mußte man die der Gaſſe zugewendeten Fenſter vergrößern, oder, wenn dieß nicht anging, vervielfachen, obſchon dieß nicht verhindern konnte, daß dennoch ein großer Theil des Zimmers nur in düſterem Halbdunkel lag. — In ſolcher Weiſe entſtanden die ſchmalen, faſt thurmhohen Häuſer mit den der Straße zugekehrten gegiebelten Fronten, die faſt nur aus Fenſtern beſtehen, wie man ſolche noch heutzutage in alten deutſchen Städten, welche ihren urſprünglichen Charakter wenigſtens theilweiſe beibehalten haben, nicht ſelten findet. Die Giebel waren häufig in zierlich durchbrochener Arbeit ausgeführt oder mit aufſteigendem Stufenwerk — ſogenannten „Katzentreppen" verſehen, — die Façaden der Häuſer nicht ſelten mit Verzierungen in Stucco oder Malereien, an hölzernen Obergeſchoſſen mit Schnitzwerk geſchmückt.

Im Erdgeſchoſſe betrat man — wie früher die Halle, — jetzt zuerſt die Hausflur, einen ſchmalen, gedrungen gewölbten, tiefen Raum, aus welchem ſteile, enge, zumeiſt finſtere Treppen, die man auch gerne als Wendeltreppen geſtaltete, in die Gelaſſe des Oberſtockes führten und dort in dunkle, langgeſtreckte Vorſäle mündeten. Hier ſtanden die Schränke und Truhen der Hausfrau, wohl auch die Schlaf-

*) Z. B. in Bökermarkt an einigen Häuſern.

ſtätten des Hausgeſindes. Das erſte Stockwerk enthielt die Schlafgemächer und die Wohnſtube, welche letztere in kleineren Häuſern zugleich das Empfangslocale für Gäſte war.

In größeren Häuſern befand ſich die Gaſtſtube im 2. Obergeſchoſſe Die engen Höfe waren von Hintergebäuden umgeben und beſetzt. Hier lag die Werkſtätte des Hausherrn, die Küche, das Waſch- und Badehaus und die Stallung für Pferde. Die geräumigen Oberböden des Hauſes waren zu Vorrathsbehältniſſen für allerlei Nutzbares verwendet, was von Außen mittelſt Kloben, die an der äußerſten Giebelwand in vortretenden, nach unten offenen Thürmchen angebracht waren, aufgewunden wurde.

Wie die Bauart der Wohnhäuſer überhaupt im Laufe der Jahrhunderte allmählig zum Beſſeren, Solideren und Behäbigeren vorſchritt, ſo änderte auch das Innere ſich immer vortheilhafter.

In gemauerten Häuſern kamen ſchon zu Ende des 13. und im Laufe des 14. Jahrhundertes die Kamine in Gebrauch. In den durchweg ſteinernen, meiſt auf ſteilen, wenig geſchützten Höhen gelegenen Burgen, die deßhalb dem Winde, der Kälte und den Unbilden der Witterung überhaupt mehr preisgegeben waren, griff man wahrſcheinlich wohl ſchon bedeutend früher zu geeigneten Erwärmungs-Vorrichtungen. In Privathäuſern wurde zuerſt das Frauen- oder Wohngemach mit dem Kamine ausgeſtattet; in die Halle ſcheint dieſer erſt im 15. Jahrhunderte übergegangen zu ſein, ja, ſelbſt im 16. Jahrhunderte fand ſich noch hie und da in der Halle der offene Feuerplatz mit den eiſernen Ständern, über welche die Holzblöcke gelegt wurden.

Auch in der Einführung der Oefen gingen die Burgen den Privathäuſern voran. So fand man auf reicher ausgeſtattenen Burgen ſchon zu Ende des 14. Jahrhunderts hie und da gewaltige Kachelöfen, die mit zierlichem Bildwerke geſchmückt, *) ſpäter allerdings allgemeiner wurden, aber erſt im 17. Jahrhunderte im bürgerlichen Hauſe durchweg Eingang fanden.

Merkwürdig lautet eine Beſchreibung der alten Burg des Hochmeiſters des deutſchen Ordens zu Marienburg**), einer der ſchönſten, großartigſten Burgbauten ihres Zeitalters. — Darin heißt es unter anderem, daß das Wohngemach des Hochmeiſters durch einen Ka-

*) Bach ob Glanegg.

**) J. Voigt, in Raumer's Taſchenbuch, 1830. S. 172.

min und einen im Fußboden angebrachten Ofen behaglich erwärmt geweſen ſei und eine gleiche Vorrichtung auch im kleinen Remter (Sale) desſelben ſich befunden habe.

Man kann unter dieſen „im Fußboden befindlichen Oefen" kaum etwas anderes ſich denken, als eine den römiſchen Hypocauſten oder der heutigen Meißner'ſchen Beheizung ähnliche Heiz-Einrichtung. —

Der Gebrauch der Glasfenſter ſcheint erſt mit dem 15. Jahrhunderte allgemeiner vorgekommen zu ſein. Obſchon bereits zu Ende des 10. Jahrhunderts größere Kirchen faſt allethalben Glasfenſter hatten und ſolche ſogar auch in den Arbeit- und Speiſe-Sälen der Klöſter, ja, ſelbſt in den Zellen der Mönche zu finden waren, kamen doch auch noch im 14. Jahrhunderte ſelbſt in Palläſten Fenſter mit Glasſcheiben ſehr ſparſam vor und waren in dieſen die Fenſter meiſtens noch ganz mit Holzläden, oder zur Hälfte mit Glas und zur Hälfte mit Holzklappen verſchloſſen. —

Indeſſen finden ſich doch ſchon im 13. Jahrhunderte, — wenn gleich höchſt vereinzelnt — hiſtoriſche Beiſpiele von Frauengemächern mit Glasfenſtern, wie z. B. in England, wo um die Mitte des 13. Jahrhunderts König Heinrich III. im Fenſter der Garderobe der Königin im Tower den bisherigen Holzverſchluß durch Glas erſetzen ließ. —

Trotz mancher ſchwankenden Angaben ſcheint im Laufe des 15. Jahrhunderts die Fenſter-Verglaſung in den deutſchen Städten ſo weit Verbreitung erlangt zu haben, daß man ſolcher in den Wohnungen reicher Adeliger, ja, ſelbſt wohlhabender Bürger nicht mehr entbehren konnte.

Zu Anfang des 15. Jahrhundertes waren in Baſel noch in allen Häuſern die Fenſter mit Tuch, Leinwand oder Pergament verſchloſſen; ſelbſt das Rathhaus der Stadt hatte zu jener Zeit noch Tuch-Fenſter. —

Aber ſchon in der Beſchreibung, welche Aeneas Silvius im Jahre 1436 über das Baſeler-Concil machte, wird erwähnt, daß damals die Wohnſtuben in den Bürgershäuſern mit „Glas verfenſtert" waren. Er hebt weiter hervor, daß er in Wien im Jahre 1460 bereits überall die Fenſter verglaſet geſehen habe. — Aehnliches war in Nürnberg der Fall, wo, wie die gleichzeitige Auf-

Digitized by Google

zeichnung des Andres Tacher berichtet, im Jahre 1470 bereits alle der Stadt gehörigen Beamten-Wohnungen „bis auf den Stadthirt und Hundſchlaber herab“, Glasfenſter hatten. —

Die Stoffe, welche man gewöhnlich als Erſatzmittel ſtatt des Glaſes im Gebrauche hatte, waren: Marienglas, dünngeſchabtes Horn, ölgetränktes Papier und Pergament, Blaſenhaut, Leinwand oder andere gewebte Zeuge. Dieſe waren nun wenig geeignet, Kälte und Luftzug abzuhalten. Die Fenſter-Oeffnungen wurden deshalb ſehr klein angelegt, jedoch, um den Zutritt des Lichtes möglichſt zu begünſtigen, nach Innen abgeſchrägt und erweitert, wodurch mehr direktes Licht in die zu erleuchtenden Räume gebracht werden konnte. —

Der Fenſter-Oeffnung entſprach auch die Conſtruction der Fenſter-Niſche, welche gleichfalls nach Innen ſich erweiterte und in ſolcher Weiſe, wo das Gemäuer entſprechend dick war, die Anbringung der beſonders beliebten traulichen Fenſterſitze geſtattete, wie man ſolche — aus Stein oder gemauert — noch jetzt auf ſehr alten Burgen hie und da findet. —

Zu beſſerer Abhaltung der Kälte pflegte man mit den genannten Stoffen nicht die ganze Fenſter-Oeffnung auszufüllen, ſondern man überſpannte ſie nur theilweiſe damit, oder man brachte in den Holzläden Löcher an, die mit ſelben verkleidet wurden. Dieſe Läden hingen entweder drehbar in Angeln, oder oben in Charnieren, ſo, daß ſie von unten hinausgeſtoßen und, von Stangen gehalten, als Schirmdächer für die Fenſter dienen konnten.

Zur Verglaſung der Fenſter bedurfte man in früherer Zeit, als dieſe noch klein waren, nur ganz kleiner Scheiben, vor welche man, um das koſtſpielige Glas gegen Schädigungen zu wahren, gewöhnlich hölzerne Gitter ſtellte, wie ſolche in der älteſten Zeit den alleinigen Fenſter-Verſchluß gebildet hatten und ſpäter in den Wohnſtuben mit Leinwand oder Papier überzogen wurden. — Als man die Fenſter-Oeffnungen vergrößerte, was insbeſondere in großen Kirchen ſchon frühzeitig geſchah, ſetzte man die Fenſter-Verglaſung aus kleinen, runden oder ſechseckigen, nach der Mitte zu ſich verdickenden Scheiben — ſogenannten „Butzenſcheiben“ — zuſammen, welche durch Verbleiung mit einander verbunden wurden. Häufig wurde auch hier noch das ſchützende Holzgitter — in ſpäterer Zeit Drahtgitter — vorgelegt.

Digitized by Google

Die Einrichtung der Innenräume — das Hausgeräthe — war im deutſchen Wohnhauſe des Mittelalters noch bis über das 15. Jahrhundert ſehr einfach.

Die Wände pflegte man meiſtens mit Teppichen zu verkleiden. Rings um dieſelben ſtanden breite, maſſive Bänke, welche mit Kiſſen und Decken belegt wurden und zur Nachtzeit auch als Lager dienten. Waren keine Wandteppiche vorhanden, ſo wurden wenigſtens hinter den Bänken, die ſelten Lehnen hatten, Decken — ſogenannte „Rücklaken" aufgehängt. Im 15. und 16. Jahrhunderte pflegte man die Wände kleinerer Gelaſſe mit Holzgetäfel zu bekleiden.

Die Conſtruction der Zimmerdecken aus Holzgetäfel, zu welcher man von der urſprünglichen rohen Balken-Decke allmählig überging, blieb bis in das 17. Jahrhundert allgemein im Gebrauche.

Ein Hauptgeräthe der Halle oder des Gaſtraumes war der ſchwere hölzerne, meiſtens zum Aufklappen eingerichtete Tiſch, den man nach beendeter Mahlzeit bei Seite zu ſtellen pflegte. In früherer Zeit höchſt einfach, faſt roh gearbeitet, erhielt der Tiſch im 16. Jahrhunderte eine gewiſſe, wenn auch ſchwerfällige Eleganz und nicht ſelten ſehr koſtſpielige Ausſtattung. Künſtlich gewundene oder geſchnörkelte Säulenfüße trugen die zuweilen aus ſeltenen Holzarten verfertigte, mit eingelegter Arbeit geſchmückte oder aus ſchönem Marmor beſtehende Platte, unter welcher in manchem Prachtexemplare allerlei Behältniſſe für Vorräthe und Werkzeuge zu feinen weiblichen Handarbeiten, für Toilette- und Spiel-Requiſiten (Kämme, Seiſe, Karten, Würfel ꝛc.) angebracht waren. Im 17. Jahrhunderte liebte man beſonders die Nachahmung chineſiſcher Malerei und Vergoldung auf Tiſchen und auf Schränken. —

Auch Stühle fanden ſich bereits in der alten Halle und Wohnſtube des 13. und 14. Jahrhunderts. Sie waren in früheſter Zeit ohne Lehnen, nicht ſelten dreibeinig. Im 14. Jahrhunderte hatte man bereits Stühle mit gothiſchen Rücklehnen und Seitenarmen; mancherlei Formen, vom leichten, mit Rohrgeflecht überzogenen Stuhle bis zum ſchweren Großvaterſtuhle, brachte das 16., bezüglich das 17. Jahrhundert. Während des letzteren wurden insbeſondere Stühle mit hohen, die Geſtalt des Sitzenden überragenden Rückenlehnen, mit Ueberzügen aus geſticktem Tuche, Sammet oder gepreßtem vergoldetem Leder beliebt.

Das Haupt-Einrichtungsſtück der Wohn- oder Frauenſtube war ſeit dem frühen Mittelalter das Bett. Das Bett im

Digitized by Google

alten Frauenhauſe oder im Söller des 12. und 13. Jahrhunderts war ein einfaches Holzgeſtelle, mit Läden belegt, oder mit Gurten überſpannt, auf welche die Matratzen, Kiſſen und Decken gelegt wurden, denen aber ſchon in jener Zeit die „Bettlaken" (Leintücher) nicht fehlten. Viel behaglicher ſahen bereits im 14. Jahrhunderte die Betten aus, wie man ſie auf alten Abbildungen ſieht oder aus alten Schilderungen kennt. Da iſt ſchon das mächtige, wohlverwahrte Himmelbette zu ſehen, deſſen Dach oder Baldachin (der „Himmel") anfänglich noch an Schnüren hing, die an der Zimmerdecke befeſtigt waren, und zugleich die Vorhänge hielt, welche das Bette theilweiſe verhüllten.

Im 16. Jahrhunderte baut ſich um die Bettſtätte bereits ein Geſtänge, auf welchem der „Himmel" liegt und die Vorhänge angebracht ſind; das Bette ſteht auf ſchweren, gedrehten oder geſchnörkelten Säulen, die ſich nach oben als die Träger des „Himmels" fortſetzen. —

Auch das Bettzeug erfuhr mancherlei Verbeſſerungen und Verfeinerungen. —

Die altherkömmliche harte Stroh-Matratze wurde durch das weichere, elaſtiſche Roßhaar verdrängt; im 17. Jahrhunderte findet man in Deutſchland ſchon allethalben Federkiſſen und wenig ſpäter auch Unterbetten mit Gänſefedern gefüllt. —

Als einem Hauptmöbel der Wohn- oder Frauenſtube begegnen wir ſchon im 13. und 14. Jahrhunderte der Kleidertruhe, einem mit einem Deckel verſchließbaren Kaſten, der von dort ab nie mehr im Wohnraume fehlte und jedenfalls der Urahn aller der verſchiedenen Schränke, Kommoden und ſonſtigen Käſten war, die heutzutage unſere Wohnzimmer füllen. —

Dieſe Truhe, in welche man Abends die Kleider zu legen pflegte, die aber auch zur Aufbewahrung des Silbergeräthes, Geldes und anderer Koſtbarkeiten diente, hatte ihren Platz vorzugsweiſe neben dem Bette und vertrat dort auch die Stelle einer Sitzbank, ſowie man in jener Zeit und auch noch im 14. und 15. Jahrhunderte den Käſten, welche zur Verwahrung der Kleidung, der Leinwand u. dgl. beſtimmt waren, vorzugsweiſe die Geſtalt von Bänken gab und ſie auch ſtets als ſolche verwendete. Uebrigens blieben ſolche Truhen auch noch in den ſpäteren Jahrhunderten beliebte Einrichtungsſtücke und haben dieſelben ſelbſt noch in unſeren Tagen, beſonders auf dem Lande, als ſolche volle Geltung. Im 17. und beſonders im 18. Jahrhunderte kamen jene großen, ſchweren mit Aufſätzen verſehenen Käſten in die Mode, welche jetzt in

Digitized by Google

neueſter Zeit als ſogenannte „Roccoco-Möbel" ſehr geſucht ſind. Sie wurden durch eingeſetzte Spiegel, eingelegte Holz- oder Stein-Moſaik ꝛc. oft ſehr koſtſpielig. — —

Wenn man den ganzen, ſoeben beſprochenen Zeitraum überblickt, ſo findet man, daß auch die mit dem 17. Jahrhunderte eingetretene Renaiſſance an der Geſammtanlage des Wohnhauſes, wie dieſe mit dem Auslaufe des 16. Jahrhunderts ſich entwickelt hatte, wenig änderte, in welchem Jahrhunderte überhaupt der Häuſerbau in den Städten bereits ſehr weſentliche Verbeſſerungen erfahren hatte. Größere Städte erhielten allmählig Bau- und Feuer-Ordnungen; die Verheerungen des ſiebenjährigen Krieges veranlaßten mancherlei Veränderungen, Neu- und Umbauten faſt ganzer Städte, wobei man vielfach die aus Frankreich herübergekommene „Civilbaukunſt" in Anwendung brachte und von Seite der Obrigkeiten insbeſondere auf Beſeitigung der hölzernen Stadthäuſer und Errichtung ſteinerner Gebäude gedrungen wurde. Die in der neueren Kriegführung ſich wenig bewährenden Befeſtigungen der kleineren Orte fielen allmählig größtentheils; in Städten, die durch Ringmauern beſchränkt blieben, fand die Bauluſt durch Anlage der Vorſtädte genügenden Spielraum zur Ausdehnung und ſofort für geräumigere, bequemere Wohnungen. —

Die Haupturſache dieſer ſo wichtigen culturhiſtoriſchen Veränderungen im Baue und in der Einrichtung des deutſchen Wohnhauſes lag in der allmähligen Erhebung des Bürgerthumes, mit welcher, ſo wie ſie den Wohlſtand überhaupt förderte, beſonders auch der Familienſinn zunahm. — Der Hausvater zog ſich, ohne ſich dem öffentlichen Leben zu entfremden, mehr und mehr auf ſein Haus, auf ſeine Familie zurück; die innere Wohnung — wenn ſie auch noch beengt war, wurde immer behaglicher eingerichtet und ſo kam man allmählig auf den ſchönen freundlichen Standpunkt, daß man es dem Hauſe ſelbſt anſieht, daß es den Bewohnern wohl iſt innerhalb ihrer vier Wände, daß erſt jetzt die Familie vereinigt iſt zu Leid und Freude, und daß — was ſich eben vom deutſchen und engliſchen Wohnhauſe ganz vorzugsweiſe ſagen läßt, — ihre eigentliche Welt hinter dem Verſchluſſe der Hauspforte liegt. —

Digitized by Google

Alte Bekannte.

Geſtalten aus der kärntiſchen Sagenwelt.

1. Der ewige Jude.

Der ewige Jude, oder, wie er im Möllthale auch heißt, „der ewige Schueler" muß es bitter büßen, daß er einſtens Chriſtum den Herrn fortwies, als derſelbe auf ſeinem Leidensgange das Kreuz an die Wand ſeines Hauſes lehnen wollte. Zur Strafe dafür iſt er verurtheilt, beſtändig auf der Erde herumzuwandern; von Land zu Land ziehend, ſieht er Völker kommen und gehen und Orte entſtehen und wieder verſchwinden. Nirgends darf er weilen, um Ruhe und Raſt zu ſuchen. Dabei wird er nicht alt und kann auch nicht ſterben, er mag ins Feuer oder Waſſer ſpringen, nichts hat Gewalt an ihn; er hat ſich in den Schlund feuerſpeiender Berge geſtürzt, die warfen ihn aus, ohne ihm ſchaden zu können. Erſt am jüngſten Tage wird der Herr ſich wieder ſeiner erbarmen und ihn von der Strafe erlöſen.

Auf ſeinen Weltfahrten iſt der ewige Jude mehrmals nach Kärnten gekommen und hat ſich da an verſchiedenen Orten ſehen laſſen.

Als er vor vielen Jahren zu Flattach im Möllthale erſchien, nahm er bei einem dortigen Bauer Herberge. Des Abends, nachdem die Leute bereits ſchlafen gegangen waren, rückte er den Tiſch in die Mitte der Stube und ging die ganze Nacht um denſelben herum. Bei ſeinem Weggange ſagte er zum Bauer, zweimal ſei er jetzt ſchon da geweſen, wenn er zum dritten Male wieder komme, werde das Dorf verſchwunden ſein. Wenn die zwei Moſerhäuſer am Flattachberge dreimal abgebrannt ſein werden, wird der See, welcher oberhalb des Dorfes im Berge ſich befindet, ausbrechen und Dorf und Bewohner vernichten. Es wird gerade eine Hochzeit ſein und alle Leute werden ſich in der Kirche verſammelt haben.

Man glaubt allgemein, daß die Zeit nicht mehr ferne ſei, in der ſich die Weisſagung erfüllen werde. Schon ſind mehrere Ereigniſſe eingetreten, welche der ewige Jude als Vorzeichen des kommenden Endes bezeichnet hat. Die Moſerhäuſer ſind bereits zweimal vom Feuer heimgeſucht und eingeäſchert worden; am Fuße des Berges, deſſen Inneres den verhängnißvollen See bergen ſoll, iſt eine Quelle zu Tage getreten und der Boden oberhalb der genannten Gebäude verwandelt ſich mehr und mehr in ein „Moos."

Digitized by Google

Ein ander Mal iſt der „ewige Schueſter" nach Dellach im Möllthale gekommen. Die Leute erkannten ihn nicht gleich, als er im dortigen Wirthshauſe „zugekehrt" war. Er hatte ein gar ſeltſames Weſen. Als wenn er Queckſilber im Leibe hätte, ging er in der Stube ohne zu ſprechen auf und nieder und nahm auch da nicht einmal Platz, als ihm die Wirthin ſein Eſſen auf den Tiſch geſtellt hatte. Seine Rechnung bezahlte er mit ſieben nagelneuen Münzen, die Niemand kannte.

Während er in der Stube weilte, waren die Hennen und der Hahn hereingekommen und hatten ein lautes Gegacker erhoben. „Wißt ihr wohl, fragte der Alte, was der Hahn mit den Hennen geſprochen hat?" — „Jetzt gehen wir hinunter ſagte er, zur Waitzenharfe, freſſen uns dort an und dann legen wir uns ſchlafen." Die Leute ſperrten den Mund auf, als ſie dies hörten, und eilten ſofort den Hennen nach, welche inzwiſchen die Stube wieder verlaſſen hatten. Sie fanden es wirklich ſo, wie der Fremde geſagt. „Das iſt der „ewige Schueſter" hieß es jetzt, „der verſteht die Sprache der Vögel, gehen wir wieder zurück, vielleicht erfahren wir noch mehr von ihm." Wie ſie aber wieder in die Stube zurückgekehrt waren, fanden ſie keine Spur vom Alten mehr, und Niemand wußte anzugeben, wie und wohin er verſchwunden.

Von Dellach weg war er damals nach Heiligenblut gewandert. Es war das zweite Mal, daß er dieſen Ort beſuchte. Als er zuerſt dort geweſen, war die ganze Gegend nichts als eine „Kitzeralm". Damals aber hatten ſich ſchon Anſiedlungen erhoben und Heiligenblut ſelbſt war ein beträchtliches Dorf. Wenn er zum dritten Male wieder komme, ſoll er zu den Leuten geſagt haben, werde Heiligenblut nichts als ein „Sandbüchel" ſein. —

Wie die Leute neugierig um ihn ſtanden, ſah er eine Maus am Boden laufen, „dieſe hat ihr Loch am Grabe einer Kindbetterin", ſagte der Alte. Alle eilten der Maus nach, um zu ſchauen, wohin ſie ſchliefe. Sie verkroch ſich richtig am Friedhofe im Grabe einer Perſon, welche während des Kindbettes geſtorben, der „ewige Schueler" aber war inzwiſchen unvermerkt verſchwunden.

Steinfeld im oberen Drauthale war nicht immer ſo klein, als es heute iſt. Von der Stelle, wo das jetzige Dorf ſteht, bis hinunter ins Thal, wo die Waſſer der Drau fließen, hatte ſich ehedem eine mächtige Stadt ausgedehnt. Es iſt ſchon lange her und die Menſchen ſind damals

Digitized by Google

noch Heiden geweſen. Aber wer ein Sonntagskind iſt, der kann wohl manchmal noch etwas von ihr finden oder die Glocken hören der verſchwundenen Stadt.

Der „ewige Jude“ aber hat ſie noch geſehen, wie er das erſte Mal durch das Drauthal kam. „In Hundert Jahren Wieſe und Waſſer,“ ſoll er damals geſagt haben. Und ſo iſt es auch gekommen. Die Stadt verſchwand, es blieb von ihr nur das Dorf Steinfeld übrig. Unten im Thale aber iſt alles Wieſe und Waſſer.

Villach iſt zwar eine alte Stadt im Lande. Der ewige Jude aber war in jener Gegend, wo jetzt die Stadt liegt, ſchon zu einer Zeit, als noch keines Menſchen Fuß ſie betrat. Wie er das zweite Mal wieder kam, fand er eine Stadt, und erſcheint er zum dritten Male, werden Stadt und Menſchen verſchwunden ſein.

Alte Leute im Lavantthale erzählen gerne von ihm. An verſchiedenen Orten ſoll er ſich dort gezeigt haben. Er kehrte nirgends ein, ſondern wanderte in Einem fort bei Tag und Nacht herum. In St. Andrä hat der fürſtbiſchöfliche Tafeldecker mit ihm geſprochen, als er einmal durch dieſen Ort wanderte.

2. Theophraſtus Parazelſus.

Das war ein großer Doktor und Zauberer, der das Kraut des Lebens beſaß, mit welchem er alle Leiden und Krankheiten curirte. Wen er behandelte, der wurde geſund, an welchem Uebel immer er leiden mochte. Deßhalb kamen die Leute aus Nah und Fern herbei, um bei ihm Rath und Hilfe zu ſuchen. Darüber erwachte der Neid der andern Aerzte, daß ſie ihm nachſtellten und ihn aus dem Wege zu ſchaffen verſuchten. Aber ſie konnten ihm nichts anhaben; was ſie auch gegen ihn unternahmen, wurde durch die Kunſt des Zauberers vereitelt.

Da verſuchten ſie, ihm mit Gift beizukommen; doch auch dieſes wußte er unſchädlich machen, indem er ſich im Zimmer an den Füßen aufhing, daß dasſelbe wieder beim Munde herausfloß.

Zuletzt aber war's ihm doch mißlungen. Während er einmal wieder auf dieſe Weiſe ſich des Giftes entledigen wollte und an den Füßen da hing, kam ſein Diener plötzlich in die Stube und hatte, um den Herrn zu befreien, den Strick abgeſchnitten. Da war's leider um ihn geſchehen. Das Gift konnte nicht mehr herausgebracht werden und tödtete ihn.

Digitized by Google

In ſeinem letzten Augenblicke übergab er noch dem Diener mehrere Flaſchen mit dem Auftrage, dieſelben in die Drau zu werfen. Der Diener thats; mit lautem Gebrauſe ſchäumten die Waſſer des Fluſſes auf, als ſie die Flaſchen verſchlangen. Der Narr wußte wohl nicht, was er that! Es war das Kraut des Lebens drinnen und er hätte ein reicher Mann werden können, wenn er nur ein Fläſchchen weggeworfen und die übrigen für ſich behalten haben würde.

3. Doktor Fauſtus.

Es war einmal ein berühmter Doktor, Fauſtus genannt. Um Zauberkünſte zu erlernen, hatte derſelbe ſeine Seele dem Teufel verſchrieben; dieſer mußte alles thun, was Fauſtus begehrte, und mit ſeiner Hilfe war jener im Stande, gar wunderbare Dinge auszuführen.

Einmal kam er zu einem Wirthshauſe, als eben vier Männer dort beſchäftigt waren, ein großes Faß aus dem Keller heraufzuarbeiten. „Die närriſchen Leute!“ meinte Fauſtus, „ich bin im Stande, das Faß allein heraufzubringen.“ Der Wirth hieß die Leute zurücktreten und forderte den Doktor auf, es nur zu probiren. Fauſt machte nicht viel Umſtände, ſetzte ſich auf's Faß und ritt zum Erſtaunen der Umſtehenden ganz gemüthlich auf demſelben zur Stiege hinauf.

Ein Bauer hatte einmal am Markte von ihm ein Pferd erhandelt, das auf den erſten Blick ihm ungewöhnlich ſchön und auch fehlerfrei erſchienen war. Fauſt warnte, als der Handel abgeſchloſſen war, den Bauer, das Pferd durch ein Waſſer zu führen, es werde da „ſchichtig“. Der hielt ſich jedoch nicht daran, ſondern ritt mit demſelben auf ſeiner Heimkehr durch einen Fluß. Da gewahrte er auf einmal, daß er anſtatt des Pferdes, einen Schab Stroh zwiſchen den Füßen habe.

Einen ähnlichen Schabernack ſpielte der Zauberer einem anderen Bauer, der ihm ebenfalls ein Pferd am Markt abgekauft hatte. Am Platze nahm ſich das Pferd prächtig aus; Fauſt hatte es hergerichtet, wie es der geſchickteſte Pferdehändler nicht beſſer vermocht hätte. Beim Nachhauſegehen erwiſchte den Bauer ein heftiger Regen, der die Geſtalt und das Ausſehen des Roſſes ſo entſtellte, daß es für den Schinder zu ſchlecht war.

Der Bauer wollte Erſatz haben und ſuchte nächſtens den Doktor in ſeinem Hauſe auf. Als er erſchien, fand er ihn auf der Bank vor dem Hauſe ſchlafend. Er rüttelte ihn bei den Füßen, um ihn zu wecken, rüt-

Digitized by Google

telte immer ſtärker und rüttelte ohne Erfolg ſo lange, bis ihm auf einmal der Fuß des Schlafenden in der Hand blieb. Darüber erſchrack der Bauer ſo ſehr, daß er auf ſeinen Erſatzanſpruch vergaß und ſich eilig davon machte.

Gar traurig war das Ende, welches der Zauberer genommen. Da ſie ihm gar nichts anhaben konnten, ſo haben ſeine Feinde ihn durch einen Diamanten zu vergiften verſucht. Fauſtus nahm aber einen Froſch, ſperrte ihn in ein Zimmer, legte ſich auf den Rücken, den Froſch that er über den Mund, daß er ihn, den verſchluckten Diamanten, herausziehe. Schon ſpürte er den Stein im Halſe oben, als Jemand erſchien und das Verfahren ſtörte. So gewann der Teufel das Spiel, Fauſt mußte ſterben. Sein Leichnam war furchtbar entſtellt, als die Seele ihm entwichen war; den Kopf aber nahm der Teufel und zertrümmerte denſelben an der Wand, daß das Mark daran hängen blieb.

Sämmtliche der hier mitgetheilten Sagen habe ich dem Volksmunde entnommen und ſie hier wiedergegeben, wie ſie mir bei verſchiedenen Anläſſen zu Anfang der Sechziger Jahre in Kärnten erzählt worden ſind. Dr. V. P.

Kärntneriſche Märchen.

Der grüane Jagr.

(Aus dem Lieſerthale. — Von R. Waizer.)

Is amol a armer Bauer z' Malting*) gwen, den's ſo ſchlecht gongan is, daß er ſi ſchon hot wölln aufhenkn. Betriabt geat er in Wald auſſe, und will ſein Löbn a End mochn. Af amol kimmt ihm a gonz grüaner Jagr dn Weg, und fragt ihm was ihm tahlt? Dar Baur klagt ihm ſei Noth, und mant holt z'letzt, daß as ihm beim Geld fahlat. — Da is leicht g'holfn mant dar Jagr, i ſtell enk Murga an Hefn voll Geld in's Fenſtr, abr ös miaßts mar was verſpreche! Was denn, mant dr Baur, da is mei Hond, i holts Verſprechn, wann is erfülln konn.

Guat mant dar Jagr, und ſchlagt ein. Das müßts mar verſprechn, daß das mein is, was enkr Weib in an Faß ohne Raf umetragt.

In Bauer geht haß auf, denn ſei Weib is ſchwanger g'weſen, und das Kind hat ſi der Jagr ausbedungen. Die Hand hat er mit dem

*) Zu Malta.

Wort dem Jagr göbn, es konn nix mehr rückgängi machn. Alſo ſe ts einverſtanden, mant der Jagr, in drei Monat hol i das Meine, und Murgn Fruah findats ös vorn Fenſter enkern Hefn voll Geld.

Von Noth und Elend zu ſehr gedrückt, verſpricht der Bauer ſein Verſprechen zu halten, beide trennen ſich, und Jeder geht ſeiner Wege. —

Am nächſten Morgen findet der Bauer richtig ſeinen Hefn voll Geld, und nach drei Monaten wird ſein Weib von einem todten Kinde entbunden. —

Kaum war die Entbindung vorüber, ſo erſcheint auch der grüane Jagr, um ſein Theil zu holen.

Da, wie ihm dar Baur das toate Kind zwegbringt, wird er fuchtig und verlaßt mit an peſtilentiſchen Gſchtank das Zimmer.

Dar Bauer hat nacher glücklich glöbt, dar grüane Jagr war aber dar „Teufl“.

Geſchichtliche Curioſa.

Wie es im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation Anfangs des XVI. Jahrhunderts zur Zeit der Regierung des Kaiſers Max I. mit der öffentlichen Sicherheit noch beſchaffen war, entnehmen wir aus dem Originale eines Erlaſſes dieſes Kaiſers an Sigmund von Dietrichſtein, Landeshauptmann von Steiermark und Statthalter in Niederöſterreich, deſſen Inhalt wir hier wörtlich anführen.

„Maximilian von gotsgnaden Römiſcher Kaiſer 2c.

„Getrewer lieber, Wir empfelhen dir mit ernſt, das du unns die „klainen Silbern Schuſſeln, bei deines Bruders Knecht einen der mit „geruſt ſey von ſtund an hieher gen Trier ſchickheſt, und Jhme dieſelben „in ainen Geppernig einmacheſt, und vor ſein auf dem Ross zu fuhren, „wie ain anndern Geppernig aufgebeſt, und dabey bevielheſt, das Er den „Weg auf Kembden, Luekirch, Wallſee, Villingen, Rapoltſtain desſelb tal „durch Lutringen ab auf Metz zu nehmen, und von dann hieher gen „Trier ziehe, damit er deſtoweniger niedergeriſſen werde, „Schreiben auch deshalben dem von Wallſee, das Er demſelben Knecht „ain Glaitzman von Wallſee aus unnzgen Villingen zuegebe. Wolten „wir dir nit verhallten, Unnd das nit laſſeſt, das iſt unnſer ernſtliche „maynung, Geben in unnſer unnd des Reichs Stat Trier am 21ten „Tag Marcy unnd im Zwelffte, unnſers Reichs am 27. th. Jar. (1512).

Handzeichen.

Ex commissione Domini Imperatoris m. p.

B. Vinſterwald.

Digitized by Google

An Sigmund v. Dietrichſtein, Landeshauptmann v. Steyr.

Der Kaiſer befiehlt in dieſem Erlaſſe dem Sigmund v. Dietrichſtein, daß er den Knecht ſeines Bruders mit den kleinen ſilbernen Schüſſeln ſogleich nach Trier ſchicke, dieſe Schüſſeln dem Knechte in einen Geppernig (ungariſchen Pelz?) einmache, dieſen vor ſich am Pferde behalte, wie einen anderen Geppernig aufgebe und ihm befehle, den Weg über Kempten, Leutkirch, Wallſee, Villingen, Rappoltſtein, durch's Thal von Lothringen über Metz nach Trier zu nehmen, damit derſelbe deſtoweniger überfallen werde. Deßhalb ſchreibe er, der Kaiſer nämlich, auch dem von Wallſee, daß dieſer dem Knechte einen Geleitsmann von Wallſee bis Villingen mitgebe. Es ſcheint, daß der Knecht die Schüſſeln glücklich nach Trier gebracht habe.

Die kärntneriſche Chronik erzählt uns einen ähnlichen Vorgang über die Sendung einer einzelnen Perſon mit Geſchmeide, welche Miſſion aber ſchlimmere Folgen hatte. Ein Handelsmann wurde nämlich mit der Ueberbringung von Gold- und Silber-Geſchmeide für Kaiſer Albrecht's I. Gemahlin Eliſabeth betraut und zog damit durch das kärntneriſche Metnitzthal. Heinrich III. von Helfenberg, Fürſtbiſchof von Gurk, hatte den Bürgern des Marktes Metnitz die Burghut der Veſte Trübenberg, ob dem Markte, anvertraut. Dieſe, durch das üble Beiſpiel vieler ihrer ritterlichen Nachbarn verleitet, erlaubten ſich Plünderung der Durchreiſenden; ſo nahmen ſie auch dem zuvor erwähnten Handelsmanne das Gold- und Silbergeſchmeide ab, das für des Kaiſers Gemahlin angekauft war. Der Kaiſer, empört über dieſen Raub, berief den Biſchof Heinrich und Otto v. Lichtenſtein an ſein Hoflager in Wien und übertrug ihnen die Execution über die Bürger von Metnitz, welche den Raub nicht herausgeben wollten. Die Executoren zogen nun mit einer Streitmacht vor die Veſte bei Metnitz und gaben den Bürgern nur drei Stunden Bedenkzeit; als dieſe vergebens verſtrich, wurde die Veſte belagert und in 14 Tagen eingenommen. Ein Bote der Belagerten wurde an Kaiſer Albrecht mit der Bitte um Schonung abgeſandt. Da jedoch der Schmuck nicht zur beſtimmten Zeit ausgefolgt wurde, ließ der Kaiſer die Veſte brechen und den Markt mit einer Beſatzung belegen. Biſchof Heinrich zahlte den Schaden und ließ die Veſte Trübenberg um 1000 Mark Gold wieder aufbauen. J.

Digitized by Google

Alois Weiß,

Archivar des kärntn. Geſchicht = Vereines.

(Lebens = Skizze.)

Wir erfüllen eine Ehren= und Dankes=Pflicht an einem hingeſchiedenen Mitarbeiter der Carinthia, indem wir einen kurzen Lebens=Abriß des Heimgegangenen zu bleibender Erinnerung in unſerem Blatte niederlegen.

Alois Weiß erblickte das Licht der Welt am 25. Februar 1839 in Klagenfurt, wo ſein Vater bei der Verwaltung der damals k. k. Verſorgungs=Anſtalten bedienſtet war.

Er ſtudierte am Stiftsgymnaſium in St. Paul, ſpäter am k. k. Lyceum in Klagenfurt. Ein zufällig erlittener Rippenbruch und in Folge deſſen eingetretener heftiger Bluthuſten ließen die Fortſetzung der Studien für ihn nicht räthlich erſcheinen und beſtimmten ſeinen Arzt, ihm eine Beſchäftigung zu empfehlen, mit welcher möglichſt häufiges Verweilen in freier Luft bei Vermeidung größerer Anſtrengungen verbunden werden könnte. So kam Weiß im Mai 1852 als Praktikant in die Matern'ſche Kunſtgärtnerei in Graz, wo er bis 1857 verblieb.

Da ſich trotzdem die Anlage zu der Rückgrats=Verkrümmung, welche ſpäter wohl die Haupturſache ſeines frühzeitigen Todes wurde, nicht verlor, ſondern im Gegentheile verſchlimmerte, wurde im Jahre 1858 ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Lippizbach verſucht, wo die herrlichen Park= und Garten=Anlagen auf der Beſitzung des Grafen Ferdinand Egger ihm eine ähnliche, aber minder anſtrengende Verwendung ſeiner Zeit möglich machten.

Leider blieb auch dieſer Landaufenthalt ſowie eine Luftveränderung, behufs welcher Weiß ein Jahr in Stadt Steyer zubrachte, ohne die gewünſchten und erhofften Erfolge und das ſchließliche einzige Ergebniß der durch faſt ſieben Jahre fortgeſetzten Heilungs=Verſuche die traurige Verkrüppelung, welcher er unrettbar verfallen war.

Es handelte ſich nun um die Wahl einer angemeſſenen Beſchäftigung, die dem lebhaften Geiſte des intelligenten jungen Mannes ein Bedürfniß war. An die Wiederaufnahme ſeiner Studien war nach ſo langer Unterbrechung nicht mehr zu denken; dieß Alles und wohl auch der Wunſch, ſeiner mittelloſen Familie die Laſt ſeiner Verpflegung abzunehmen, ließen es ihm ſehr erwünſcht erſcheinen, die Scriptors=Stelle im heimatlichen Geſchicht=Vereine zu erhalten, die er am Schluſſe des Jahres

1859 mit einem ſehr kleinen Gehalte antrat, welcher ihm, ſo wie es die Kaſſemittel des Vereines geſtatteten, auf den — für ſeine Leiſtungen immer noch unverhältnißmäßig geringen — Jahresbetrag von 400 Gulden ö. W. erhöht wurde.

Durch die zurückgelegten Gymnaſialſtudien genügend befähigt, widmete ſich Weiß, von freudiger Liebe für die neue Berufs-Thätigkeit im Intereſſe des Heimatlandes getragen, trotz ſeiner äußerſt ſchwächlichen, durch ſeine körperlichen Gebrechen ſehr häufig übel beeinflußten Geſundheit, mit regſtem Eifer den ihm übertragenen Arbeiten, welche vorzugsweiſe die Ordnung der Vereinsbibliothek und des Archives betrafen, und verlegte ſich insbeſondere auf die Urkunden-Wiſſenſchaft (Diplomatik) und ſpäter auf Genealogie und Heraldik, in welcher letzteren Richtung ſeine vorzüglichen Leiſtungen ſeinen Namen auch außerhalb der Grenzen ſeines Geburtslandes ehrenvoll bekannt werden ließen.

Im Jahre 1865 fand Weiß die erſehnte Gelegenheit, in Geſellſchaft des (im Jahre 1870 mit Tode abgegangenen) wegen ſeiner tiefen Gelehrſamkeit wie nicht minder wegen ſeines liebenswürdigen perſönlichen Charakters allgemein hochgeachteten Profeſſors Dr. Karlmann Flor (aus dem Stifte St. Paul), Mitgliedes des kärntn. Geſchichtvereins-Ausſchuſſes ꝛc., eine Reiſe über Salzburg nach Baiern mit je mehrtägigem Aufenthalte in München, Augsburg, Nürnberg, Regensburg u. a. O. zu machen, welche von ihm für ſeine Berufs-Studien eifrigſt benützt und verwerthet wurde und hienebſt durch Anknüpfung brieflichen Verkehres mit dem Vorſtande des germaniſchen Muſeums in Nürnberg, A. Eſſenwein, dem dortigen Muſeums-Archivar, Dr. Cornelius Will, mit dem Director der königlichen Bibliothek in München, Hofrath Muffat, und mit dem Conſervator Frey in München für ihn nachhaltig lohnend und einflußreich blieb.

Seine Arbeiten im Fache der Genealogie und Heraldik, deren mehrere in auswärtigen Blättern veröffentlicht wurden, lenkten auch die Aufmerkſamkeit des gelehrten Heraldikers, Fürſten Friedrich zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingfürſt (in Kupferzell im Königreiche Würtemberg) auf ſeine Perſon, welcher ſeinen Kenntniſſen und Leiſtungen die ehrendſte Anerkennung widerfahren ließ und auch mit ihm wiederholt ſchriftlich verkehrte. Desgleichen ehrte ihn der Verein für Siegel- und Wappenkunde „der Herold“ in Berlin durch die Ernennung zum correſpondirenden Mitgliede. — Im Jahre 1866 ernannte der kärntneriſche Geſchicht-Verein ihn zum Vereins-Archivar und brachte hie-

Digitized by Google

durch auch ſeinerſeits die Tüchtigkeit und Leiſtungen ſeines vielbefähigten Beamten zu verdienter Würdigung.

Sein ausgebreitetes Wiſſen in den beiden obgenannten Geſchicht-Hilfwiſſenſchaften verwerthete Weiß ſchließlich in ſeinem im Jahre 1869 bei Braumüller in Wien erſchienenen Werke „Kärntens Adel bis zum Jahre 1300", — welches von Fachgelehrten ſehr beifällig beurtheilt wurde und im In- und Auslande günſtige Aufnahme fand. —

Für die Carinthia lieferte er wiederholt Bearbeitungen einzelner Archivalien des Geſchicht-Vereines von allgemeinem Intereſſe.

Ein hervorragendes Verdienſt um den Geſchicht-Verein erwarb ſich Weiß durch die Leitung der archäologiſchen Nachgrabungen auf dem Helenenberge in den Sommern 1868 und 1869, deren reiche, lohnende Ergebniſſe hauptſächlich ſeiner Umſicht, ſeinem Eifer und Verſtändniſſe zu danken waren und ohne dieſe wohl nicht erreicht worden wären.

Der im Sommer 1870 während der Bauherſtellungen in den Localien des Geſchicht-Vereines verübte Einbruchdiebſtahl, wodurch dem Vereine einige ſehr werthvolle Antiquitäten verloren gingen, war für Weiß eine Quelle tiefen Kummers und leider auch mannigfacher Kränkungen, die ſein letztes Lebensjahr ſehr verbitterten und wohl auch beitrugen, ſein Ende zu beſchleunigen. Er erfuhr zwar noch wenige Wochen vor ſeinem Hinſcheiden die Genugthuung, daß die Räuber entdeckt wurden und der Geſchicht-Verein einen bedeutenden Theil ſeines Eigenthumes zurückerhielt. Sein ohnehin ganz zerrüttetes Nerven-Syſtem wurde aber durch dieſes Ereigniß auf's Aeußerſte erſchüttert und ſein ſchon ſeit langem hinſiechender Körper erlag am 13. September 1871 dieſen Stürmen und den überhandgenommenen unvermeidlichen Folgen ſeiner ſchweren Gebrechen.

Weiß war ein ſehr fleißiger gewandter Arbeiter und oblag mit angeſtrengter Thätigkeit ſeinen Berufsgeſchäften und den wiſſenſchaftlichen Studien und Arbeiten, die ihm zeitweilig zu Nebenverdienſten verhalfen, deren er, bei ſeinem kleinen Gehalte und ſeiner Opferwilligkeit für ſeine Familie, nicht entbehren konnte. Er war ſeiner Bildung wegen allgemein geachtet und die gemüthliche Heiterkeit, die ihn trotz der Körperleiden, von denen er ſeit Jahren faſt nie ganz frei war, ſelten verließ, machte ihn zu einer überall, insbeſondere in jüngeren Kreiſen, gern geſehenen Perſönlichkeit.

Ehre ſeinem Andenken! Möge ihm die Erde leicht ſein!

Γ.

Digitized by Google

Eiſen- und Bleipreiſe

Auf dem Eiſenmarkt iſt ſeit einem Monat keine Veränderung eingetreten, ſelbſt die Alabamafrage konnte noch keine nachhaltige Wirkung auf die engliſchen Eiſenpreiſe üben, wenn gleich dieſelbe auf die Lebhaftigkeit des Umſatzes nicht ohne Einfluß blieb. In Oeſterreich kann der Begehr nach Eiſenbahnſchienen in der verlangten Menge und Zeit nicht befriedigt werden. Immer mehr werden Stahlſchienen geſucht. Die Eiſenpreiſe in den Rheinländern und in Oeſterreich blieben ſich gleich. In Oberſchleſien, das die niederſten Eiſenpreiſe hat, koſtet Holzkohlen-Roheiſen per Zoll-Centn. fl. 3·05—3·10, Cokes-Roheiſen fl. 2·68—2·73. Stabeiſen geſchmiedetes fl. 6·75—7, gewalztes fl. 5·75.

In Blei macht ſich auf den ausländiſchen Plätzen ein Anziehen der Preiſe merkbar. Es koſtet Klausthaler ab Hütte fl. 9·63, Tarnowitzer und Freiberger zu Berlin fl. 9.50. Die Bleipreiſe in Kärnten ſind dieſelben geblieben wie im Jänner.

Getreidepreiſe vom Jänner und Februar 1872.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt Jänner:	6.37	4.30	3.33	1.84	3.48	3.70
Peſt a) Jänner	6.77	3·70	2.90	1.90	—	—
„ b) 1. Hälfte Februar	6·60	3·55	2·77	1·90	—	4·02
Wiener-Neuſtadt a)	6.83	4.11	3.16	2.19	—	3.21
„ „ b)	6·77	4·03	3· 2	2·15	—	3·23
Wels a)	6.91	4.32	3.44	1.99	—	4·53
„ b)	6·86	4·15	3·42	2·06	—	4·55
Klagenfurt am 25. Jänner	6.18	4.02	3.33	1.75	3.60	3·42

Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

1 W.-Pf.	Rindſchmalz	Butter	Speck geſelcht	roh	Schweinſchmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	57	55	48	42	44	4

1 Pfund Rindfleiſch 24—29 kr.; 1 Pfund Kalbfleiſch 30—34 kr.

1 Klftr. Brennholz 12″ lang, hartes fl. 4.80—5.00, weiches fl. 3.70—4.00
1 „ „ 30″ „ weiches fl. 5.80—6.00

1 W.-Zentner Heu, mindeſte Qualität fl. 0.95 beſte 1.40.
1 „ Stroh, „ „ „ 0.80., „ 0.98.

Silberagio: December 113·75, vom 1. — 24. Februarr 111.69.

Inhalt.

Die Weyprecht-Payer'ſche Nordpolarfahrt. — Ausſtellung des ſteir. Kunſtvereins. — Zur Geſchichte des deutſchen Wohnhauſes. — Alte Bekannte. — Kärntneriſche Märchen. — Geſchichtliche Curioſa. — Alois Weiß. — Eiſen- und Bleipreiſe. — Getreidepreiſe. — Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenſtein.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 3. Zweiundſechzigſter Jahrgang. 1872

Joſef Meßner.

Skizze aus einem Künſtlerleben.

Wenn ich im Nachſtehenden eine gedrängte Lebensſkizze des kärntiſchen Bildhauers Joſef Meßner zu bringen verſuche, ſo geſchieht es nicht, um dem Künſtler zu mehrerer Berühmtheit zu verhelfen, oder ſeine, noch wenig zahlreichen, Werke zu preiſen oder zu kritiſiren, ſondern einzig und allein, um bei dem Wendepunkt, der in ſeinem Leben mit dem gegenwärtigen Momente eingetreten, wo er ſein vorläufiges, ſo heiß erſehntes Ziel, in Rom ſich weiter ausbilden zu können, endlich erreicht hat, einen Rückblick auf die dornenvolle Laufbahn zu werfen, die ihm, wie ſo vielen Kunſtjüngern, leider auch nicht erſpart geblieben iſt. Mag er Höheres leiſten in der Kunſt und ſich einen großen gefeierten Namen erringen, oder mögen die Schwingen ſeines Genius ermatten und das Hans-Gaſſer-Standbild zu Villach der einzige Ausfluß ſeines künſtleriſchen Schaffens bleiben, immer wird die muthige Beharrlichkeit, mit der er unbekümmert um die Nöthen und Widerwärtigkeiten des menſchlichen Lebens, ſeinem hohen Ziele nachſtrebte, die rege Theilnahme aller Gebildeten und Kunſtfreunde wachrufen und den Beweis liefern, daß Meßner eine echte Künſtlernatur iſt, die ohne Anregung und Aufmunterung von irgend welcher Seite, ja ſogar abgewieſen von dem Meiſter, den er ſpäter in Marmor verewigen ſollte, ſich ſelbſt Bahn zu brechen wußte auf dem Weg zu ſeinem Ideale.

Joſef Meßner iſt 1843 zu St. Peter im Katſchthale geboren, wo ſein Vater bäuerlicher Schäffler oder Bindermeiſter war. Er beſuchte die

Digitized by Google

Schule ſeines Heimatdorfes und da er vermöge ſeiner mehr zarten Körperkonſtitution zum Bauernknechte oder zu irgend einer Körperkraft beanſpruchenden Profeſſion nicht tauglich befunden wurde, vorzüglich aber weil er ſich ſchon frühzeitig allerhand mechaniſche Fertigkeiten von ſelbſt angeeignet, gab man ihn zu dem bekannten Uhrmacher Sedlmaier zu Gmünd in die Lehre, wo er ſo lange verblieb, bis er die Uhrmacherkunſt vollſtändig erlernet hatte und als Gehilfe auf die Wanderſchaft ziehen konnte. Während ſeiner ganzen Lehrzeit verwendete er alle freien Stunden, um zu zeichnen und in Holz zu ſchnitzen, und machte auch gegen ſeinen Lehrherrn kein Hehl daraus, daß es ihm viel lieber wäre, Maler oder Bildhauer werden zu können, als Uhrmacher bleiben zu müſſen. Sedlmaier ſprach öfter zu ſeinen Bekannten von der künſtleriſchen Begabung ſeines Lehrlings, aber es kümmerte ſich Niemand darum; auch als Hans Gaſſer einmal nach Gmünd kam, benützte Sedlmaier die Gelegenheit, dem gefeierten Künſtler den kleinen Joſef zu empfehlen und ihn zu bitten, er möge ihn mit ſich nach Wien nehmen. Da kam er aber übel an. Hans Gaſſer wies das Begehren rund ab und meinte, es werde ihm beſſer bekommen, bei ſeiner Profeſſion zu verbleiben, als die ausſichtsloſe mühevolle Bahn des Künſtlers zu betreten. Nicht einmal ſehen wollte er ihn und ſeine Zeichnungen, daher es gekommen, daß Meßner, der vom Schickſale auserſehen war, das Standbild des genialen Meiſters zu meißeln, dieſen nie von Angeſicht zu Angeſicht gekannt hat. Es mag bei Gaſſer wohl nicht Härte geweſen ſein, was ihn veranlaßte, ſich ſo ablehnend zu verhalten, vielmehr die Erinnerung an die eigenen herben Lebenserfahrungen. Der junge Meßner nahm ſich auch dieſe Abweiſung nicht ſehr zu Herzen, ſondern ſagt noch jetzt: „Er hat Recht gehabt; müßte ich noch einmal das durchmachen, was ich ausgeſtanden, ich würde mir es doch überlegen, was ich thäte".

Von verſchiedenen Seiten hatte er mehrmals München als Hauptpflegeſtätte der Kunſt preiſen gehört; ſein ganzes Sinnen und Streben ging nun dahin, in die baieriſche Hauptſtadt zu gelangen, um ſich daſelbſt ganz der Kunſt zu widmen. Mit wenigen erſparten Gulden und dem Wanderbuche in der Taſche, in welchem er als Uhrmachergehilfe eingetragen war, wanderte er über den Tauern und kam in ſeinem neunzehnten Jahre nach München, ohne Subſiſtenzmittel, ohne Empfehlungsbriefe, ohne in der großen Stadt Jemanden zu kennen. Schon nach wenigen Tagen mußte er ſich überzeugen, daß ſein Plan, ſich mit der Uhrmacherei fortzubringen und zugleich die Kunſtſchule zu beſuchen, nicht durchführbar ſei.

Digitized by Google

In der Nacht konnte er in den Galerien nicht zeichnen und bei Tage ſollte er Uhren repariren, das ging nun ein für alle Male nicht, er ſtand daher an einem bitterböſen Scheidewege, aber für ihn gab es kein Schwanken; hatte er ſchon in Gmünd von nichts als Gemälden und Statuen geträumt, ſo ging dieſe Neigung nun, als er ſeine Ideale in der Glyptothek und Pinakothek täglich leibhaftig vor ſich ſah, in wahre Begeiſterung über, die ihn jede Noth und die drückendſten Entbehrungen mit Geduld und heroiſcher Ausdauer ertragen ließ. Endlich nach vielen in Kummer und Noth verbrachten Tagen kam er mit den Blättern zu Stande, welche ihm die Pforten der Akademie erſchließen ſollten. Er wurde als Zögling aufgenommen und nun kamen für den vielgeprüften Jünger der Kunſt etwas beſſere Zeiten, wenngleich er noch immer mit Nahrungsſorgen zu kämpfen hatte; doch da ſeine Talente und ſein Fleiß von den Profeſſoren alsbald gewürdigt wurden, erhielt er durch ihre Vermittlung etliche junge Leute zugewieſen, denen er Unterricht im Zeichnen ertheilte, etwas brachte ihm ſeine Profeſſion ein, indem er von den Uhrmachern Uhren ſtückweiſe zur Reparatur übernahm, und nach Kurzem fing er auch an, Porträte zu malen. Beſonders begünſtigte ihn Profeſſor Schlotthauer, deſſen Lieblingsſchüler er wurde und der ihm aus freien Stücken von ſeinem nicht allzufetten Gehalte eine monatliche Subvention von 17 fl. 30 krn. zukommen ließ, um ihn der augenanſtrengenden Uhrenreparatur zu entheben.

Er hatte bereits ſechs Jahre mit Malen, Modelliren und Schnitzen auf der Akademie zugebracht und ſich auch die übrigen einem Künſtler unumgänglichen Kenntniſſe erworben, da zog ihn die Sehnſucht nach den Bergen in die kärntiſche Heimat und er unternahm ſeine erſte Ferienreiſe, die auf ſeine ferneren Geſchicke von ſo maßgebendem Einfluß ſein ſollte, denn zu Hauſe in Rennweg hörte er zuerſt von dem Vorhaben eines Villachers, Hans' Gaſſer's Statue anfertigen zu laſſen, um ſelbe in einer Niſche ſeines Hauſes auf dem Hans-Gaſſer-Platz aufzuſtellen. Er beſchloß ſogleich, ſich um dieſe Arbeit zu bewerben, und da er wußte, daß ich mit der Angelegenheit betraut ſei, ſandte er mir Fotografien von ihm für eine Kirche in Baiern ausgeführter Basreliefs, darſtellend Glaube, Hoffnung, Liebe und Anbetung. Es waren vier Engelsgeſtalten von ſo charakteriſtiſcher Auffaſſung, von ſolchem Schwung und Leben, daß man auf den erſten Blick erkannte, nur ein wirklich talentirter Künſtler könne ſie geſchaffen haben. Im Jahrgange 1871 dieſer Blätter unter dem Titel: „Zur Geſchichte der Entſtehung des Hans-Gaſſer-Denkmales in Villach“

Digitized by Google

iſt von mir des Näheren auseinander geſetzt, wie es kam, daß die Statue nicht in der Niſche, ſondern als öffentliches Denkmal in Ueberlebensgröße auf den Brunnen des Hans-Gaſſer-Platzes geſtellt wurde.

Der Auftrag, das Gaſſer-Standbild für Villach auszuführen, den Meßner im Frühjahre 1869 vom Gaſſer-Comité in Villach erhielt, nachdem ſein eingeſandtes Gipsmodell die allgemeinſte Anerkennung gefunden hatte, war für den Künſtler der Abſchluß langer mühe- und kummervoller Lehrjahre. Er gab ſeiner Freude hierüber lebhaften Ausdruck und ſchrieb mir unter Anderem: „Da Sie mir als nächſtem Landsmann Gaſſer's dieſe ehrenvolle Arbeit übertragen haben, ſo will ich mich verpflichten, nach meinen Kräften etwas Gutes und Gediegenes herzuſtellen. Ich zeigte die Skizze (das kleine Modell) dem Herrn Profeſſor Maler Thierſch, einem perſönlich guten Freund Hans' Gaſſer's, und Herrn Profeſſor von Schwind; ſie waren mit meiner Auffaſſung und Darſtellung, die ſeinem Charakter angemeſſen, vollkommen zufrieden und wußten mir nichts daran auszuſetzen“.

Um dieſe Zeit kompetirte er auf Anrathen des Profeſſors Moriz v. Schwind um ein öſterreichiſches Staatsſtipendium und belegte das Geſuch mit dem Hans Gaſſer-Modell, ſeinen vorzüglichen Zeugniſſen von der Akademie und ſeparaten Empfehlungen Seitens der Profeſſoren Schlotthauer und v. Schwind, aber ohne Erfolg, Andere wurden ihm vorgezogen, von denen man indeſſen noch nichts gehört hat.

Mit aller Liebe ging er nunmehr an die Ausführung der Gaſſer-Statue und verfertigte zuerſt ein größeres 6 Fuß hohes Modell aus Gips, dasſelbe, welches er dem Geſchichtmuſeum in Klagenfurt geſpendet hat, wonach die 8½ Fuß hohe Figur in Kehlheimer Marmor gemeißelt werden ſollte; hiebei hatte er jedoch mit verſchiedenen nicht voraus geſehenen Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten zu kämpfen. Der erſte Marmorblock, der nicht weniger als 110 Centner wog, brach, zum Glück noch vor der Ablieferung, entzwei und es mußte ein zweiter gebrochen werden, wodurch viel koſtbare Zeit verloren ging; dazu kam, daß Meßner noch nie in Stein gearbeitet hatte und ſich erſt einüben mußte, aber das erſchreckte ihn minder als die trübſelige Wahrnehmung, die mit dem Vorſchreiten immer beängſtigender hervortrat, daß er ſich bezüglich des Preiſes der Statue, den er auf 1100 Gulden veranſchlagt hatte, um ein Bedeutendes geirrt habe, denn es koſtete ihm der Block, die Miethe des Ateliers, die rohe Punktirarbeit u. ſ w. allein 730 Gulden, wonach für ſeine eigene Thätigkeit während 9—10 Monaten nur die geringfügige

Digitized by Google

Entlohnung von 370 Gulden verblieb, mit welcher, da er ſich ganz dieſem Werke widmen mußte, er unmöglich leben konnte. Erſt nach Vollendung der Arbeit wandte er ſich an mich mit der Bitte, ihm beim Comité eine Aufbeſſerung von 100 Gulden zu erwirken, die ihm auch ſogleich gerne zugeſtanden wurde.

Im Spätherbſt 1870 langte die Gaſſer-Statue in Villach an, am 6. Mai 1871 wurde ſie auf ihr Piedeſtal gehoben und wenige Tage nachher konnte ich ihrem Schöpfer die Nachricht mittheilen, daß die Bürger von Villach als Anerkennung ſeiner künſtleriſchen Leiſtung ihm einen Ehrenſold überſenden würden. Derſelbe beſtand in 100 Stück alten Silberthalern und einem ſchönen werthvollen Ehrenpokal aus getriebenem Silber. In ſeiner gewohnten beſcheidenen Weiſe ſchrieb er zurück: „Es macht mir große Freude, daß meine Arbeit gefällt und mir noch dazu die große Ehre widerfährt, von der Stadt Villach eine Ehrengabe und einen Ehrenpokal zu erhalten, was ich für meine erſte derartige Arbeit wirklich nicht verdient habe, obwol ich ſelbe ganz ſelbſtſtändig und ohne irgend eine Einrede ausführte; aber wenn ich die Statue noch einmal zu machen hätte, würde ich Manches zu verbeſſern wiſſen." Faſt mehr noch, als dieſe Gaben erfreute ihn das ſinnige Gedicht, das der Kärntner Dichter Friedrich Marx der Gaſſer-Statue in Villach gewidmet hat und in welchem er den jungen Künſtler zum Schluſſe alſo apoſtrophirt:

. . . . . .

Wie wir uns gerührt verſenken,
In Hans' Gaſſer's Züge tief,
Laßt des Künſtlers uns gedenken,
Der ſein Bild ins Leben rief.

Sei beſeelt vom Himmelsſtrahle,
Der einſt ſeine Stirn geküßt,
Junger Meiſter uns gegrüßt!
Führ' den Meißel, der entſunken
Allzufrühe ſeiner Hand,
Bis auch Dir, von Schönheit trunken,
Manch' unſterblich Werk erſtand.

Wie, umwallt von reichen Locken,
Nun als Kärntens Ehrenſchild
Hell begrüßt von Heimatsglocken,
Villach ſchmückt Hans' Gaſſer's Bild;
Wie ſich Männeraugen feuchten,
Frauenwangen glüh'n ſo hold,
Mög' aus tauſend Blicken leuchten,
Künſtler, dir dein Ehrenſold.

Digitized by Google

Eine zweite bedeutende Arbeit war die Büſte ſeines verehrten Meiſters, des Profeſſors Moriz von Schwind. Darüber ſchreibt er (1871): „Die lebensgroße Porträtbüſte des Profeſſors v. Schwind, welche ich vor einigen Wochen modellirte und einen Abguß nach Wien zur Schwindausſtellung ſchickte, findet auch allgemeinen großen Beifall. Sowohl in der Charakteriſirung als in der Porträtähnlichkeit habe ich mich des größten Lobes zu erfreuen und auch das Vergnügen, an den hieſigen Kunſtverein ein Exemplar zu verkaufen.“

Der Ruf, den er durch die Gaſſerſtatue erlangt, verſchaffte ihm Aufnahme in dem Atelier Schwanthaler, das gegenwärtig von einem Verwandten des großen Meiſters geleitet wird, wo er meiſtens mit Modelliren von Büſten berühmter Männer ſich befaßte, die dann in Marmor ausgeführt und meiſtentheils nach Amerika verkauft wurden. Manche Humbold-, Göthe- oder Schillerbüſte, die in Amerika für theures Geld als echter Schwanthaler abgeſetzt wurde, ſtammt von der Hand Meßner's. Er erhielt 50 bis 80 Gulden für jedes Stück und modellirte deren 2 bis 3 monatlich, war daher in pekuniärer Hinſicht nicht ſo übel geſtellt; aber dieſes Abhängigkeitsverhältniß, wobei er es zu keinem eigenen Namen bringen konnte, mochte ihm auf die Dauer nicht behagen, um ſo weniger, als er ſich ſchon längere Zeit mit dem Gedanken trug, eine Reiſe nach Italien zu unternehmen, um ſich an den dortigen Kunſtſchätzen noch weiter auszubilden. In ſeinen Briefen kam er wieder darauf zurück und es läßt ſich daher denken, mit welcher Freude er die Nachricht empfing, der kärntneriſche Landtag habe ſein Geſuch um eine Reiſeſubvention bewilliget und ihm 400 Gulden zu dieſem Zweck angewieſen. Aber auch andere vaterländiſche Kunſtfreunde haben dem ſtrebſamen Künſtler großmüthigſt bedeutende Reiſebeiträge zukommen laſſen: ſo Herr Graf Lodron in Wien, Frau Gräfin Rothburga Egger in Lippitzbach, die Herren Anton L. Moritſch, Andreas Karl Picco und Karl Ghon in Villach. Am 12. Februar d. J. hat er von Villach aus die Reiſe nach Florenz und Rom angetreten und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß er daſelbſt für ſeine fernere Ausbildung den möglichſt größten Nutzen zu ziehen mit eiſernem Fleiße beſtrebt ſein wird.

Ant. v. Rauſchenfels.

Digitized by Google

Die geſchichtlich merkwürdigen Orte an der Eiſenbahn von Klagenfurt nach Unterdrauburg.

(Skizze vom k. k. Oberlandesgerichtsrathe Mich. F. v. Jabornegg-Altenfels.)

Unlängſt wurden in unſerem heimatlichen Blatte „Carinthia“ *) die geſchichtlich merkwürdigen Orte an der Eiſenbahn von Klagenfurt bis Lienz beſprochen. Es dürfte nun den von Klagenfurt nach Marburg Reiſenden willkommen ſein, auch die geſchichtlichen Merkwürdigkeiten der auf der kärntneriſchen Bahnſtrecke bis Unterdrauburg naheliegenden Orte, inſoweit ſelbe von der Bahn aus ſichtbar ſind, kennen zu lernen.

Wenn der Zug den Klagenfurter Bahnhof verläßt und die ſchöne Ebenthaler Lindenallee paſſirt hat, ſehen wir zur Rechten zuerſt das Schloß Ebenthal. Es war urſprünglich ein Nebengebäude der einſtigen Ritterveſte Greifenfels, von der wir ſogleich ſprechen werden und die in der Nähe lag. Chriſtof v. Neuhaus, als Beſitzer von Greifenfels, erweiterte dieſes Nebengebäude, und es entſtand daraus ein Jagdſchloß, welchem Erzherzog Karl, Regent von Inneröſterreich, bei Gelegenheit einer Jagdparthie den paſſenden Namen „Ebenthal“ gab, daher die noch beſtehende, aber übertünchte Inſchrift ob dem Schloßthor: „Durch „Erzherzog Karl von Oeſterreich, Hochgeborn, bin ich Ebenthal genannt „worden, anno 1567.“ Darunter befindet ſich das doppelte Wappenſchild des Chriſtof v. Neuhaus und ſeiner Gattin Petronella, gebornen v. Gera. Deſſen Sohn Sigmund verkaufte das Schloß ſeinem Verwandten Georg Sigmund v. Neuhaus, von deſſen Familie es dann an die Freiherrn v. Deutenhofen überging. Im Jahre 1660 kaufte es Johann Ludwig Graf von Lamberg. Durch ihn erhielt das Schloß zwei Thürme an der Nordſeite und einen zweiten Stock.

Am 21. Auguſt 1704 ging das Schloß endlich durch Kauf von Johann Anton Grafen von Lamberg an Peter Grafen von Goës in das Eigenthum über, welcher die Thürme und andere Anbauten abreißen, und das Schloß in ſeiner jetzigen Geſtalt herſtellen ließ. Er kaufte im Jahre 1713 vom Klagenfurter Magiſtrate den abgängigen Grund zur Anpflanzung der noch heute beſtehenden ſchönen Lindenallee. Ebenthal bildet nun einen Theil des Gräflich Goës'ſchen Primogenitur-Fideicommiſſes.

*) Dezemberheft 1871.

Digitized by Google

Wie der Zug die Eiſenbahnbrücke über den Glanfluß erreicht, erblickt man oſtwärts von Ebenthal an einem etwas vorſpringenden Breccien-Felſen des mit Nadelholz bewaldeten Satnitzberges einige Laubbäume. Dort befinden ſich die kaum bemerkbaren Mauerreſte der einſtigen Ritterveſte Greifenfels, des Stammhauſes des uralten Geſchlechtes der Ritter dieſes Namens; denn ſchon im Jahre 1217 erſcheint urkundlich ein Conrad v. Greifenfels. Dieſe Ritter übten oft Brand und Raub, und wegen ſolchen Gewaltthätigkeiten an den Unterthanen des Ciſterzienſer Stiftes Viktring zog ſich Heinrich von Greifenfels im Jahre 1246 den Bannfluch zu. Im Jahre 1269 beſtand ein Streit zwiſchen dem Abte Rudger von Oſſiach und den Brüdern Dietmar, Albrecht und Ulrich von Greifenfels, welchen der Herzog Ulrich von Kärnten (aus dem Hauſe Sponheim) beglich.

Im XV. Jahrhunderte ſtarb dieſes Rittergeſchlecht aus und ihre Burg ſammt den dazu gehörigen Gütern kam an Burkhard von Weispriach als ſalzburgiſches Lehen, von dem es dann durch die Heirat ſeiner Tochter Margareth an ihren Gatten Sigmund von Neuhaus gelangte; hiedurch wurden die Beſitzungen von Greifenfels und Ebenthal vereinigt.

Am Fuße des Schloßberges befindet ſich die einſtige Burgmaierei, wozu der ſogenannte „Kalte Keller“ gehört.

Eine kleine Strecke öſtlich von Greifenfels an derſelben Gebirgs-Abdachung ſchauen die Ruinen des einſtigen Schloſſes Gurnitz von einem iſolirten ſteilen Felſen aus den Tannen und Föhren trauernd in die Ebene hernieder. Gurnitz kömmt ſchon im IX. Jahrhunderte urkundlich vor. Bei der Reichstheilung des Karolinger K. Ludwig des Frommen fiel nämlich ſeinem Sohne Ludwig dem Deutſchen unter andern auch Carantanien — wovon das heutige Kärnten einen Theil bildete — in der Oſtmark zu. Dieſer verlieh nun dem Erzſtifte Salzburg mit Diplom vom 29. November 861 mehrere Höfe und darunter auch jenen zu Gurnitz.

Hier hauſten ſpäter die Wülfinge von Gurnitz, deren Stamm im XV. Jahrhunderte erloſch; es fiel dann als Lehen dem Landesfürſten heim. Im Jahre 1564 kam es käuflich an Erasmus v. Gera, ſohin an die Khevenhüller und endlich an die Grafen von Goës. Schon ſeit mehr als 200 Jahren liegt dieſe Burg in Ruinen.

Im weiteren Laufe des Eiſenbahn-Trains erblicken wir auf der Klagenfurter Ebene gegen Norden das Schloß Welzenegg mit ſeinen vier Thürmen. Dasſelbe wurde im Jahre 1573 vom Ritter Victor von

Digitized by Google

Welzer und ſeiner Gemahlin Elsbeth, gebornen von Kueffſtein, erbaut. Dieſes edle und im Lande begüterte Geſchlecht der Welzer von Eberſtein, welches ſich ſowohl im Rathe als im Felde auszeichnete und die Aemter als Landeshauptleute, Burggrafen und Landesverweſer bekleidete, erloſch im Mannsſtamme gegen Ende des XVII. Jahrhunderts und Welzenegg ging dann in den Beſitz der Grafen und ſpäteren Fürſten von Roſenberg über, zu deren Fideicommiß es gegenwärtig gehört.

Hinter Welzenegg, am Fuße des Maria Saaler Berges liegt das Pfarrdorf St. Georg am Sandhof. Der deutſche Orden beſitzt dort Grundſtücke u. ſ. w. Das Schloß iſt Privat-Eigenthum und hieß früher Hof am Sand, weßhalb ſeitdem die Ortſchaft den Beinamen „Sandhof“ führt.

An derſelben Bergabdachung, öſtlich von St. Georg am Sandhof, eine kleine Strecke davon entfernt, ſteht auf einer kleinen Anhöhe das Schloß Kraſtovitz, wahrſcheinlich ein ſlaviſches Wort, von „Hraſt“, eine Eiche, deren es dort auf einem kleinen Hügel, wo die Kapelle ſteht, noch derzeit mehrere gibt und in früherer Zeit vielleicht ein Eichenwäldchen geweſen ſein dürfte. In der erwähnten Kapelle iſt das Begräbniß der freiherrlich Sterneck'ſchen Familie. Unter den früheren Eigenthümern dieſes Gutes kommen die Freiherren von Ranftelshofen, Grafen Chriſtalnigg, Freiherren von Kaiſerſtein und Freiherren von Sterneck vor.

Der jetzige Eigenthümer, Herr Franz Freiherr von Reyer, hat das Schloß geſchmackvoll reſtaurirt und bei demſelben einen Park angelegt.

Etwa eine halbe Stunde von Kraſtovitz, ebenfalls gegen Oſten, ſehen wir vom Zuge aus das alterthümliche Schloß Portendorf. Dasſelbe war ſchon im XIII. Jahrhunderte ein Eigenthum des Geſchlechtes der Portendorfer, denen das Brennamt, nämlich die aus einer barbariſchen Vorzeit ſtammende Befugniß zuſtand, während der nach altem Gebrauche eingeſetzte Herzog von Kärnten am Herzogſtuhle am Zolfelde die Huldigung des Landes entgegen nahm, im Lande zu ſengen und zu brennen, welches Recht, ſo viel uns bekannt, nicht in Wirklichkeit ausgeübt wurde, ſondern nur figürlich an die alte rauhe und rechtloſe Zeit mahnen ſollte und lediglich mit dem Beſitze einiger Realitäten verbunden war.

Dieſes Brennamt war durch das Ausſterben der männlichen Nachkommen der Portendorfer an die Mordaxe übergegangen. Als nämlich Herzog Ernſt der Eiſerne am Zollfelde ſich nach alter Sitte und altem Landesgebrauche huldigen ließ, erſchien vor ihm Martin Mordax und bat ihn, das Brennamt, welches ſeine Gattin Katharina, die Porten-

dorferin, von ihren Eltern ererbt und er indeſſen in ihrem Namen verwaltet hatte, nun ihm und ſeinen Nachkommen zu ertheilen. Herzog Ernſt willfahrte dieſem Anſuchen und fertigte ihm zu St. Veit am 27. März 1414 die Beſtätigungsurkunde aus. Das Brennamt aber erloſch in der Folge, weil auch die Inauguration und Huldigung der Kärntner-Herzogs nach dem alten Gebrauche mit Herzog Ernſt dem Eiſernen ihr Ende nahm.

Das Gut Portendorf ging dann an die Freiherren von Aichholt und Hallerſtein, an Aich, Ignaz Leitgeb und endlich an Herrn Karl Freiherrn von Knobloch durch Kauf über.

Von Portendorf weiter gegen Nordoſt erhebt ſich der Magdalensberg mit dem weit ſichtbaren Magdalena- und Helena-Kirchlein; ſeine Höhe beträgt 3331 Wiener Fuß über dem Meeresſpiegel. An deſſen öſtlicher, ſüdlicher und zum Theile auch weſtlicher Abdachung liegen über einem bedeutenden Flächenraum die Ruinen einer einſt beſtandenen römiſchen Anſiedlung, welche theils von Waldboden, theils von Aeckern und Wieſen bedeckt ſind. Die Zeit der Entſtehung dieſer Anſiedlung, ihr Name, ſo wie die Zeit ihres Unterganges ſind wegen Mangel an geſchichtlichen Quellen unbekannt. So viel iſt jedoch in erſterer Beziehung ſicher, daß die Beſiedlung dieſes Berges durch die Römer, nachdem die dort gefundenen Stein-Inſchriften, Münzen u. ſ. w. unzweifelhaft römiſchen Urſprunges ſind, bald nach der im Jahre 13 vor Chriſti Geburt erfolgten römiſchen Eroberung Norikums — wovon Kärnten einen Theil bildete, geſchehen ſein mußte, weil unter Andern ein Inſchriftſtein zum Andenken an römiſche Reiter in dieſen Ruinen ausgegraben wurde, aus deſſen Inſchrift ſich ergibt, daß dieſes Grabdenkmal in den Jahren 41 bis längſtens 69 nach Chriſti Geburt geſetzt worden ſein mußte. Weiters dürfte wohl auch die Vermuthung begründet ſein, daß dieſe Anſiedlung zur Zeit der Völkerwanderung, als auch unſer heutiges Kärnten von barbariſchen Horden überfluthet wurde, von Verwüſtungen aller Art nicht verſchont geblieben ſein konnte. Außer den vielen Steindenkmalen mit Inſchriften und Abbildungen wurden in dieſen Ruinen eiſerne Geräthe des häuslichen Gebrauches, Bronce-Sachen, worunter die herrliche Statue des Antinous oder Germanicus, jetzt im Wiener Antiken-Cabinete, dann Münzen, Thongefäße u. ſ. w. ausgegraben.

Der kärntneriſche Geſchicht-Verein hat ſeit einigen Jahren auf dieſem intereſſanten Boden Ausgrabungen veranlaßt, wobei viele Antiquitäten von geſchichtlichem Werthe zu Tage gefördert wurden.

Digitized by Google

Im weiteren Laufe des Zuges präſentirt ſich rechts das Schloß Grafenſtein nebſt der Pfarrkirche. Dieſe Letztere wurde ſchon im Jahre 1116 gegründet. Ein begüterter Mann Namens Ditmar aus dem Lungau, deſſen Eltern eine Kapelle St. Stefan in Grafenſtein geſtiftet hatten, ließ dieſe mittlerweile in Verfall gerathene Kapelle in eine Kirche umbauen, dotirte ſelbe mit Gütern, und lud den Erzbiſchof Conrad von Salzburg zur Einweihung derſelben ein. Mit Urkunde vom 28. Auguſt 1116 verkündete dieſer ſohin die Stiftung dieſer Kirche, welche auf Grundlage der Dotirung Pfarr-Rechte erhielt. Unter den mehreren Zeugen dieſes Aktes erſcheint auch Ulrich I. Herzog von Kärnten.

Das alte Schloß dort gedieh im Jahre 1589 an Hans Chriſtof von Gera durch landesfürſtliche Verleihung und gelangte dann an die Grafen und ſpäter Fürſten von Roſenberg, welche es umbauten und in der jetzigen Geſtalt herſtellten.

Nun kommen wir in wenigen Minuten zu einer großartigen Anſicht. Der Draufluß hat ſich vor unvordenklichen Zeiten den Durchbruch durch das niedere Conglomerat-Gebirge — eine Fortſetzung der Satnitz — in die Klagenfurter Ebene erzwungen, und ſtrömt im breiten Bette gegen die Eiſenbahnbrücke herab. Im Hintergrunde erhebt der mächtige Obir ſein graues Haupt. Durch eine tiefe Schlucht uns gegenüber, welche ſich vor dieſer Alpe herabzieht, fließt ein Bach, welcher weiter unten einen Waſſerfall bildet. Ob dieſem Letzteren ſtand auf einem Felſen die Veſte Wildenſtein, die Stammburg eines ſehr alten Rittergeſchlechtes dieſes Namens. Im XIII. Jahrhunderte beſaßen dieſes Schloß nach Ausſterben der Wildenſteiner die Ritter von Aufenſtein.

Das große Erdbeben, welches am 24. Jänner 1348 in Kärnten furchtbare Verheerungen an Gebäuden anrichtete, die Stadt Villach in einen Schutthaufen verwandelte und den Abſturz des ſüdlichen Theiles der Villacher-Alpe in das Gailthal verurſachte, zerſtörte auch die Veſte Wildenſtein, deren Mauern in die Tiefe hinabſtürzten, ſo daß jetzt keine Spur von derſelben vorhanden iſt.

Mehr im Vordergrunde ragt am rechtſeitigen Draufer der ſpitzige Thurm und die Kirche des Pfarrdorfes Möchling empor. Markgraf Albuin, Beſitzer vieler Güter im Jaunthale, lebte nach Urkunden um 960 bis 980 in jener Gegend und ſtiftete der Tradition zufolge die Kirche von Möchling, woſelbſt er auch in einer Seiten-Capelle begraben liegt. Ueber ſeinem Grabe iſt ein über 6 Fuß langer und etwa 3 Fuß

Digitized by Google

hoher aufgemauerter Bau errichtet, auf welchem zum Andenken an Grafen Albuin eine ſehr kunſtreich aus Holz geſchnitzte gothiſche Kirche ſteht, an der nach der Sage ein Mönch 8 Jahre lang bis zur Vollendung gearbeitet haben ſoll.

Die Gräfin Hildegard (vom Landvolke Agatha genannt), Gemahlin des Markgrafen Albuin, liegt in der von ihr um das Jahr 1000 gegründeten Kirche zu Stein — einſt die Schloßkapelle ihrer Burg, ob der Eiſenbahnbrücke über die Drau gelegen, begraben. Sie war eine Wohlthäterin der Armen und errichtete aus ihrem Vermögen eine Stiftung, vermöge welcher jährlich am 5. Februar (Agatha) alle Armen, die ſich an jenem Tage zu Stein verſammeln würden, mit Speiſe und Getränk erquickt, und auch Brod, andere Lebensmittel und Geld unter ſie vertheilt werden ſollen. Dieſe Stiftung beſteht noch heutigen Tages.

Es beſteht eine Sage, wornach die Gräfin Hildegarde auf Befehl ihres eiferſüchtigen Gemahls aus Anlaß einer falſchen Anklage ſeines Bruders über die Burg Proßnitza bei Möchling hinabgeworfen worden, aber wunderbarer Weiſe am Leben geblieben ſei.

Wenn der Bahnzug die Draubrücke paſſirt hat, ſehen wir über der Drau auf einer Erhöhung ein ſtattliches Gebäude und hinter demſelben eine Kirche; das iſt Tainach, eine der älteſten Pfarren Kärntens. Die Pfarrer daſelbſt ſind zugleich Pröpſte des Collegiat-Capitels in Völkermarkt und hatten in früherer Zeit als Erzprieſter die geiſtliche Aufſicht über ganz Unterkärnten. Unter den Pröpſten zeichnete ſich beſonders Ulrich von Karlsberg, der zur Zeit des Erzbiſchofes Eberhard II. von Salzburg um die Mitte des XIII. Jahrhunderts lebte, durch ſeine Gelehrſamkeit aus. Er war ein Schüler des berühmten Raimund von Penafort, der zuerſt das kanoniſche Recht zuſammenſtellte und an der Hochſchule zu Bologna vortrug. Probſt Ulrich gab ſich die Mühe, die Grundſätze dieſer damals allein geltenden Rechtswiſſenſchaft in lateiniſche Verſe abzufaſſen, deſſen Manuſcript wir noch beſitzen; er war auch ſonſt ein tüchtiger Geſchäftsmann und vermittelte Friede zwiſchen den Hohen des Landes in ihren Streitigkeiten. Tainach iſt der Geburtsort eines Mannes, den Kärnten mit Stolz zu den Seinigen zählt, des Franz Luſchin, Sohnes eines ſchlichten Landmannes, der es durch ſeine vorzüglichen Eigenſchaften bis zur Würde eines Fürſt-Erzbiſchofes von Görz brachte.

Jenſeits der Drau, von Tainach nur durch einen bewaldeten Hügel getrennt, ſteht das nur zum Theil ausgebaute Schloß Höhenbergen

Digitized by Google

auf einer kleinen Hochebene. Es gehört zum fürſtlich Roſenberg'ſchen Fideicommiſſe; Franz Graf ſpäter Fürſt Roſenberg war vom Jahre 1757 bis 1765 öſterreichiſcher Geſandter in Spanien am Hofe Karl's III. Er fand Geſchmack an der Bauart ſpaniſcher Palläſte, was ihn beſtimmte, auch ſein Schloß Höhenbergen in dieſem Geſchmacke bauen zu laſſen; daher wurde das alte Schloß demolirt und der Umbau im großen Style begonnen, aber wegen den großen Koſten nicht vollendet. Vor der Familie Roſenberg beſaßen dieſes Schloß die Windiſchgräz.

In geringer Entfernung von Höhenbergen, und zwar ebenfalls jenſeits des Drauſluſſes, ſteht auf einem felſigen Hügel das Schloß Neudenſtein, welches die Ritter von Aufenſtein erbauten und bis zum Jahre 1368 beſaßen, wo es dann in Folge des Hochverrathes der beiden Heinrich von Aufenſtein und letzten ihres Stammes durch Confiscation ihrer Güter an den Landesfürſten gedieh. Im XV. und XVI. Jahrhunderte kam das Gut an verſchiedene Beſitzer, als: an die Blumbecker, Grafen Chriſtalnigg und Goës, dann an die Freiherrn von Seenus, endlich im XVII. Jahrhunderte an die Freiherrn Kemeter von Tribein; gegenwärtig beſitzt es Herr Albin Buzzi. Die Ausſicht von dieſem Schloſſe beſonders gegen das Jaunthal iſt prachtvoll.

Hinter dem Schloſſe Neudenſtein gegen Norden am Fuße des Dixberges gewahrt man von der Eiſenbahn aus zwiſchen zwei bewaldeten Hügeln auf dem Lambrechtskogel das Filial-Kirchlein St. Lambrecht. Auf der kleinen Ebene, worauf dieſes Gotteshaus erbaut iſt, wurden beim Nachgraben häufig römiſche Alterthümer von Bronce, Inſchriftſteine, Säulentrümmer, Münzen u. ſ. w. gefunden; an dieſer Kirche ſind auch mehrere in der nächſten Umgebung derſelben ausgegrabene Inſchriftſteine eingemauert, ſowie auch im Hofe des gräflich Chriſtalnigg'ſchen Schloſſes Mittertrixen nächſt dem Lambrechtsberge ein Römerſtein mit der Abbildung des Jupiter Dolichenus eingemauert war, welcher vom Lambrechtsberge herrührt und ſich nun in der Sammlung des Geſchicht-Vereines befindet, wornach mit Grund zu ſchließen iſt, daß an dem Platze der jetzigen St. Lambrechtskirche ein römiſcher Tempel, und zwar jener des Jupiter Dolichenus, geſtanden ſei, deſſen vorzüglicher Cultus in der ſyriſchen Stadt Doliche gefeiert wurde, woher er von den römiſchen Legionen nach Rom gebracht und von dort in den römiſchen Provinzen verbreitet wurde.

Das Trixenthal, in welchem ſich der Lambrechtsberg befindet, zeigt allenthalben Spuren uralter Cultur, was durch das Vorhandenſein

Digitized by Google

ſo vieler alter Schlöſſer und Burgen und beſonders durch den Umſtand, daß dort ſchon im X. Jahrhundert ein eigenes Comitat und Weinbau beſtanden, ſeine Beſtätigung erhält. Die Gräfin Hema von Gurk hatte in dieſem Thale Beſitzungen und ſtiftete um das Jahr 1043 die noch beſtehenden drei Kirchen, St Margarethen, St. Georg am Weinberg und St. Lambrecht.

Endlich iſt dieſes Thal auch noch deßhalb merkwürdig, weil in demſelben wahrſcheinlich ſchon aus der Zeit Karl's des Großen eine Colonie von Franken beſtand; daher rühren die noch heute vorkommenden Namen Frankenſtein (Schloß), dann Frankenberg und Frankenwald.

Der Zug geht nun ununterbrochen ſanft aufwärts, bis er vor der Station Kühnsdorf die Höhe des ſchönen Jaunthales erreicht, welch' Letzteres ſich ganz eben bis zu den Ausläufern der ſüdlichen Alpenkette erſtreckt. Dieſes Thal wird im Norden vom Drauflusse, im Oſten vom Feiſtritzbache bei Bleiburg und den Hügeln im Rücken dieſer Stadt, im Süden vom Hochgebirge zwiſchen den Bergen Obir und Petzen, und endlich im Weſten von den niederen bewaldeten Hügeln zwiſchen Stein und Sittersdorf begrenzt.

Bevor der Zug am Stationshofe Kühnsdorf ſtillſteht, ſieht man links von der Bahn an einem Hügel, wo das Terrain gegen den Draufluß jäh abfällt, das alte Schloß Waſſerhofen, deſſen Ausſehen und Bauart ein hohes Alter verräth. Die Erbauer desſelben ſind unbekannt. Bis zum Jahre 1529 gehörte es dem Chorherrnſtifte Eberndorf, dann mußte dasſelbe dieſe Beſitzung wegen der damals ausgeſchriebenen ſtarken Türkenſteuer verkaufen. Die Brüder Hanns und Andreas v. Ungnad auf Soneck erkauften es. Später kam Waſſerhofen an die Ritter von Keutſchach, dann an die Freiberger auf Freiberg ob St. Veit, an die Herren Kulmer auf Roſenbühel, an die Stifte Arnoldſtein und Bamberg und im Jahre 1661 wurde es vom Jeſuiten-Rector und Probſt in Eberndorf wieder für dieſes Stift gekauft. Nach Aufhebung des Jeſuiten-Ordens wurde dieſes Gut mit der Staatsherrſchaft Eberndorf im Jahre 1810 dem Benediktinerſtifte St. Paul übergeben, in deſſen Beſitze es ſich noch befindet.

Merkwürdig iſt Waſſerhofen als Geburtsort zweier gelehrten Kärntner, nämlich des Abtes zu Göttweih in Oeſterreich, Magnus Klein, Sohnes des Maiers in dieſem Schloſſe, geboren am 1. Mai 1717, Verfaſſers der Notitia Austriae antiquae et mediae etc. und des Ent-

wurfes der Geſchichte der deutſchen Biſthümer in 17 Bänden, und dann das des Jeſuiten Markus Hanſitz, geboren bei Waſſerhofen am 23. April 1683, Verfaſſers mehrerer Werke über die Geſchichte Kärntens.

Dem Stationshofe Kühnsdorf gegenüber liegt nördlich jenſeits der Drau auf einer Hochebene die Stadt Völkermarkt, welcher Name wahrſcheinlich — was die zwei erſten Silben betrifft — vom ſlaviſchen Worte velkorez, groß, herſtammt, daher das ganze Wort „großer Markt" bezeichnet; dieſe Stadt hatte wegen ihrer Lage, da vor Eröffnung der Paſſage über den Berg Loibl der Verkehr durch die Kanker bedeutend war, eine beſonders merkantile Bedeutung.

Unter den Sponheimer-Herzogen, die in Kärnten anderthalb Jahrhunderte regierten, kommt dieſe Stadt in der Geſchichte immer unter der Benennung „Volkenmarkt" vor.

Die Brüder Bernhard und Hartwig Grafen von Sponheim beſaßen in der erſten Hälfte des XII. Jahrhunderts Völkermarkt jeder zur Hälfte. Als ſich dann Bernhard verehelichte, überließ ihm ſein Bruder Hartwig, Biſchof von Regensburg, ſeinen Antheil mit der Bedingung, daß er, wenn er keine Leibeserben bekäme, denſelben an das Kloſter St. Paul im Lavantthale überlaſſen ſollte. Graf Bernhard blieb wirklich kinderlos und vollzog nicht nur den Willen ſeines Bruders, ſondern vergab auch ſeinen Antheil am Oſterſonntage, den 20. April 1147, an das Kloſter St. Paul, welches jedoch Völkermarkt nicht lange beſaß und es durch einen Vertrag wieder den Sponheimer Herzogen abtrat. Dieſe errichteten dort eine Münzſtätte, und der Herzog Bernhard erbaute daſelbſt auch eine Burg für ſeinen zeitweiligen Aufenthalt.

Eberhard II., Erzbiſchof von Salzburg, gründete in der Erwägung, daß die uralte, außer der Stadt befindliche Pfarrkirche St. Rupert nur mit einem Prieſter verſehen war, in der Stadt aber gar kein Seelſorger beſtand, das noch heute beſtehende Collegiat-Capitel, woſelbſt die ſchöne Magdalena-Pfarrkirche nach dem Jahre 1240 zu bauen begonnen wurde.

Indem wir die Bedrängniſſe der Stadt nach Ausſterben der Sponheimer, als für eine Skizze zu umfangreich, übergehen müſſen, bemerken wir nur noch, daß Völkermarkt ſeit den Sponheimern fortan bis heute landesfürſtlich blieb, und daß ſein Handel und Wohlſtand bis zur Anlegung der Straße über den Loibl unter Kaiſer Karl VI. fortblühte, dann aber in Abnahme kam.

Digitized by Google

Eben ſo ſieht man vor dem Eintreffen des Eiſenbahn-Trains in Kühnsdorf rechts im Jaunthale hinter dem Kulmberge den Thurm der Kirche zu Eberndorf und einen Theil des Stiftsgebäudes hervorſchauen. Eberndorf kömmt in den älteren Urkunden unter dem Namen Doberndorf, Oberndorf und Oeberdorf vor, wahrſcheinlich von Oberdorf, weil die alte Stiftskirche ober dem Dorfe ſich befindet, und erſcheint erſt in neuerer Zeit als Eberndorf.

Ein Graf Cazzelin, wahrſcheinlich aus dem Geſchlechte der Grafen von Bogen ſtammend, beſaß gegen Ende des XI. Jahrhunderts bedeutende Güter im Jaunthale und in der unteren Steiermark. Vor ſeinem Ableben übergab er die Jaunthaler Güter dem Patriarchen Ulrich von Aquileja*) mit der Bitte, ſie zum Unterhalte jener Religioſen zu verwenden, die einſt bei ſeiner Grabſtätte Gott dienen würden. Er ſtarb dann auf ſeinem Allodgute zu Göttling in der heutigen Marburger-Bezirkshauptmannſchaft, und der Patriarch Ulrich ließ ihn auf ſeinem Allodgute Eberndorf in der dortigen Marienkirche — deren Gründer unbekannt iſt — die ſchon früher beſtand, begraben. Patriarch Ulrich ließ nun aus dem reichen Nachlaſſe Cazzelin's eine größere Marienkirche bauen und widmete zum Unterhalte der bei der neuen Kirche lebenden Chorherren im Jahre 1106 größtentheils die Einkünfte von den in der Umgebung von Eberndorf liegenden Gütern. Der ſpätere Patriarch Peregrin von Aquileja legte auf der Anhöhe Chrugel den Grund zum Stiftsgebäude und gab am 20. Oktober 1154 den bis dahin unter einem Probſte ſtehenden Chorherren, die aber in keiner klöſterlichen Gemeinſchaft lebten, die Regel des heiligen Auguſtin und führte ſie in das neu erbaute Stiftsgebäude zum gemeinſamen Leben ein. Unter den dortigen Pröpſten nimmt Leonhard aus dem edlen Geſchlechte derer von Keutſchach den vorzüglichſten Platz ein, welcher im Jahre 1495 zur Würde eines Erzbiſchofes von Salzburg erhoben wurde; er war der Wiedererbauer der Frieſacher Schlöſſer, dann jener von Taggenbrun, Gmünd und Tanzenberg und Gründer der gothiſchen Marienkirche zu Waitſchach.

Im Jahre 1603 wurde das Chorherrnſtift Eberndorf den Jeſuiten übergeben; nach deren Aufhebung wurde dieſes Stift eine Staatsherrſchaft

*) Karl der Große entſchied nämlich mit Diplom vom 14. Juni 810 zu Aachen den Streit zwiſchen dem Patriarchen Urſus von Aquileja und Erzbiſchof Arno von Salzburg in Betreff der Grenzen ihrer Sprengel dahin, daß der Draufluß die Grenzſcheide bilden ſoll; Eberndorf lag daher ſchon im Aquilejer Sprengel.

Digitized by Google

und im Jahre 1810 kam es an das Benedictinerſtift St. Paul, in deſſen Beſitze es ſich noch dermal befindet.

Gegen Süden ſieht man in geringer Entfernung von Eberndorf auf einem ſteilen bewaldeten Hügel die Trümmer des einſtigen Schloſſes Sonneck.

Kaiſer Friedrich IV., Vater des Kaiſers Max I., ſchenkte dieſes Schloß mit den dazu gehörigen Gütern mit Urkunde vom 9. October 1442 ſeinem Kammermeiſter Hans Ungnad aus dem Geſchlechte der Edlen v. Weißenwolf mit dem Rechte der Vererbung auf deſſen Nachkommen und zwar als Belohnung für die erſprießlichen Dienſte, welche Hans Ungnad ihm — dem Kaiſer — vor und nach ſeiner Gelangung zur deutſchen Kaiſerwürde geleiſtet habe.

Das Geſchlecht der Weißenwolf ſtammt aus Franken und der erſte geſchichtlich bekannte Ahnherr Arnold kommt ſchon im X. Jahrhundert vor, wo er in der Schlacht am Lechfelde bei Augsburg gegen die Ungarn am 1. Mai 955 tapfer kämpfte und ſein Leben auf dem Schlachtfelde ließ.

Im Jahre 1152 ſchickte Eberhard, Biſchof v. Bamberg, den in ſeinen Dienſten ſtehenden Dietrich v. Ungnad mit einer Heeresmacht nach Kärnten, um die Bambergiſchen Herrſchaften daſelbſt gegen den Herzog von Baiern zu ſchützen, von welchem man einen Einfall nach Kärnten fürchtete; ſeitdem verblieb das Geſchlecht der Weißenwolf in Kärnten und Sonneck blieb im Beſitze der einen Linie bis zu deren Ausſterben. Eine andere Linie dieſes Geſchlechtes — nun Grafen v. Weißenwolf, iſt noch gegenwärtig in Oberöſterreich begütert.

Später gelangte die Herrſchaft Sonneck in den Beſitz der Grafen und jetzigen Fürſten Roſenberg, die ſelbe noch jetzt als Fideicommißgut beſitzen.

In der von den Ungnaden in der Pfarrkirche zu Eberndorf geſtifteten Kapelle befinden ſich die ſchönen, in Marmor ausgeführten Grab-Denkmale des Georg und des Chriſtof v. Ungnad.

Günther v. Weißenwolf ſoll im XIII. Jahrhundert der Erſte den Namen Ungnad angenommen haben.

Wenn der Train den iſolirten Kulmberg umfahren hat, erblickt man rechts gegen Süden durch die gelichteten Stellen des Dobrowa-Waldes an den Ausläufern der Topitzaalpe nahe der Petzen den Kirchthurm des Pfarrdorfes Globasnitz, einer Ortſchaft, welche auf den Ruinen einer römiſchen Anſiedelung ſteht und auf deren Boden bei jeder Ausgrabung von

Brunnen, Kellern und Gebäude-Fundamenten Spuren von Gebäude-Mauern, Gewölbe, römiſche Alterthümer gefunden werden.

Wie wir aus der Peutinger'ſchen Tafel — einer uralten, vielleicht römiſchen, Karte in der Wiener Hofbibliothek befindlich — und den darin angegebenen Diſtanzen von Ort zu Ort entnehmen, war an der Stelle des heutigen Globasnitz die römiſche Haltſtation (mansio) Juenna, wovon auch das Jaunthal ſeine jetzige Benennung erhielt. In den bisherigen Lehrbüchern wird zwar nach den unrichtigen Angaben unſeres alten Geſchichtſchreibers Hieronymus Megiſer, dann des Topographen Weikhard Bar. Valvaſor u. ſ. w. dieſes Thal vallis Junonis (Thal der Juno) genannt, weil bei dem Weiler Jaunſtein ein Juno-Tempel geſtanden ſein ſoll. Allein davon findet ſich keine geſchichtliche Spur, denn in den älteſten mittelalterlichen Urkunden wird das Thal ſtets nur Juon oder Jun und Juen genannt, bei welch' letzteren Namen nur am Ende das a mangelt, um das römiſche Juenna herzuſtellen. Durch dieſe Manſio Juenna ging nach der Peutinger'ſchen Karte die römiſche Reichsſtraße von Celeja (Cilli) nach Virunum (röm. Stadt im heutigen Zollfelde).

Bald erreicht der Zug am Ende der Dobrowa-Waldung einen kleinen bewaldeten iſolirten Berg nahe am Schienenwege, auf welchem ſich die Wallfahrtskirche St. Katharina befindet; ſie iſt eine Filiale der am ſüdlichen Fuße dieſes Berges befindlichen Pfarrkirche St. Michael. In dieſer Katharina-Kirche befanden ſich am Boden als Pflaſterſteine mehrere römiſche Inſchriftſteine, welche in Globasnitz ausgegraben und dahin gebracht wurden. St. Michael iſt nur eine kleine halbe Stunde von Globasnitz entfernt.

Von da fährt der Zug nur wenige Minuten bis zum freundlichen Stationshof Bleiburg. Südlich von demſelben ſteigt die 6678 Fuß hohe Petzenalpe aus der Ebene ſteil empor und gewährt einen impoſanten Anblick. Auf der linken Seite der Bahn liegt die eine Viertelſtunde entfernte Stadt Bleiburg, welche von dem alten Schloſſe der Grafen Thurn überragt wird. Urſprung beider verliert ſich in die Vorzeit und iſt nicht bekannt. Der Name ſtammt aber ſicher von den Bleierzen her, die an verſchiedenen Orten der nahen Petzenalpe ſeit den älteſten Zeiten zu Tage gefördert, in Bleiburg geſchmolzen und verſendet wurden.

Urkundlich kommen zuerſt die mächtigen Grafen v. Heimburg als Beſitzer der Herrſchaft Bleiburg vor. Nach dem Ausſterben des Mannsſtammes dieſes Geſchlechtes fiel die Herrſchaft an Friedrich v. Aufenſtein, Gemal der Eliſabeth Gräfin v. Heimburg, und blieb im

Digitized by Google

Beſitze dieſer Familie bis zu deren tragiſchem Ende, welches wir gleich bekannt geben werden. Wir wollen nur einige Notizen über die Aufenſteine vorausſchicken.

Das Stammſchloß der Aufenſteine lag unfern von Meran in Tirol und jetzt ſind davon außer einer Kapelle kaum noch kennbare Reſte vorhanden. Als in Folge der Marchfeldſchlacht Kärnten an den Grafen Meinhard von Görz-Tirol gelangte, beſaß Heinrich v. Aufenſtein das Stammſchloß. Konrad v. Aufenſtein, deſſen Sohn, der außer ſeiner Tapferkeit wenig beſaß, zog auf gut Glück mit Meinhard nach Kärnten, wo er durch ſeine Klugheit, Erfahrung und Tapferkeit bald in Anſehen kam und in den Beſitz von vielen Gütern und Aemtern gelangte. Nach und nach kam dieſes edle Geſchlecht, und zwar ſchon Konrad, in den Beſitz vieler Güter in Kärnten, als da waren: Bleiburg, Gutenſtein, Unterdrauburg, Wildenſtein, Kappel, Feuersberg, Neudenſtein, Seeburg, Tiffen, Treffen, Hardeck und Karlsberg, deſſen noch weit ſichtbaren Thurm Konrad erbauen ließ.

Die Letzten dieſes Stammes waren die Brüder Heinrich, welche gegen die öſterreichiſchen Herzoge Leopold und Albrecht eine Empörung anſtifteten und in Bleiburg, welches ſie nebſt dem Schloſſe befeſtigt hatten, von den Truppen der Herzoge und der verbündeten Kirchenfürſten von Salzburg und Bamberg belagert wurden. Nach 2 Monaten, nachdem die Stadt niedergebrannt worden war und den Brüdern auf der von allen Seiten von den Belagerern zugeſetzten Burg keine Ausſicht auf Entſatz oder eines Entkommens ſich bot, da ergaben ſie ſich auf Gnade und Ungnade. Die beiden Empörer hatten das Leben verwirkt, doch milderte Herzog Leopold die Strafe und ließ ſie zur lebenslänglichen Haft in den Thurm von Strechau nach Oberſteier abführen, welchen Thurm ihr Großvater für Gefangene erbaut hatte!

Die Aufenſtein'ſchen Schlöſſer und Güter in Kärnten ergaben ſich nach Bleiburgs Eroberung ohne weitere Vertheidigung und wurden ſämmtlich vom Landesfürſten eingezogen. Erſt nach 28 Jahren, nämlich im Jahre 1396, nachdem der eine Friedrich v. Aufenſtein im Kerker geſtorben war, wurde der Andere begnadigt und in Freiheit geſetzt und begab ſich nach Wien, wo er auf das Evangelium einen Eid vor Herzog Wilhelm und ſeinen fürſtlichen Brüdern ablegte, niemals auf die eingezogenen Güter ſeiner Familie einen Anſpruch machen zu wollen, und ſeine Freunde und Oheime Bernhard und Rudolf v. Lichtenſtein, Hans v. Ehrnfels und Friedrich v. Hohenburg traten als Zeugen und Bürgen ein.

Digitized by Google

Friedrich v. Aufenſtein wanderte dann nach Baiern und ſtarb im geiſtlichen Kleide als Domherr in Regensburg. So endete das große und mächtige Geſchlecht der Aufenſteine!

Seit dieſer Zeit blieb Bleiburg landesfürſtliches Eigenthum. Im Jahre 1601 brachte Johann Ambros Graf v. Thurn, oberſter Erbhofmeiſter in Krain und Erbmarſchall der Grafſchaft Görz, die Herrſchaft Bleiburg vom Aerar käuflich an ſich und ſie iſt noch derzeit ein Fideicommißgut dieſer gräflichen Familie.

Nachdem auf der weiteren Fahrt des Zuges der Tunnel durch den Homberg paſſirt worden, läuft derſelbe durch eine Bergſchlucht fort und kommt dann in das Mießthal nach Prävali zu dem der Hüttenberger Eiſenwerks-Union gehörigen großartigen Eiſenwerks-Etabliſſement. Da erweitert ſich das kleine Mießthal, das nach ſeiner ganzen Configuration einſt von einem See eingenommen war, der ſeinen Ausfluß durch das Mießflüßchen in die Drau gefunden hat; das Pfarrdorf nächſt dem Stationshof Prävali heißt noch heute Maria am See. Durch dieſes Thal ging die alte Römerſtraße von Celeja nach Virunum, wovon 2 Denkmale Zeugniß geben; denn es wurde am Fuße des Felſens, auf dem jetzt die St. Barbara-Kapelle ſteht, beim Schottergraben ein Römerſtein mit der Abbildung eines Genius und einer Figur in orientaliſcher Bekleidung gefunden und dann vor Kurzem ein großer Stein-Sarkophag, deſſen vierte Seite mit der Inſchrift weggebrochen iſt, aus dem Mießfluſſe gezogen, ſo wie auch vor mehreren Jahren am Ufer des Mießfluſſes und zum Theil auch in demſelben Stücke von Säulen, Karnießen, behauenen Quadern u. ſ. w. und eine Grundmauer in Kreisform zu Tag gebracht wurden, welche Bruchſtücke auf einen Tempel hindeuten.

Nahe am Ausgange des Thales liegt der Markt Gutenſtein, in der früheſten Zeit angeblich ein Eigenthum des Geſchlechtes der Gutenſteiner; dieſer Ort ging an Konrad v. Aufenſtein über, bei deſſen Familie ſelber bis zum Jahre 1368 verblieb, wornach er dann, in Folge der Empörung der beiden Friedriche v. Aufenſtein, landesfürſtlich wurde.

Auf einer Anhöhe ob Gutenſtein ſieht man vom Bahnzuge das Schloß Gamſenegg. Schon im XVI. Jahrhundert war dieſes Schloß ein Edelmannsſitz, hieß damals Pruſchnigghof und war um die Mitte jenes Jahrhunderts ein Eigenthum des Lukas Gams. Dies erſehen wir aus einer Urkunde Kaiſers Ferdinand I. de dato Wien den 10. Jänner 1540, welche im Originale vorliegt und worin dem Lukas Gams wegen ſeiner, dem Hauſe Oeſterreich geleiſteten Dienſte die Bewilligung ertheilt

Digitized by Google

worden, ſeinen Edelſitz Pruſchniggbof ob Gutenſtein von neuem mit Thürmen und Mauern zu verſehen und von da an „Gamſenegg“ zu nennen, auch ſich dieſes Namens in Zukunft für ſich und ſeine Erben zu bedienen. Bald nach Lukas Gams ging dieſes Schloß ſammt allen Rechten und dazu gehörigen Realitäten in das Eigenthum der Ritter von Jabornegg, Landſtände von Kärnten, über.

Die beiden Brüder Johann Karl und Georg Chriſtof, ſo wie deren Vetter Maximilian Ritter v. Jabornegg wurden wegen ihren Verdienſten und jenen ihrer Eltern und Voreltern in Kriegs- und Friedenszeiten ſowohl im Felde als im Lande und wegen ihres uralten Ritterſtandes vom Kaiſer Leopold I. mit Diplom de dato Wien den 7. März 1667 in den Freiherrnſtand erhoben. Der letzte Beſitzer dieſes Gutes aus der genannten Familie war Max Freiherr v. Jabornegg, von dem daſſelbe durch Kauf an Peter Laſſacher v. Weyersberg, dann an deſſen Witwe Juliana, nachhin verehelichte Edlmann, von dieſer an ihre Erben, ſpäter an Mathias J. Gantſchnigg und endlich an den jetzigen Beſitzer Franz Xav. Schmid gediehen iſt.

In einer geringen Entfernung von Gamſenegg ſüdlich ſteht auf einer Anhöhe das Schloß Streiteben, von der Bahn aus gut ſichtbar. Erſtlich war es ein Eigenthum des Friedrich Jak. Freiherrn v. Schlangenberg, ging dann an Anna Freiin v. Schlangenberg und Eliſe Kovachevich und endlich im Jahre 1809 durch Kauf an Herrn Georg Grafen v. Thurn über.

Der Zug rollt nun ſchnell durch die Defileen des Mießfluſſes abwärts und bald wird am erhöhten jenſeitigen Ufer der Drau der Markt Unterdrauburg und über demſelben auf Felswänden die Ruine der einſtigen Burg Unterdrauburg ſichtbar. Der Markt mit dem Schloß gehörte den Aufenſteinern vom letzten Viertel des XIII. Jahrhunderts bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts, wo die Aufenſteine, wie wir früher berichtet, wegen Landesverrath alle ihre Güter verloren hatten. Markt und Schloß wurden dann landesfürſtlich, was der Erſtere fortan blieb, wogegen das Schloß an das Benedictinerſtift St. Paul, dann an verſchiedene Beſitzer, deren vorletzter Herr Eugen Freiherr v. Dickmann-Secherau war, überging; nun iſt dieſes Gut ſammt den dazu gehörigen ſchönen Waldungen ein Beſtandtheil der Hüttenberger Eiſengewerkſchafts-Union.

In den Annalen der Geſchichte Oeſterreichs ſind die häufigen Einfälle der Türken in unſere inneröſterreichiſchen Provinzen Steier, Kärnten und Krain oft mit den genaueſten Details verzeichnet. Sie begannen im Jahre 1396 und dauerten durch 3 Jahrhunderte fort. Die Einleitungen

Digitized by Google

zu einer gründlichen Abwehr gegen dieſe Einfälle von Seite der damaligen Regierungen waren größtentheils ungenügend und unzweckmäßig und unſere Länder wurden durch dieſen damaligen Erbfeind der Chriſtenheit furchtbar verwüſtet. Eine Berathnng über dieſen Gegenſtand fand auch in Unterdrauburg ſtatt.

Am 24. März 1531 trat nämlich wegen der Gefahr eines neuerlichen Türken-Einfalles über den Antrag der ſteiriſchen Stände eine Verſammlung der Ausſchüſſe von den inneröſterreichiſchen Ständen in Unterdrauburg zuſammen; darunter befanden ſich aus Kärnten Chriſtof v. Welzer sen., Chriſtof v. Kraig, Hans v. Ungnad, Wolf v. Mager, Auguſtin v. Paradeißer und der oberſte Feldhauptmann Hans v. Kazianer als Leiter der Sicherung und Vertheidigung der ſteiriſch-kraineriſchen Gränzen. Die Beſchlüſſe der verſammelten Ausſchüſſe bezogen ſich im Weſentlichen auf eine ſtete Gränzhut zu Fuß und zu Pferd, Unterhaltung genauer Kundſchafter über die Bewegungen der Türken, beſtändige Inſtandhaltung von 2000 Bauern in Krain gegen plötzliche Einfälle, allgemeines Aufgebot, Geldſteuern vom weltlichen und geiſtlichen Beſitze und Verpflichtung dazu bei Strafe an Leib und Gut und endlich Beiſtellung von Geſchütz, Munition, Proviant an den wichtigſten Punkten und Einſetzung eines Kriegsrathes an die Seite des oberſten Feldhauptmannes von fachkundigen Männern der Länder gebildet. Ungeachtet dieſer und ähnlicher Berathungen blieb es jedoch beim Alten.

Ueber Menſchenfreſſerei und Menſchenopfer.

(Vorgetragen am Landesmuſeum.)

„Es gibt kaum einen Gegenſtand der anthropologiſchen Forſchung, welcher uns ſo überzeugend die fortſchreitende Veredlung der menſchlichen Natur vor Augen ſtellt, wie eine Unterſuchung über jene dunkle Stelle der Bildungsgeſchichte der Menſchheit, welche uns ebenſo mit Ekel und Grauſen, als mit Schrecken und Abſcheu erfüllt. Sie betrifft die Menſchenfreſſerei und das Menſchenopfer.“ Damit beginnt Profeſſor Schaafhauſen im 3. Heft des Archives für Anthropologie 1871 ſeine Abhandlung über dieſen Gegenſtand, welche den Hauptinhalt des heutigen Vortrages abgab.

Die Menſchenfreſſerei iſt nicht in der Naturanlage des Menſchen begründet, denn ſein Gebiß läßt noch weniger als das des menſchenähnlichſten Affen einen Fleiſchfreſſer, ſondern wie bei dieſem weit mehr

Digitized by Google

einen Fruchtfreſſer erkennen. Die Hauptnahrung des Gorilla und des Orangutan ſind nußartige Früchte, und ihre Zahnbildung läßt höchſtens auf ein Thier mit gemiſchter Nahrung ſchließen. Bemerkenswerth iſt auch, daß in der Geneſis dem neu geſchaffenen Menſchen nur Pflanzen als Speiſe beſtimmt waren, denn Gott ſprach: „Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei Kraut, das ſich beſamet auf der ganzen Erde und allerlei fruchtbare Bäume und Bäume, die ſich beſamen zu eurer Speiſe."

Erſt nach der Sündfluth ſprach Gott zu Noah und ſeinen Söhnen: „Alles, was ſich reget und lebet, das ſei eure Speiſe; wie das grüne Kraut habe ich es euch Alles gegeben. Allein eſſet das Fleiſch nicht, das noch lebet in ſeinem Blut." Da man nun den Genuß des Menſchenfleiſches noch unter ſo vielen Wilden verbreitet findet und demſelben in der älteſten Geſchichte der Völker begegnet, ſo müſſen beſondere Gründe dieſe Rohheit erklären, worin der Menſch die Thiere übertrifft. Sie ſind bei genauerer Unterſuchung nicht immer und überall dieſelben. Dort wo der Kannibalismus nur ausnahmsweiſe ſich ereignet, iſt äußerſte Hungersnoth, Mangel an jeder Nahrung die regelmäßige und häufigſte Urſache. Nur in ſolchen Fällen kennt man auch Beiſpiele genug, daß ein Thier ſich an der eigenen Art vergreift. Wo aber dieſer Gebrauch häufiger und ſelbſt regelmäßig auftritt, war in vielen Fällen eintretender Mangel an Fleiſchnahrung die erſte Veranlaſſung, ſind aber weit mehr dann Rachegefühl, Aberglaube und ſchließlich das Wohlbehagen an Menſchenfleiſch oder Leckerei, wie Schaafhauſen ſagt, die Urſachen des gräßlichen Gebrauches; weit ſeltener hat derſelbe eine gottesdienſtliche Bedeutung. Daß Hungersnoth die Urſache von Menſchenfreſſerei zu allen Zeiten war und noch heute wirr, darüber liefert uns die Geſchichte aller Zeiten die ſchreckendſten Belege. Als in dem Heere des Cambyſes auf dem Zuge durch die Wüſte Hungersnoth ausbrach, erzählt Herodot, looſten je zehn und verzehrten den, welchen das Loos traf. Auf Island haben die Weiber der feejees in Zeiten der Noth ihre Kinder vertauſcht, um nicht die eigenen zu verzehren. In dem ſtrengen Winter von 1856 haben die Indianer in den Ebenen am Salzſee vielfach ihre eigenen Kinder verzehrt, um ihr Leben zu erhalten.

Während der im Jahre 1868 in Algier ausgebrochenen Hungersnoth griff Menſchenfreſſerei unter den Eingebornen um ſich und am 6. Jänner 1869 wurde vom Kriegsgericht zu Blidah ein Mann zum Tod verurtheilt, der in weniger als einem Monat ſechs Menſchen getödtet und aufgefreſſen hatte.

Digitized by Google

Von Schiffbrüchigen, die dem Tode nahe, weiß man Fälle, daß ſie darum loosten, wer von ihnen ſterben ſollte, um das Leben der Anderen noch für einige Zeit zu friſten. Noch im Februar 1866 iſt auf dem Wrak des Excelſior, der in der Nordſee vor der Inſel Juiſt ſcheiterte, und im Dezember 1866 auf dem Wrak der Ocean Queen, die in der Oſtſee vor der kuriſchen Nehrung in Trümmer ging, Menſchenfleiſch gegeſſen worden. Am 5. Jänner 1867 berichten Zeitungen aus Königsberg, daß nach heftigen Stürmen bei Nidden ein ruſſiſches Schiff ohne Steuer und Maſt in dem elendeſten Zuſtande mit noch zwei Leuten und der angefreſſenen Leiche eines dritten, am Bord geborgen worden ſei. Vierzehn Tage hindurch auf der See herumgetrieben, hatte ſich die Bemannung bis auf vier gelichtet; als einer davon durch das Herunterfallen einer Kette getödtet wurde, machten ſich zwei der Uebrigen daran, ſich ihren Hunger an der Leiche zu ſtillen, während der dritte vor Grauſen und um dem Hungertod zu entgehen, ſich in die See ſtürzte und dort umkam.

Und ſolche Fälle, wo die äußerſte Noth an Nahrung zu Kannibalismus trieb, werden aus allen Zeiten berichtet. Dagegen fällt die Urſache dieſer Erſcheinung bei manchen Wilden Südamerika's und die früher allgemeine Verbreitung der Menſchenfreſſerei bei den Völkern Oceaniens weſentlich auf Schuld des Mangels an Fleiſchnahrung. Während ſich in Nordamerika Biſons, Hirſche und Biber, in den Cordilleren die Lamas, in zahlreichen Heerden finden, iſt bekanntlich Braſilien ſehr arm an leicht zu jagenden Thieren, denn das Pekari, Biſamſchwein, iſt ſehr ſcheu und der Tapir flüchtet in's Waſſer, und ſo wird am Ende die Geneigtheit dortiger Eingeborner erklärlich, gefangene Feinde zu braten und zu verzehren. —

Die Inſeln von Polyneſien aber haben bekanntlich gar kein Säugethier, das nicht erſt durch europäiſche Schiffe dahin gebracht wurde.

Auf Neuſeeland iſt die Menſchenfreſſerei erſt nach dem Ausſterben des flügelloſen Rieſenvogels dieſes Landes, Moa, herrſchend geworden, und nach dem Eindringen europäiſcher Cultur gab die Verbreitung des Schweines auf den oceaniſchen Inſeln das ſicherſte Mittel zur Steuerung der Unſitte ab, da der Geſchmack ſeines Fleiſches dem des Menſchenfleiſches am nächſten ſteht.

Unter den weiters angegebenen Urſachen des Kannibalismus und ſolcher barbariſchen Sitten ſpielt die Befriedigung der Rache eine große Rolle. Ein Kriegslied der Mohikaner beginnt mit den Worten: „Laßt

Digitized by Google

uns trinken das Blut und eſſen das Fleiſch unſerer Feinde.“ Im Nibelungenlied löſchen die burgundiſchen Ritter ihren Durſt mit dem Blute ihrer Feinde; Hagen ſagt den erſchöpften Kampfgenoſſen: „Das Blut der Erſchlagenen werde ſie mehr ſtärken als Wein.“ Auch die Griechen aßen in älteſter Zeit das Fleiſch der Beſiegten. Achilles ruft in der Ilias dem Hektor zu: „Daß doch Zorn und Wuth mich erbitterte, roh zu verſchlingen Dein zerſchnittenes Fleiſch für das Unheil, das Du mir brachteſt.“ — Nichts beſſeres berichten die moſaiſchen Bücher. So ſagt Bileam von Israel vorher: „Das Volk wird aufſtehen wie ein Löwe, es wird ſich nicht legen, bis es den Raub freſſe und das Blut der Erſchlagenen ſaufe“. — „Es wird die Heiden, ſeine Verfolger, freſſen, und ihre Gebeine zermalmen und mit ſeinen Pfeilen zerſchmettern.“ Aus der Stelle bei Ezechiel: „Du haſt Menſchen gefreſſen und Dein Volk kinderlos gemacht“ — darf man ſchließen, daß die Hebräer die Kinder, welche ſie opferten, auch gegeſſen haben.

Wie ferner das Rachegefühl die niederen Volksklaſſen verwildert, haben noch neuere Zeiten gelehrt: In Paris hat man 1617 die Leber und Lunge des Marſchalls d'Ancre, im Haag 1672 das Herz des de Wit gefreſſen, der als ein Feind der Oranier bei einem Aufſtande ermordet ward. Welche Scheußlichkeiten führte die franzöſiſche Revolution auf und wurden bei der letzten Belagerung von Meſſina erfahren!

Bei rohen Völkern wird der Gebrauch, das Fleiſch und Blut des erſchlagenen Feindes zu verzehren. noch durch den viel verbreiteten Aberglauben beſtärkt, damit die Eigenſchaften desjenigen zu erlangen, von deſſen Fleiſch man eſſe. So fraßen die Baſutos in dem erſt 1868 beendigten Kriege mit den holländiſchen Boers des Oranje-Freiſtaates in Südafrika jeden Weiſſen, der in ihre Gewalt fiel, um deren Muth in ihren Leib übergehend zu machen. Livius erzählt, daß Hannibal ſeine Soldaten Menſchenfleiſch eſſen lehrte, um ſie wild und kriegeriſch zu machen. Die Scythen verlangten von jedem jungen Krieger, daß er von dem Blute des erſten Feindes trinke, den er tödtete. Zu Aberglauben kam noch der über die Heilkraft von Menſchenblut, Fett und Fleiſch. In einer alten deutſchen Volksheilkunde heißt es: „Der Spiritus, der aus dem Gehirn eines Menſchen gezogen, ſtärkt ſehr das Gehirn; — Oel von Menſchenhänden dienet wider die Gicht an Händen, Oel von den Füßen, wider die Gicht der Füße.“ — Im ganzen Alterthume gilt das Menſchenblut als ein Mittel gegen die Fallſucht und Bäder von Menſchenblut werden gegen Ausſatz gebraucht.

Digitized by Google

Der ſo auf verſchiedene Weiſe entſtandene Genuß von Menſchenfleiſch und Blut wurde aber ſchließlich bei ſehr vielen Völkern Gegenſtand der Feinſchmeckerei. Die Neukaledonier, welche ſich in der Noth wechſelsweiſe auf Menſchenfleiſch bekriegen, betrachteten mit größter Lüſternheit die nakten Arme und Beine der jungen Matroſen des Schiffes von Dumont d'Urville und riefen dabei „Kaparek", mit welchem Worte ſie einen Leckerbiſſen zu bezeichnen ſchienen. Ueber die Battas auf Sumatra berichtet in jüngſter Zeit Bikmore, daß dieſes Volk, dem es weder an Wildpret noch an Zuchtvieh fehlt, und das doch ſchon einen höhern Grad von geiſtiger Cultur gewonnen hat, nachdem es eine ſelbſt erfundene Schrift beſitzt, die Menſchenfreſſerei nicht aus Rachſucht, ſondern blos aus Leckerei betreibt.

Wer des Ehebruchs, des mitternächtigen Raubes oder eines hinterliſtigen Angriffs ſich ſchuldig macht, oder wer in Gefangenſchaft geräth, wird lebendig zerſchnitten und verzehrt. Die kühne deutſche Reiſende Ida Pfeiffer, die ſich unter dieſe Wilden wagte, ließen ſie nur deshalb ungefährdet zurückkehren, weil ſie dieſelbe für eine Hexe hielten. Unter den amerikaniſchen Völkern hatten es die Caraiben ſo weit gebracht, daß ſie Knaben raubten und entmannten, um ſie wie Kapaunen fett zu füttern. — Was Ibn Batuta, der größte arabiſche Reiſende im 14. Jahrhundert, von einem Volke menſchenfreſſender Neger in Centralafrika und Pigafetta nach den Mittheilungen des Lopez, über ein jenſeits des Königreiches Congo befindliches Volk berichtet, wo Menſchenfleiſch in öffentlichen Fleiſcherläden ausgeboten wird, haben neuere Reiſende, namentlich du Chaillu, bei den Fa-Negern beſtätigt gefunden. Dieſe verzehren Fleiſch von Menſchen, welche ſie von benachbarten Stämmen kaufen und die eines natürlichen Todes ſtarben.

Einen verwandten Charakter hatte die Sitte der alten Irländer, welche ihre verſtorbenen Eltern aufzehrten, die der Maſſageten, welche es nach Herodot für den beſten Tod hielten, wenn ſie im Alter mit Schaffleiſch zuſammengehackt und verſpeiſt würden, nach Strabo, und die der Derbiker am Kaukaſus, bei denen die Männer über 70 Jahre geſchlachtet und von den nächſten Verwandten gegeſſen, die Weiber aber erwürgt und begraben wurden. Von den griechiſchen Mythen deuten die von Saturn, Tantalus, Prokne und Atreus auf den Genuß von Menſchenfleiſch und der Rieſe Polyphem auf Sizilien, in Homers Odyſſee, verzehrte die Fremdlinge, die an die Küſte verſchlagen wurden, ungeachtet er große Schafheerden hatte.

Digitized by Google

Großes Aufſehen erregte in neueſter Zeit die von Bowker und Bleek gemachte Schilderung über die Anthropophagenhöhlen im Lande der Baſutos in Südoſtafrika, wo jene Reiſenden auf dem Boden Haufen menſchlicher Knochen und Schädel meiſt von Kindern und jungen Perſonen fanden, die Markknochen geſpalten, und dieß bei einem Volk, das doch ein fruchtbares und an Wild reiches Land bewohnt. Dieſe Wilden machten nicht blos Jagd auf ihre Feinde, ſondern Einer ſtellte dem Andern nach, ſie vergriffen ſich ſelbſt an ihren eigenen Weibern, denn ein träges und zankſüchtiges Weib, ein Kind das immer ſchrie, Kranke und Schwache fielen als Opfer. Gegenüber dieſen Thatſachen darf es nicht Wunder nehmen, wenn ſich bei den Menſchen der Vorzeit die Spuren von Anthropophagie nachweiſen laſſen, nur warnt Profeſſor Schaafhauſen davor, in allen aufgefundenen zerbrochenen Menſchenknochen auch ſchon die Beſtätigung dafür zu finden, ſonſt ergeht es einem leicht wie bei den in Velde in Weſtphalen aufgefundenen zerbrochenen und ſelbſt der Länge nach geſpaltenen Knochen, welche mit aufgeſchlagenen Pferdeknochen, Feuerſteinmeſſern, knöchernen Geräthen vermiſcht waren, bei denen es ſich ſpäter herausſtellte, daß dieſe Gebeine einer alten Grabſtätte bereits einmal ausgegraben und von den Landleuten, welche die erwarteten Schätze nicht fanden, erſt in Stücke zerſchlagen und wieder begraben worden ſind.

Die blutige Grauſamkeit und wildes Rachegefühl führte auch zu den Menſchenopfern, welche an dem überwundenen Feind zu Ehren des Kriegsgottes gemacht wurden, auch häufig mit dem Genuß des Blutes und des Fleiſches des geſchlachteten Feindes verbunden waren. Manche Menſchenopfer ſind als gottesdienſtliche Handlungen vielleicht ſelbſt deßhalb eingeführt worden, um den häßlichen Gebrauch der Menſchenfreſſerei auf ſeltene Fälle zu beſchränken. Vielen Menſchenopfern liegt dagegen die Vorſtellung der Sühne zu Grunde. Wie man des Zürnenden Gunſt durch die werthvollſten Geſchenke wieder zu gewinnen ſucht, ſo opfert man freiwillig das, was einem das Liebſte iſt, um den ſtrafenden Gott zu verſöhnen oder ein Unglück abzuwenden. So werden die Erſtlinge der Pflanzen und Thiere, der neugeborne, noch von keiner Schuld befleckte Säugling oder die reine Jungfrau, geopfert; ſo wollte auch Abraham ſeinen Sohn Iſaak opfern. An Stelle ſolcher Menſchenopfer traten Thieropfer. So opferte Abraham an Stelle ſeines Sohnes einen Widder, an Stelle der ſchönen Helena wurde eine Kuh und ſtatt der Iphigenia ein Hirſch geopfert.

Digitized by Google

Der Gedanke, durch Menſchenopfer Unglück abzuwenden, oder den zürnenden Gott zu ſühnen, kommt in der bibliſchen Geſchichte mehrmals vor. Selbſt Origenes glaubt, daß bei großen Landplagen der freiwillige Tod eines frommen Mannes die Gottheit verſöhnen könne.

In der einen und anderen Beziehung bietet uns auch die griechiſche Geſchichte Beiſpiele. Zur Sühne von Athen verlangte Epimenides aus Creta Menſchenblut und die Jünglinge Kratinos und Kteſibios boten ſich freiwillig zum Opfer. Der meſſeniſche Feldherr Ariſtomenes opferte dem Zeus 300 Menſchen. Themiſtokles mußte dem Andringen des Pöbels nachgeben und drei vornehme gefangene Perſer vor der Schlacht bei Salamis opfern. Die Bewohner einer Stadt Boeotiens opferten nach Befehl des delphiſchen Orakels jährlich einen ſchönen Knaben, ſpäter an deſſen Stelle eine Ziege.

Alle barbariſchen Völker des Alterthums opferten Menſchen und zunächſt weihten ſie die gefangenen Feinde ihrem Kriegsgotte. Dieſe Opfer finden ſich bei den Scythen, Galliern, Gothen, Iren, Preußen, Eſthen, Frieſen u. A. Sie fehlen auch in der römiſchen Geſchichte nicht. Die Tarquinier ſchlachteten 300 gefangene Römer als Opfer, und nach Livius nahm man bei großen Unglücksfällen zu Menſchenopfern ſeine Zuflucht. Als Hannibal vor Rom ſtand, als Veſtalinnen entehrt waren, wurden zwei Menſchenpaare auf dem Markt zu Rom lebendig begraben. In Latium wurde Saturn durch Menſchenopfer verehrt, die man von der Miliſchen Brücke in Rom mit brennenden Fakeln hinab in die Tiber ſtürzte und an deren Stelle, ſpäter aus Binſen verfertigte menſchliche Puppen von den Veſtalinnen in die Tiber geſtürzt wurden. Die Carnevalsfeier, zu welcher ſich die römiſchen Saturnalien, die Feſte der allgemeinen Gleichheit und Freiheit, entwickelt haben, ſetzte ſpäter dieſen Gebrauch fort und begann früher mit einem Fakelzug, wobei ein aus Stroh gefertigter, mit bunten Lappen behängter Hanswurſt in den Fluß geworfen wurde.

Die Römer haben zuerſt die Menſchenopfer abgeſchafft, denn ein Senats-Beſchluß vom Jahre 97 v. Ch. verordnete, daß kein Menſch mehr geopfert werden ſoll. Aber Nero, durch einen Kometen erſchreckt, bringt wieder Menſchenopfer.

Commodus opfert einen Menſchen mit eigener Hand, und Heliogabal läßt in ganz Italien Kinder vornehmer Eltern zuſammenſuchen, um ſie in den ſyriſchen Myſterien, in die er als früherer Oberprieſter

Digitized by Google

deſ Tempels in Emeſa eingeweiht war, zu opfern. Nach Verſicherung der Kirchenväter wurden in Rom noch im 4. chriſtlichen Jahrhunderte dem Jupiter latialis Menſchenopfer gebracht.

Im Orient forderte die meiſten Opfer der Dienſt des Baal und des Moloch, des Dionys und der Aſtarte. Baal ward in Babel als eine Leben ſchaffende Gottheit verehrt, während Moloch bei den Phöniziern und Karthagern eine dem Menſchen feindliche, Alles zerſtörende Gewalt darſtellt. Er iſt der Saturn oder Kronos der Griechen, der ſeine eigenen Kinder frißt, was ſchon Diodor auf die ihm dargebrachten Kinderopfer bezieht. Ihm mußte in älteſten Zeiten, wie Jehova, die Erſtgeburt dargebracht werden. Alljährlich feierten die Phönizier ſein Feſt mit Menſchenopfern. Die zu opfernden Kinder wurden durch das Loos beſtimmt. Die Karthager kauften ſpäter fremde Knaben, welche ſie erſt fütterten und dann opferten, und da dieſer Betrug entdeckt wurde, als Agathokles Carthago bekriegte, opferte man 200 Knaben der angeſehenſten Familien und 300 Erwachſene gaben ſich freiwillig hin. Schwebte der Staat in Gefahr, opferte nicht ſelten der König ſeinen Sohn mit eigner Hand. Dieſer ſcheußliche Gebrauch, die Saturnopfer, hat ſich in Nordafrika noch bis ins 3. Jahrhundert nach Ch. erhalten. Eine Milderung der alten blutigen Sitte war die Verehrung der ſyriſchen Göttin, für die man zu Luzians Zeiten an Bäumen Opferthiere und Menſchenfiguren aufhing und dann Brennholz herum ſchlichtete, das in Brand geſteckt wurde.

In Egypten, das zuerſt keine Menſchenopfer kannte, wurden aber unter den Hykſoskönigen bis zu ihrer Vertreibung durch König Amaſis täglich im Tempel zu Heliopolis drei Menſchen dem Typhon verbrannt. Als Amaſis die Hykſos vertrieben hatte, ließ er ſtatt Menſchen, täglich drei Kerzen verbrennen.

An die Stelle der ehemals am Grab des Oſiris geopferten rothhaarigen Menſchen ſetzte man einen Stier, auf dem ein Menſch in knieender Stellung die Hände auf den Rücken gebunden, mit einem Meſſer an der Kehle abgebildet war.

Sehr gewöhnlich war bei vielen Völkern das Menſchenopfer bei der Beſtattung eines vornehmen Mannes und in dieſem Falle häufig ein freiwilliges. Schon bei den Griechen ließen ſich zuweilen die Frauen mit dem Gatten verbrennen. Wenn die Scythen am Boryſthenes einen König begruben, wurde eine ſeiner Frauen erdroſſelt und ſammt dem Weinſchenk, Koch, Marſchall und Boten, nebſt Pferden

Digitized by Google

und Schmuckgeräthen in's Grab gegeben. Bei den Galliern wurden Knechte und Schützlinge mit dem Herrn verbrannt. Bei den Thrakern wurde die Frau von des Verſtorbenen nächſtem Freund getödtet und mitbegraben. Bei den Herulern war die Mitbeſtattung der Frauen, die ſich erhängen mußten, noch im 6. Jahrhunderte nach Ch. Sitte, bei den Wenden noch im 8., bei den Polen noch im 10., und bei den Sarmaten wurden noch im 17. Jahrhunderte vornehme Todte mit Pferden, Waffen, zwei Hunden, einem Falken und einem treuen lebenden Diener verbrannt, wie in der deutſchen Vorzeit nach der Edda auf Sigurds und Brunhildens Scheiterhaufen. Die bis heute noch nicht ganz ausgerottete indiſche Wittwenverbrennung iſt durch kein Geſetz vorgeſchrieben, ſondern freie Entſchließung, — und dieſe Sitte, welche noch auf einem geheiligten Band der Natur beruht, verdient ſicher nicht den Vorwurf von Grauſamkeit und Barbarei, wie die Verbrennung der Ketzer und Hexen im Chriſtenthum.

Große Menſchenopfer bei der Leichenfeier waren auch in Aſſam üblich, und einſt wurden in China, am Grabe der Vornehmen, die Sklaven und Beiſchläferinnen geopfert, ſtatt deren man jetzt papierne Menſchenfiguren gebraucht.

Mit ganz entſetzlicher Grauſamkeit wurden die Menſchenopfer im alten Mexico vollbracht, wo die Azteken ihren Götzen oft viele Tauſende auf einmal hinſchlachteten und welchen nur Analoges in dem phöniziſchen Cultus des Alterthums und den Schlächtereien der weſtafrikaniſchen Neger der Neuzeit an die Seite geſtellt werden kann. Ueber die Gräuel am Hofe des Königs von Dahomey, einem Negerſtaat in Weſtafrika, berichteten ſchon wiederholt Europäer. Duncan, der 1846 dort war, fand den Zugang zum Palaſte mit Schädeln gepflaſtert, Thore und Mauern damit verziert, ſogar am Spazierſtock des Königs fehlte dieſer Schmuck nicht, und aus einem Menſchenſchädel trank dieſer mit Duncan Champagner auf die Geſundheit der Königin von England. Wenn er Europäern Audienzen gibt, werden Hinrichtungen veranſtaltet und ihnen das Ehrenamt eines Scharfrichters angetragen. Noch im Jahre 1866, berichten die Zeitungen, hatte er, um ſich des Wohlgefallens der Götter in dem Feldzug gegen die Aſchantis zu verſichern, 200 Menſchen hinſchlachten laſſen. Bei der Leichenfeier des letzten Königs des letztgenannten Volkes wurden drei Monate hintereinander jede Woche 200 Sklaven

Digitized by Google

geopfert. Zur Todtenfeier ſeiner Mutter ſchenkte der König derſelben 3000 Schlachtopfer, von denen je 100 die fünf größten Städte, je 10 die kleineren lieferten.

(Schluß folgt.)

Kärntnerische Märchen.

Von R. Waizer.

Der Waſſermann.

(Aus der Pörtſchacher Gegend.)

In den heißen Tagen des Juli und Auguſt, wo die Sonne im Zenith des Himmels ſteht, ſucht man gerne die erquickende Kühle eines Bades auf, und der Schwimmer fühlt ſich in einem See am wohlſten.

Leute, welche wegen der Arbeit Tags über nicht baden können, gehen in der Dämmerung oder bei mondhellen Nächten Abends in's Bad, wie das bei Knechten und Mägden ꝛc. vorzukommen pflegt.

Auch Blona (Apollonia), eine ſchmucke Dirne, die bei einem Pörtſchacher Bauer im Dienſte ſtand, ging einen Samstag Abends allein in den „Wörtherſee“ baden. —

Sie mochte ſchon eine Weile im Waſſer geweſen ſein, als ſie plötzlich von der Mitte aus etwas heranſchwimmen ſah. Der See warf hohe Wogen und mit rieſiger Eile nahte ſich ihr der Schwimmende.

Schon ziemlich in ihrer Nähe, erkannte ſie in dem Schwimmenden, an dem Schilfkranz in den Haaren, und dem grünlichblaſſen Antlitz, den ihr ſo häufig geſchilderten Waſſermann. —

Schreck und Angſt erfaßte ſie und wie ſie war, lief ſie, ihre Kleider liegen laſſend, „muatrnackentig“ ihrem Wohnhauſe zu. Faſt athemlos erreichte ſie dasſelbe, trat flugs durch die Hausthüre, und ſchlug ſelbe gleich hinter ihr zu, daß ſie in Schloß und Riegel fiel. Kaum war ſie darin, als ſie auch den Waſſermann vor der Thüre hörte, durch die er nicht eintreten konnte, weil ihm ein C + M + B + den Eingang verleidete. —

Der Waſſermann, der alle Jahr ein paar hübſche Mädchen in ſein kryſtallnes Schloß im Seegrund hinunterzog, hatte dieſesmal die Rechnung ohne Wirth gemacht; die ſchöne Blona aber war das letztemal im See baden geweſen.

Digitized by Google

Eiſen- und Bleipreiſe

Die Eiſenpreiſe blieben ſeit der letzten Mittheilung ſowohl im In- als Auslande völlig ſtationär, indem ſowohl Nachfrage als Angebot gleich animirt blieben. Auch das niedrige Silber-Agio drückte bisher den Abſatz der heimiſchen Producenten im Inlande ſo viel wie gar nicht, indem das Ausland nicht im Stande war, auf die öſterreichiſchen Märkte, vermöge großartiger Engagements im Auslande, ſelbſt mehr zu reflectiren als vordem. Der niedrige Agioſtand iſt für die öſterreichiſchen Eiſeninduſtriellen nur im Abſatze nach dem Oriente fühlbar, wo es gilt, mit dem Auslande, insbeſondere Schweden, die Concurrenz zu beſtehen. Auch diesmal können wir berichten, daß die Nachfrage nach Schienen und Schienenmateriale eine ſehr lebhafte iſt.

Die Bleipreiſe haben im Auslande einen kleinen Aufſchlag erlitten; die Verſammlung der Bleiproducenten in Aachen einigte ſich dahin, als Minimalpreis fl. 9.90 Silber anzunehmen. Bei uns blieben die Preiſe ſo viel wie ſtationär, indem die kärntneriſchen Bleiproducenten mit Ausnahme der Bleiberger Union der Hauptſache nach ihre geſammte Production vergeben haben.

Getreidepreiſe vom Februar und März 1872.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt Februar	6.12	4.01	3.36	1.81	3.58	3.50
„ am 21. März	5.85	3.75	3.33	1.83	3.60	3.69
Peſt a) Februar	6.66	3·56	2.86	1.90	—	4.13
„ b) 1. Hälfte März	6.73	3·60	2·97	1·87	—	4·18
Wiener-Neuſtadt a)	6.76	4.03	3.09	2.15	—	3.23
„ „ b)	6·68	4·00	3·07	2·13	—	3·23
Wels a)	6.89	4.26	3.43	1.95	—	4·45
„ b)	6·87	4·42	3·45	1·90	—	4·40

Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

1 W.-Pf.	Rindſchmalz	Butter	Speck geſelcht	roh.	Schweinſchmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	56	55	46	42	44	4

1 Pfund Rindfleiſch 24—28 kr.; 1 Pfund Kalbfleiſch 28—32 kr.

1 Klftr. Brennholz 12″ lang, hartes fl. 4.40—4.60, weiches fl. 3.40—3.60

1 „ „ 30″ „ weiches fl. 5.40—5.60

1 W.-Zentner Heu, mindeſte Qualität fl. 0.80 beſte 1.45.

1 „ Stroh, „ „ „ 0.80., „ 1.00.

Silberagio: Februar 111·59, vom 1. — 23. März 109.21.

Inhalt.

Joſef Meßner. — Die geſchichtlich merkwürdigen Orte an der Eiſenbahn von Klagenfurt nach Unterdrauburg. — Ueber Menſchenfreſſerei und Menſchenopfer. — Kärntneriſche Märchen. — Eiſen- und Bleipreiſe. — Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenſtein.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 4. Zweiundſechzigſter Jahrgang. 1872

Die urweltliche Pflanzendecke Kärntens.

Von Guſtav Adolf Zwanziger.

Bisher ſind mir nur acht Fundſtätten urweltlicher Pflanzenreſte aus Kärnten bekannt geworden, wenn man von den ſo häufig vorkommenden Braunkohlenflötzen abſieht, deren Beſtandtheile ſich aber kaum ermitteln laſſen.

Wenn wir im Nordweſten Kärntens unſere Rundſchau beginnen, ſo muß zuerſt der Stangalpe bei Turrach gedacht werden, als dem uns zuerſt bekannt gewordenen älteſten Pflanzenlager Kärntens. Obwo[hl] ſelbe ſchon über der Landesgrenze in Steiermark gelegen iſt, müſſen wi[r] ſie doch hier mit einbeziehen, da ſich die gleiche Formation auch ziem[-]lich weit nach Kärnten und Salzburg hinein erſtreckt und daſelbſt die gleichen Pflanzenreſte, wenn auch nicht in ſolcher Menge, gefunden werden. F. Unger gab im Jahre 1842 eine Ueberſicht der bis dahin dort aufgefundenen Pflanzenabdrücke, welche 51 Arten ergab, zu denen ich nach neueren Aufſammlungen noch 2 hinzufügen kann*), welche die Uebereinſtimmung mit der ſpäter zu erwähnenden Gailthaler Flora noch erſichtlicher machen. Dieſe 51 Arten vertheilen ſich auf die verſchiedenen Pflanzenfamilien in folgender Weiſe: 4 Calamiteen oder Schafthalme, 1 Stigmaria, 4 Waſſerfarne oder Ringpflanzen (Annularien), 36 Farnkräuter, 5 Schuppenbäume oder Lepido-

*) Cyclopteris auriculata und Cordaites borassifolia.

Digitized by Google

dendren, 1 Palme und 2, deren Verwandtſchaft nicht näher feſtzuſtellen iſt.

Durch dieſe Zuſammenſetzung und den Vergleich mit anderen Fundorten, wo faſt die gleichen ausgeſtorbenen Pflanzen vorkommen, gibt ſich die Flora der Stangalpe als der echten Steinkohlenformation angehörig kund und wir wollen nun verſuchen, uns ein Bild dieſer ſeit ſo undenklichen Zeiten dahingeſchwundenen wunderbaren Pflanzenwelt zu entwerfen.

Verſetzen wir uns im Geiſte durch ungezählte Hunderttauſende von Jahren zurück auf eine kleine flache oder doch nur von niedrigen Hügeln durchzogene Inſel des ungeheuren Weltmeeres, an deren Ufern ſich donnernd die ſchäumende Brandung bricht, ſo finden wir uns in einem fremdartigen Walde mit ſumpfigem Boden und drückend heißer nebel- und kohlenſäurereicher Luft, durch welche wohl ſelten ein Sonnenſtrahl drang. Am zahlreichſten erſcheinen mächtige Baumfarne mit ihrem palmenähnlichen einfachen Schafte und zartgefiederten Laubdache, welche noch am meiſten an das heutige Pflanzenkleid feuchtheißer Meeresinſeln erinnern, jedoch gänzlich ausgeſtorbenen Arten, Gattungen und ſelbſt Unterfamilien angehören, an Zierlichkeit der Fiederung und des Aderverlaufes der Fiederblättchen den heute noch lebenden Farnen durchaus nicht nachſtehend. Es ſind meiſt Arten der Gattungen Nervenfarn (Neuropteris), an den häufigen Adlerfarn unſerer heutigen Wälder in der Tracht erinnernd, und Kammfarn (Pecopteris), von denen die meiſten ſich durch feinere Fiederung auszeichnen. Manche von den unter dem Namen Siegelbäume oder Sigillarien beſchriebenen Strunkſtücken von Farnen oder Bärlappgewächſen, an denen die Blattnarben von ſehr regelmäßiger Form faſt geometriſch angeordnet ſind, in denen die in das Blatt eintretenden Gefäßbündel eine faſt ſiegelförmige Geſtalt hervorbringen, mögen wol zu den erhaltenen Wedelbruchſtücken gehören, doch läßt ſich der Zuſammenhang nicht nachweiſen. Bei andern war die Spitze des einfachen Stammes dicht mit langen ſteifen, nadelförmigen Blättern beſetzt, ſo daß ſie Beſen gleichen mußten.

Mächtige, im pyramidalen Wuchſe in der Tracht wol manchen heutigen langblättrigen regelmäßig wachſenden Nadelbäumen mit hängenden Aeſten oder auch den auſtraliſchen Caſuarinen gleichende Bäume waren die Calamiten, deren heute noch lebende Verwandte, die Schafthalme, zu Zwergen herabgeſunken ſind, welche, wenn auch noch einzelne Arten die Höhe von einer Klafter und darüber erreichen, ſich dann doch

Digitized by Google

zwiſchen anderem Gebüſch förmlich hinaufranken und von dieſem getragen werden müſſen und ſich nicht mehr auf eigenen Stämmen ſo hoch zu erheben vermögen. Man findet davon gewöhnlich ſtark zuſammengepreßte verſteinerte Stammſtücke mit längs gerippten Gliedern, wie bei den Schafthalmen und wirtelig geſtellten Aeſten, deren Verzweigungen, vor Erkennung des Zuſammenhanges Aſterophylliten genannt, mit kranzförmigen Wirteln ſchmaler Blätter beſetzt waren. Die Aſtenden trugen die länglich-walzigen Fruchtähren.

Die Schuppenbäume oder Lepidodendren gehörten zu den heutzutage ebenfalls nur am Waldboden ruthenförmig hinkriechenden oder auch nur moosartigen, wenn auch äußerſt zierlichen Bärlappgewächſen und wir haben uns darunter Bäume vorzuſtellen mit gabelförmig verzweigten Aeſten, deren Rinde mit rautenförmigen und ſpiralig verlaufenden Blattnarben anmuthig geſchmückt war.

Ich weiß nicht, ob ſchon von Geologen auf die auffallende Formähnlichkeit und nahezu in den gleichen Winkeln ſpiralig verlaufenden ebenfalls rautenförmigen Schuppen der ausgeſtorbenen Fiſchfamilie der Ganoiden aus der Steinkohlenzeit aufmerkſam gemacht und dieſe auffallende Erſcheinung zu erklären verſucht wurde.

Außer dieſen Gewächſen, welche alle zu der großen Pflanzenabtheilung der Kryptogamen oder verborgenehigen Pflanzen gehören, fand ſich auf der Stangalpe nur eine höher ausgebildete Pflanze, nämlich eine Fächerpalme, welche ebenfalls auf ein heißes Klima hindeutet.

Die Steinkohlenformation tritt in Kärnten noch in ſehr großer Mächtigkeit in den karniſchen Alpen an der Grenze Venetiens vom Monte Paralba bis Pontafel auf, welche zum größten Theile aus Kohlenkalk beſtehen, der hier Berge bis zur Höhe des Terglou mit 9000′, wie den Kollinkofel ſüdlich von Mauten, zuſammenſetzt. Da ſich hier jedoch nur ſparſame Reſte von Seethieren und keine Pflanzen finden, ſollen ſie übergangen werden, ebenſo wie Bleiberg und zahlreiche vereinzelte Stellen in den Karawanken.

Im Zuge der Gailthaleralpen aber von Ponteba an nach Oſten findet ſich im Bombaſchgraben und auf der Kronalpe bei Pontafel, ſowie im Bartolograben, welcher von Tarvis im Kanalthale nach Feiſtritz im Gailthale führt, die Steinkohlenformation mit Kalken, Sandſteinen und Schiefer entwickelt, welche letztere an gewiſſen Stellen reich an Pflanzenabdrücken ſind, die im Allgemeinen ganz mit jenen der Stangalpe übereinſtimmen. Es muß alſo hier eine Inſel oder eine Feſtlandsküſte geweſen

Digitized by Google

ſein. Profeſſor Unger konnte nach den bisher geſammelten Stücken 19 Arten beſtimmen. Am häufigſten tritt hier der zarte Farn Pecopteris Jägeri, ſowie die oft faſt kreisrunden bis länglichen, bis 2 Zoll langen und 1 Zoll breiten handförmig geaderten Fiederchen der Cyclopteris auriculata auf. Zwei Arten von Farnſtrünken fanden ſich vor, welche für die Wiſſenſchaft neu waren und daher von Unger mit Namen belegt wurden, die Semapteris carinthiaca und tessellata. Sie gehören ohne Zweifel zu irgendwelchen Farnfiedern, man kennt aber derzeit leider noch nicht den Zuſammenhang. Sehr häufig kommen hier auch die bis einen halben Zoll breiten und 3—5 Zoll langen Blattreſte von Cordaites borassifolia mit parallelen feinen Nerven vor, von denen Oswald Heer in ſeiner „Urwelt der Schweiz“ ſagt, daß ſie wahrſcheinlich zu den Cycadeen oder Sagobäumen gehörten, die langen Blätter den Stamm am Grunde ſcheidig umfaßten und zu einer Endkrone zuſammengeſtellt waren, wie er ſelbe auch abbildet. Wenn es ſich ſo verhielt, ſo mußten dieſe Bäumchen die Tracht der heutigen Drachenbäume und Yuccen haben. Es iſt mir nicht bekannt, in wie weit dieſe Vorausſetzung auf vollſtändigeren zuſammenhängenden Pflanzenreſten beruht, doch ſind auf Heer's Tafel die Blätter im Verhältniſſe zum Stamme viel zu breit gezeichnet, welche doch nur mehr grasartig ſein konnten. Dagegen machen die bandartigen Abdrücke genau den Eindruck von Fiedern der Cocospalme, Königspalme u. ſ. w., welche, da zu jener Zeit ſchon Fächerpalmen lebten, doch eben ſo gut vorhanden ſein konnten.

Nach Barrande entwickelten die Torfmooſe in dieſer Zeit auf großen blaßgrünen Polſtern nußgroße Fruchtkapſeln auf ellenhohen rothen Stielen.

Die meiſten Steinkohlenlager ſind aus Torfmooren oder den heutigen Cypreſſenſümpfen des ſüdöſtlichen Nordamerika's, oder den ausgedehnten Sumpf- und Seegebieten Mittelafrika's und den Bundelkunds Oſtindiens ähnlichen Pflanzenformationen an Ort und Stelle durch Verkohlung unter Waſſer entſtanden. Obwol die einzelnen Formen dieſer untergegangenen Pflanzenwelt äußerſt niedlich und zart ſind, ſo muß doch der damalige Wald einen ſehr düſteren und ſchwermüthigen Charakter gehabt haben, da ihm gänzlich der Schmuck und die Farbenpracht der Blumen fehlte. Kein Säugethier oder Vogel belebte denſelben, nur wenige Inſekten, eine Schabe und eine Termite krochen darin umher.

Die zweitälteſte Pflanzenablagerung in Kärnten beſitzen wir in Raibl aus der Triasperiode. Obwol aus dieſen Schichten bisher nur 9 Pflanzenarten bekannt geworden ſind, ſo zeigen ſie uns doch ſchon

Digitized by Google

einen Fortſchritt in der Weiterentwicklung des Pflanzenlebens der Erde an. Zwei Calamiten, drei baumartige Farne, drei palmenartig kammfiederblättrige Sagopalmen oder Cycadeen und ein Nadelholzbaum (Voltzia coburgensis Schaur.), welch' letzterer den Wald der flachen Inſel oder Küſte des Triasmeeres bildete und den heutigen Araucarien der ſüdlichen Erdhälfte glich, finden ſich hier vertreten. Die Sporenpflanzen werden von den an Zahl der Arten faſt gleichſtehenden, ſchon eine höhere Stellung einnehmenden Nacktſamern (Gymnoſpermen, Cycadeen und Zapfenbäume) an Maſſe der Einzelweſen weit übertroffen. An der, wahrſcheinlich ſeichten, Küſte ſpielten zahlloſe kleine Fiſche und Krebſe, deren glänzendſchwarze Abdrücke uns zugleich mit den Pflanzenreſten auf den mattſchwarzen Raibler Schiefern erhalten ſind.

Aus der Jurazeit kennt man von Kärnten keine Pflanzen, aus der Kreidezeit nur einige Meeresalgen aus dem grauen Mergel in den Kreideſchichten zwiſchen Meiſelding und Dürnfeld und ein weiden- oder pappelartiges Holz (Rosthornia carinthiaca Ung.) aus den Goſauſchichten zwiſchen Althofen und Guttaring. So wenig wir auch im Allgemeinen über die Landflora der Kreidezeit wiſſen, ſo iſt ſie doch deshalb ſehr merkwürdig, weil in ihr die erſten zweiſamenlappigen Pflanzen auftreten, ſie daher einen ganz neuen Abſchnitt in der Entwicklung der Pflanzenwelt bezeichnet. Nadelbäume und immergrüne Laubhölzer mit lederartigen glänzenden Blättern herrſchten vor, denen Fächerpalmen und Pandanen oder Schraubenpalmen beigemiſcht waren. Zahlreiche Farnkräuter bedeckten den Boden des Waldes.

Aeußerſt wichtig für Kärnten ſind die Braunkohlenablagerungen aus der mittleren Tertiärzeit, dem Miocen, welche uns vom gelbbraunen moderartigen Lignit bis zur glänzendſchwarzen Glanzkohle hinab mit werthvollem Brennſtoff verſorgen. Für uns kommen hier nur zwei Fundſtätten in Betracht, an welchen Pflanzenreſte geſammelt wurden, nämlich Prävali mit Lieſcha, ſowie Wieſenau im Lavantthale.

Die vorherrſchenden Pflanzen im Hangenden der Braunkohlenflötze von Lieſcha und Prävali ſind die großen herzförmigen, faſt lindenartigen Blätter einer Büttneriacee mit malvenähnlichen Blüten (Dombeyopsis grandifolia Ung.) und die Endzweige eines taxusartigen Nadelholzes (Sequoia Langsdorfii Br. = Taxites Rosthorni Ung.). Außer dieſen

Digitized by Google

findet ſich eine Fächerpalme (Sabal oxyrhachis Heer), ein zweiter kleinblättriger Nadelbaum (Glyptostrobus oeningensis Al. Braun), eine Eiche und zwei Hainbuchen, ein Lorbeerbaum, eine Anonacee, ein ſehr großfrüchtiger Ahorn, deſſen Flügelfrucht bei drei Zoll Länge erreichte, und eine herzblättrige Euphorbiacee (Acalypha prevaliensis Ung.), im Ganzen ein Dutzend Arten, welche keinen Zweifel über die tropiſche Wärme der damaligen Zeit zulaſſen und der Jetztzeit ganz naheſtehende Formen darbieten, obwol ſelbe jetzt in den verſchiedenſten Ländern des warmen Erdpunktes zerſtreut ſind und hier ihre Stammarten hatten. Die Eichen und Buchen deuten jedoch darauf hin, daß es zu jener Zeit ſchon höhere Bergzüge gab, auf denen ſie wuchſen, und von wo ihre abgefallenen Blätter von Bächen oder dem Winde in die heiße Ebene herabgetragen und dort im weichen Schlamme zugleich mit den Reſten der tropiſchen Ebenenflora eingebettet wurden. Unger, Heer u. A. haben es verſucht, ſolche Bilder der urweltlichen Flora und Fauna zuſammenzuſetzen, welche uns ganz fremdartig anmuthen und den größten Reiz auf uns ausüben, noch näher mit dieſen ſchönen untergegangenen Schöpfungen bekannt zu werden.

Wieſenau im oberen Lavantthale hatte eine ſehr verſchiedene Pflanzendecke von jener von Prävali, zwiſchen welchen jene von St. Andrä im Lavantthale in der Mitte ſtehen dürfte, woher mir nur 5—6 Arten zugingen. Eine Stechpalme, eine Lomatia (Proteacee, deren Gattungsverwandte ſich jetzt nur in Auſtralien finden), eine Eiche und ein Farn, bezeichnen dieſelbe als der pliocenen Zeit angehörig, und ein gemäßigteres, mit Madeira oder dem außertropiſchen Auſtralien übereinſtimmendes Klima andeutend. Wir ſehen alſo, wie in der Tertiärzeit ſchon an ſo nahe gelegenen Orten eine große Verſchiedenheit des Pflanzenkleides eintritt, während in der Steinkohlenzeit faſt keine ſolchen Unterſchiede nach Fundorten vorkommen oder auf unſere noch ſehr mangelhafte Kenntniß oder ſchlechte Erhaltung zurückzuführen ſind, die klimatiſchen und anderen Bedingungen des Pflanzenlebens daher viel gleichmäßiger geweſen ſein mußten.

Aus der Eiszeit, in welcher alle Thäler Kärntens von einem zuſammenhängenden Gletſcher bedeckt waren, dürften wohl kaum Pflanzenreſte aufgefunden werden. deſſen ungeachtet herrſchte auch ein reiches Thierleben, wie es auch für Kärnten durch den ſogenannten Lindwurmſchädel eines Nashorns (Rhinoceros tichorhinus), welches auf den Grasinſeln der Gletſcher, ähnlich der Schneegrube der Paſterze, weidete, und

auch noch andere Säugethierknochen bewieſen wird, auf welche leider ebenfalls noch viel zu wenig Aufmerkſamkeit verwandt wurde.

Es erübrigt nur noch darauf hinzuweiſen, daß auch in der Neuzeit die Einſchließung von Pflanzenbeſtandtheilen in zu feſtem Stein werdenden Flußſand und Schlamm oder Kalktuff noch fortwährend vor ſich geht. So finden ſich in einer 10—12 Klafter mächtigen Tuffbildung bei Pereſchizen im Bezirke Eberndorf Blätter von Erlen, Weiden, Buchen, Birken, Zitterpappeln, Eichen, Ahorn und Linden. (Siehe Carinthia 1843 Nr. 1.) Am gewöhnlichſten iſt die Verkalkung von Laubmooſen im Tuffe (Hypnum commutatum, Eucladium verticillatum u. ſ. w.), welche ſtets an der Spitze fortwachſen und die Berechnung ihres Alters bis über 500 Jahre geſtatten, ſo daß ſie in dieſer Richtung hinter den Bäumen nicht zurückbleiben, wenn ſie auch keinen ſo ſelbſtſtändigen und kräftigen Stamm entwickeln.

123 ausgeſtorbene Pflanzenarten in verſteinertem Zuſtande konnte ich bisher aus Kärnten verzeichnen, deren vollſtändige ſyſtematiſche Aufzählung im nächſten Muſeums-Jahrbuche erſcheinen wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieſe noch äußerſt dürftige Anzahl ſich beträchtlich vermehren würde, wenn die Herren Bergwerksbeſitzer und Beamten die Arbeiter belehren würden, recht auf Blätter- und Zweigabdrücke im Hangenden und Liegenden der Flötze Acht zu geben, das Gefundene ſorgfältig geſammelt und die ſo gewonnenen koſtbaren Schätze für die Urgeſchichte Kärntens, die jetzt in unverantwortlichſter Weiſe weggeworfen werden, an das Muſeum zur Beſtimmung eingeſandt würden. Gewiß würden ſich auch, wie in Radoboj, Inſekten finden oder bei manchen gut erhaltenen Stücken der Zuſammenhang von Blatt, Blüte und Frucht nachweiſen laſſen.

Wenn uns die Natur in den Schichten der Erdrinde, wie in einem Herbarium, auch nur lückenhaft ihre Pflanzenerzeugniſſe aufbewahrt hat und viele einſt lebende Arten uns für immer unbekannt bleiben müſſen, ſo genügen dieſe in ihren Umriſſen und dem Nervennetze oft wie gezeichnet ſo deutlichen Blattabdrücke oder verſteinerten noch berindeten Stämme und Hölzer dennoch, uns den Zuſammenhang und die allmälige Entwicklung der höheren aus den niederen Formen zu beweiſen. Wo einſt in ſumpfigem Boden Farn- und Schuppenbäume ſtanden und nach ungeheuer langen Zeiträumen wieder ein lauer Wind in den Blattkronen ſtolzer Fächerpalmen rauſchte, ſauſt jetzt der rauhe Nordſturm durch den dunkelgrünen Fichtenwald, die eingeſtreuten Laubbäume entblätternd und

Digitized by Google

wo nur niedrige Inſeln ſich wenig über die Oberfläche des Meeres erhoben, ragen jetzt hohe Gebirge in die Wolken, deren höchſte Gipfel in ewigem Schnee erſtarrt ſind und abermals, aber gegen die gewiß nur durch Vertheilung von Waſſer und Land, wie in der ſüdlichen Erdhälfte, wo Baumfarne an Gletſcherrändern wachſen, hervorgerufene Eiszeit verſchwindend kleine Gletſcherſtröme zu Thale ſenden.

Ueber Menſchenfreſſerei und Menſchenopfer.

(Schluß.)

Die ungeheure Fruchtbarkeit bei den Negervölkern dieſer von der Natur ſonſt auch ſo geſegneten Länder macht dort Menſchen-Fleiſch und Blut wohlfeil, und die Meinung einerſeits, das auf den Gräbern in Strömen vergoſſene Blut werde von den Geiſtern der Ahnen genoſſen, anderſeits der Glaube der Aſchantis, daß im Menſchen ein Geiſt lebe, der den Tod überdauert, helfen, daß man einerſeits mit ſolcher Leichtigkeit über das Leben des Menſchen hinwegſieht und daß anderſeits die Opfer ſelbſt mit Gleichgiltigkeit ihrem Schickſal entgegen gehen. So manches iſt ſchon den Miſſionären wenigſtens gegen dieſe Menſchenopfer gelungen, noch mehr der Verbreitung des dieſen Völkern näher ſtehenden Islams. Wer aber möchte denken, daß der ſcheußliche Sklavenhandel in dieſer Richtung wohlthätig wurde, und es iſt dieß die einzige Wohlthat, welche er übte, da durch ihn das Menſchenleben einen Werth erhielt und die zum Opfern Auserleſenen ſtatt nutzlos hingeſchlachtet, verwerthet werden.

Unter den Indianern Amerika's ſind die Menſchenopfer ſelten geworden. Auf den Südſeeinſeln ſind ſie noch häufig und oft mit Canibalismus verbunden. Die als Canibalen berüchtigten Fidſchiinſulaner bringen bei allen Gelegenheiten Menſchenopfer. Selbſt wenn ein neues Canoe ins Meer gelaſſen wird, werden zehn Menſchen darauf geſchlachtet, damit es mit Menſchenblut gewaſchen werden kann (Prichard).

In Galam, im Innern von ſüdlichen Afrika, hat man in alter Zeit vor dem Hauptthore der Stadt bisweilen einen Knaben und ein Mädchen lebendig begraben, um die Stadt uneinnehmbar zu machen, und ein König der Bambara hat dieſes Opfer einſt im Großen ausführen laſſen. Aehnliche werden bei Gründung eines Hauſes oder Dorfes von mehreren Stämmen gebracht. In Lagos, in Südafrika, wird allge-

Digitized by Google

mein ein Mädchen lebendig gepfählt, um ein fruchtbares Jahr zu erhalten, und ein ähnlicher Gebrauch beſtand und beſteht trotz der Bemühungen der brittiſchen Regierung noch bei den Kondhs im weſtlichen Oriſſa (Südindien), wo ein Menſchenopfer beſtimmt iſt, um die Gottheit für Regen zu gewinnen. Der Segen auf den Feldern bleibe nicht aus, wenn man das an einem Pfahl befeſtigte Opfer zerſtückle, ſo daß die Sonnenſtrahlen auf das Blut fallen. Jeder Anweſende tragt ſo ſchnell als möglich ein Stück nach ſeinem Acker, daß er mit einigen Blutstropfen beſprengt werde.

In die Kategorie der Menſchenopfer für Verſtorbene gehören auch die Gladiatorenkämpfe der Römer nach ihrem anfänglichen Charakter, denn ſie waren religiöſe Leichenſpiele an den Gräbern der Großen, um als Menſchenopfer die Manen der Todten zu beruhigen, daher auch der Name bustuarii von bustum, Leichenhügel, für die Gladiatoren in der alten Zeit. Erſt 264 Jahre v. Ch. treten uns dieſe etruskiſchen Leichenſpiele zum erſten Male in Rom entgegen bei Beſtattung des B r u t u s P e r u s. Aber gegen Ende der Republik waren ſie bei großen öffentlichen Angelegenheiten und, was noch ſchrecklicher iſt, bei den Gaſtmählern der Patricier gewöhnlich. Cäſar und Pompejus bedienten ſich wetteifernd derſelben als Mittel zur Gewinnung des Volkes und Letzterer führte zugleich die Thierhetzen ein. So verloren ſie ihren urſprünglichen Charakter und ſtatt der Sklaven traten gewerbsmäßig geſchulte Gladiatoren an ihre Stelle, während für ſie auch noch Verbrecher und Gefangene verwendet wurden. Dieſe Blutſchauſpiele zeigen deutlicher, als irgend eine philoſophiſche Erörterung es könnte, den Abgrund der Verderbniß, in welchen die menſchliche Natur verſinken kann. Jene abſcheulichen Schauſpiele, die den Anblick menſchlichen Leidens und Todes zum Ergötzen für alle Klaſſen machten, hatten ihren verwildernden Einfluß überall, wo der römiſche Name bekannt war, verbreitet, hatten Millionen gegen menſchliches Leiden vollſtändig unempfindlich gemacht, hatten in Vielen zu Rom, in dem wahren Mittelpunkte der fortgeſchrittenen Civiliſation, ein ſo leidenſchaftliches Vergnügen an der Tortur, ein ſolches Entzücken und eine ſo hohe Wonne an der Beobachtung der Krämpfe des höchſten Todeskampfes erzeugt, wie ſie blos ein Wilder Afrika's und Amerika's beſitzt. Die Geſchichte des chriſtlichen Martyrerthums gibt uns die Belege, wie die ſchauderhafteſten Martern das Volk gewöhnlich ſelbſt vollzog, oder wie ſie in ſeiner Gegenwart in der Arena vollbracht wurden. Nahmen dieſe Chriſtenſchlächtereien ſehr häufig wieder den Charakter von

Digitized by Google

Menſchenopfer an, welche den alten Göttern gebracht wurden, ſo wurden auch die Autodafeen des Mittelalters, womit die Kirche das Chriſtenthum, dieſe Religion der Liebe, ſchändete und zur Befriedigung grauenhafter Grauſamkeit mißbrauchte, wieder zu eigentlichen Menſchenopfern, welche mit dem ganzen Pomp religiöſer Volksfeſte ausgeſtattet waren.

Wie der Aberglaube roher Völker, der Götzendienſt des Alterthums, der Teufelswahn des Mittelalters ihre Opfer forderten, ſo that es religiöſer Fanatismus ſelbſt unter gebildeten Menſchen und noch heute liefert religiöſe Ueberſpannung neben den Beiſpielen der traurigſten geiſtigen Verkümmerung Fälle freiwilliger Verſtümmlung oder Tödtung, ja ſelbſt der wildeſten Barbarei. — Eine kinderloſe Frau der Gegenden des Satpuragebirges opfert den Göttern werthvolle Gegenſtände, damit ſie Leibeserben erhalte, und wenn trotzdem ihr Wunſch unerfüllt bleibt, weihet ſie durch ein feierliches Gelübde ihr erſtes Kind, falls es ein Knabe iſt, dem Gott der Vernichtung, dem Mahadeo. Das Gelübde erfährt der Sohn erſt, wenn er das mannbare Alter erreicht. Er hält das Geheimniß bei ſich, wallfahret als Pilger oder Bettler zu den berühmteſten Tempeln, welche jener Gottheit gewidmet ſind, und erſcheint am Ende auf dem Jahrmarkt der Hochebene auf den Mahadeohügeln, um ſich dort von einer 400 Fuß hohen ſenkrechten Felswand herabzuſtürzen.

Rußland bietet Fälle der ſeltſamſten Sekten. Die Sabarovani entmannen jeden nach dem Erſtgebornen erzeugten Knaben. Sie haben ſich aus Rußland, wo die Regierung die Ausübung dieſes Cultus verboten hatte, in die Donaufürſtenthümer gezogen, wo dieſe Unglücklichen ſpäter häufig Kutſcher in den größeren Städten beſonders in Bukareſt ſind, eine Gemeinde bilden und treu zuſammenhalten.

Von den Morolſtſchikis, weit verbreitet in den nördlichen Gouvernements und in Sibirien, berichten mehrere Reiſende, daß ſich nicht ſelten eine Geſellſchaft zuſammenfindet, welche ſich unter Abſingung von Todesgeſängen zuſammen dem Feuertod oder der Feuertaufe, wie ſie es nennen, überliefern. 40 Morolſtſchikis waren feſt überzeugt, daß ſie es bis zu einem Zuſtand vollkommener Reinheit gebracht hatten, und um ſie nicht in Gefahr zu bringen, beſchloſſen ſie den gemeinſamen Tod, den einer dem andern durch Abſchlagen des Hauptes gab, während ſich der letzte zu erhängen hatte.

Mit welchem Schauder muß man endlich die Berichte leſen über die ſchrecklichſte Sekte bei den Indern, den Geheimbund der Erwürger, die ſogenannten Thugs, Anhänger der furchtbaren Göttin Kali, d. h.

Digitized by Google

der Schwarzen. Als die Götter gegen die Rieſen kämpften, betheiligte ſich Kali zu Gunſten der erſteren und erlegte viele Rieſen. Aus den Blutstropfen derſelben aber erwuchſen Feinde der Götter und nahmen Menſchengeſtalt an. Dieſe Feinde müſſen ohne Blutvergießen ausgerottet werden, da aus jedem zur Erde fallenden Tropfen wieder Feinde der Götter erwachſen. Ueber dieſe Mörderbande, wie über die Dhaturias, welche durch Vergiftung das gleiche erſtreben, gibt Oberſt Sleeman die merkwürdigſten Enthüllungen, denn es gelang ihm, ganze Genoſſenſchaften aufzudecken, worauf die brittiſche Regierung tauſende dieſer Fanatiker unſchädlich machte.

Schließlich glaube ich nicht mit Stillſchweigen die Dajaks oder Kopfjäger übergehen zu ſollen, deren mörderiſchen Handlungsweiſe aber andere Beweggründe und Zwecke zu Grunde liegen. Sie finden ſich auf den Inſeln der Südſee, wurden von Bikmore, Brooke, Wallace und anderen Reiſenden beſchrieben. Der erſtere nahm die von Ceram und eines Theils von Borneo zum Gegenſtand. Nach ſeiner Mittheilung iſt es eine Sitte, die bei den Bewohnern von Ceram zum Geſetz geworden iſt, daß jeder junge Mann, ehe er heirathen darf, einen menſchlichen Kopf abhauen muß. Der Kopf eines Kindes genügt, mehr geſchätzt iſt der eines Weibes, noch mehr der eines Mannes, am höchſten wird der Kopf eines weißen Mannes angeſchlagen. In der Nähe eines benachbarten Dorfes legt ſich der Kopfjäger auf die Lauer, um ein Opfer abzufertigen. Das ganze Innere der öſtlichen Hälfte dieſer Inſel, wo die Kopfjagd herrſcht, iſt deshalb ein einziger, nie wechſelnder Schauplatz endloſen blutigen Streites. Dieſelbe Sitte findet ſich in dem größeren Theil des Innern von Borneo. Ueber letztere gibt uns auch Wallace Mittheilung, der längere Zeit unter ihnen verkehrte. Er ſpricht von dieſer Sitte, als einer bekannten, erwähnt jedoch nichts von einer ſo großen Ausdehnung und bezieht ſie blos auf die häufigen Fehden der Stämme und Dorfſchaften untereinander. Er iſt geneigt, die Dajaks, in Betreff ihrer intellectuellen Capacität, über die Malaien zu ſtellen, und erklärt, daß ſie ihrem moraliſchen Charakter nach entſchieden höher ſtehen, ja überhaupt hoch unter allen Wilden. Die erwähnte gräßliche Sitte hat unter dem Einfluß der Europäer bei den Sarawak-Dajaks ganz aufgehört und dieſe ſchildert er als im bemerkenswerthen Grade wahrhaft und ehrlich. Wenn immer ihm von ihnen eine Thatſache berichtet wurde, ſo war ſie vollkommen wahr. In den Dajak-Dörfern haben alle Fruchtbäume ihre Eigenthümer, und es hat Wallace,

auf ſeine Bitte Obſt zu pflücken, nie von einem Einwohner eine Antwort erhalten, der nicht der Eigenthümer des Baumes war. In 12 Jahren unter Sir James Brooke's Regierung kam nur ein Fall von Mord in einem Dajakſtamme vor, von einem in den Stamm adoptirten Fremden verübt. Sie ſind mäßig in Speiſe und Trank und die grobe Sinnlichkeit der Chineſen und Malayen iſt unter ihnen unbekannt.

„Werfen wir nun einen Rückblick auf das ganze Gemälde, das ſich mit den angeſtellten Betrachtungen aufrollte, ſo werden Jene ihre Anſicht einſchränken dürfen, welche in jedem Wilden einen unverkennbaren Sohn der Natur wieder zu finden meinen; ſie wird für die weitaus größere Zahl der uns bekannten, aber ſicher auch ſchon aus dem urſprünglichen Naturzuſtande herausgetretenen Wilden nicht zutreffen. Aber auch jene werden es thun müſſen, welche geblendet von dem Glanz großer Thaten und Charaktere und einer hoch ausgebildeten geiſtigen Befähigung, wie ſie ſich in Kunſt und Sprache, in Philoſophie und Staatsleben ausſpricht, das Alterthum nur bewundern und uns die klaſſiſchen Völker in jeder Beziehung als Muſter der Humanität hinſtellen wollen, endlich auf jene, welche blos im intellectuellen Fortſchritt der Menſchheit den Fortſchritt der Civiliſation erblicken zu müſſen glauben. Ein noch größerer Ruhm, als der der geiſtigen Befähigung — ſagt Schaffhauſen — iſt der der Sittlichkeit und des ſtrengen Rechtsgefühls; darin kamen wir allen vorangegangenen Völkern und Zeitaltern um einen großen Schritt vor, und mit Unrecht hat man dieſe Tugenden für nicht vervollkommnungsfähig gehalten. Erſt wenn der feine Sinn für das Edle und Menſchenwürdige, wie es Einzelne auch im Alterthume ſchon empfunden haben, zur allgemeinſten Verbreitung gelangt und gleichſam zu einer öffentlichen Meinung geworden iſt, wenn die höhere Schätzung des Menſchenwerthes nicht nur in den Sitten, ſondern auch in den Geſetzen aller gebildeten Völker einen Ausdruck gefunden hat, ſo daß ſie auch den Niedrigſten unter den Schutz des Rechtes und der Freiheit ſtellen, und ſelbſt dem Verbrecher das Mitleid nicht verſagen, wenn Alles, was als thieriſche Rohheit, als brutale Grauſamkeit vergangener Zeiten unſer verfeinertes Gefühl mit Abſcheu erfüllt, aus den Anſchauungen der Menſchen und aus dem Leben der Geſellſchaft getilgt ſein wird, dann haben wir auf der Bahn der menſchlichen Entwicklung einen der größten und ſegensreichſten Schritte zurückgelegt. Die Zeichen der Zeit, in der wir leben, verkünden es laut, daß wir dieſem Ziele entgegengehen.“

Digitized by Google

Literatur.

„Cardinal Salm und ſeine Friedenswerke“. Ein Beitrag zur Geſchichte Kärntens. Von Dr. Franz Feill. Graz 1872.

Der Herr Verfaſſer dieſer anſprechenden, für Kärnten beſonders intereſſanten Biographie hebt in einem Briefe an den Schreiber dieſer Zeilen, mit denen er ſein vorliegendes Buch freundlichſt begleitete, ſeine „ſympathiſche Liebe zum Lande Kärnten hervor, wo er einige ſeiner glücklichſten Jugendjahre zugebracht habe und an dem er noch heute mit Leib und Seele hange“. —

„Dieſen Zug meines Herzens“ — ſchreibt er — „möge man auch als mildernden Umſtand gelten laſſen, wenn ich mehrmals in der Arbeit etwas über den Strang geſprungen und mich über kärntneriſche Zuſtände im Allgemeinen weiter verbreitete, als die ſtoffliche Oekonomie es wünſchen ließ“. —

Wenn es uns immer herzliche Befriedigung gewährt, von Jemandem, der unſerem Heimatlande nicht durch Geburt angehört, Gefühle der Zuneigung und Anhänglichkeit an den Tag legen zu ſehen, ſo erfreut es uns ganz beſonders, daß wir dieſe Geſinnungen auch in dem vor uns liegenden Werke bethätiget finden, welches das Andenken eines Mannes feiert, der — einer der Beſten und Edelſten ſeiner Zeit — gleichfalls unſerem Lande mit Leib und Seele angehörte, dem dieſes ſo viele Wohlthaten, ſo viel des Guten und Schönen zu verdanken hatte, — welches zugleich geeignet iſt, den ſchweren Tadel ſchnöden Undankes vom Kärntner Volke abzuwenden und auf den kleinen Kreis derjenigen hinzulenken, deren rückſichtsloſe Härte die letzten Lebensjahre des hochherzigen Fürſten zu einer Leidensperiode voll herber Kränkungen und Entbehrungen geſtaltete und noch an ſeiner Bahre die gerechte Entrüſtung aller Beſſerdenkenden hervorrief.

Herr Dr. Feill hat auf den warmen Dank Kärntens ſich Anſpruch erworben, indem er das vielfach zerſtreute Materiale über das Leben und Wirken des Cardinals-Fürſtbiſchofes Grafen Franz von Salm-Reifferſcheid mit eifrigſter Liebe ſammelte und zu einem eben ſo anziehenden wie intereſſanten Bilde vereinigte, das für Kärnten noch den beſonderen Werth hat, daß es zugleich eine hiſtoriſch treue Ueberſicht der damaligen kirchlichen, politiſchen, wiſſenſchaftlichen und ſocialen Zuſtände des Landes bietet.

Digitized by Google

Das 80 Großoktav-Seiten umfaſſende Buch, das wir allen unſeren Landsleuten, jedem Freunde Kärntens und insbeſondere den zahlreichen Verehrern des edlen Kirchenfürſten, deſſen Manen es geweiht iſt, nicht warm genug empfehlen können, iſt in ſechs Abſchnitte (I. Familiengeſchichte des Cardinals und deſſen erſte Lebensperiode; — II. Kirchliches; — III. Politiſche Verhältniſſe, franzöſiſche Invaſion; — IV. Kunſt und Wiſſenſchaft; — V. Erſte Erſteigung des Großglockners, Naturkultus und Nationalökonomiſches; — VI. Des Cardinals letzte Lebensjahre) eingetheilt, deren dritten wir — die Zuſtimmung des Herrn Verfaſſers vorausſetzend — im vollen Texte folgen laſſen.

„Cardinal Salm und ſeine Friedenswerke“.

III. Abſchnitt.

Politiſche Verhältniſſe. Franzöſiſche Invaſion.

Was ſich eben aus der Gegenüberſtellung des Katholicismus und Proteſtantismus ergab, geſtattet eine allgemeine Anwendung, und es darf behauptet werden, daß die Nationalität in Religionsſachen von jeher auch in Kärnten von maßgebendem Einfluſſe war auf die religiöſen Anſchauungen.

So ſtanden ſich ſchon in den erſten großen Religionskämpfen, die ums Jahr 620 bei Innichen und 771 oder 772*) auf dem Lurnfelde ſtattfanden, die Chriſten und Heiden in den geſonderten Nationalitäten der Bojoaren und Wenden gegenüber, und als im letzteren Kampfe Thaſſilo von Baiern ſiegte, war mit dem Siege des Chriſtenthums über das Heidenthum zugleich dem deutſchen Elemente der Boden zur weitern gedeihlichen Entwicklung errungen. Und dieſe deutſche Kraft war es denn auch, die nicht blos den entſcheidenden Schlag gegen die heidniſchen Ungarn in der mörderiſchen Schlacht auf dem Krappfelde im Jahre 940 und ſpäter gegen die Türken führte, ſondern auch der Träger der Cultur und Geſittung wurde im Lande.

Der eben erwähnte Kampf auf dem Lurnfelde, der auch zu Gunſten des Volkes gegen den Adel ausſchlug, wird mehrfach als die Geneſis eines eigenthümlichen Gebrauches, der in gleicher Weiſe nirgends ſonſt

*) Dieſer Kampf wird mehrfach für ſagenhaft erklärt.

Digitized by Google

vorkommt, der Huldigungsfeier am Zollfelde*) angeſehen, wo noch heute nahe an dem Schienenwege und von dieſem leicht zu überſehen, der Herzogſtuhl ſteht, ein einfacher prunkloſer Doppelſitz aus Steinplatten von einem eiſernen Geländer eingefaßt und von einigen Bäumen überſchattet.

Die Chroniſten Johann von Viktring und Ottokar geben eingehende Beſchreibungen von dieſer Huldigung, die unverändert bis zur Zeit Ernſt des Eiſernen geübt wurde, und der ſich noch ſpäter mit einigen Aenderungen die Erzherzoge Karl (1563) und Ferdinand (1597) an dieſer Stelle unterzogen.

Die auf dem Herzogſtuhle annoch erſichtliche römiſche Inſchrift: „Masueti Veri", offenbar durch Verwendung eines aufgefundenen Römerſteines dahingelangt, wurde bis in die neueſte Zeit als windiſche Schrift angeſehen und mit: „Hat er auch den wahren Glauben?" überſetzt, welche Worte man auf den eben erwähnten Religionskampf zurückführte. Dabei ſcheint man überſehen zu haben, daß, die Richtigkeit der Geneſis dieſer Herzogshuldigung angenommen, es Sache der Deutſchen und nicht der Slaven geweſen wäre, dieſe mahnenden Worte in den Stein zu hauen.

Zahlreiche Blätter der Geſchichte Kärntens zeigen übrigens, wie tief die Glaubensfrage eingriff in alle Verhältniſſe des Lebens, wie ſehr ſie mit des Volkes Wohl und Wehe, mit ſeinen Anſtrengungen, ſeinen Siegen und Niederlagen zuſammenhing, und es iſt uns dies ein Beleg dafür, daß wir die Stellung des Fürſtbiſchofs von Gurk nicht überſchätzten, wenn wir ihr große Bedeutung vindicirten.

Das weſentliche Eingreifen der Sache des Glaubens in die politiſchen und ſocialen Verhältniſſe entging auch dem ſcharfen Blicke Bonaparte's nicht, der nicht umſonſt in der Proklamation, die er am Tage nach ſeiner Ankunft in Klagenfurt als Oberbefehlshaber der italieniſchen Armee (am 31. März 1797) an die Kärntner erließ, die Religion obenan ſtellte.

Es heißt in dieſer Proklamation, die auch deshalb bemerkenswerth iſt, weil ſie die erſte war, die der nachmalige Kaiſer der Franzoſen an eine Provinz Oeſterreichs und Deutſchlands richtete, im erſten Artikel:

---

*) Eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dieſer Feier hat allerdings der Akt der Huldigung zu Renſe; aber abgeſehen davon, daß es dort Könige und hier lediglich Beherrſcher eines größeren Gaues waren, an denen die Huldigung vollzogen wurde, hatte die Ceremonie in Kärnten auch eine entſchieden mehr demokratiſche Färbung.

Digitized by Google

„Der Gottesdienſt wird ohne alle Aenderung fortgeſetzt werden.

„Die Biſchöfe und Diener der Religion, welche aus ungegründeter Furcht ſich von ihren Heerden entfernt haben, können wieder ohne Sorge zu ihren gottesdienſtlichen Verrichtungen zurückkehren und es werden ihnen zu dieſem Ende die Reiſepäſſe ausgefertigt werden“.

Obwol uns keine poſitive Nachricht vorliegt, daß auch Salm von ſeinem Biſchofſitze ſich entfernt habe, ſo erſcheint dieſe Annahme doch nicht ungerechtfertigt, einerſeits, weil es zweifellos iſt, daß der Unterbefehlshaber der italieniſchen Armee, Maſſena, der zwei Tage früher als Bonaparte in Klagenfurt eingerückt, ſein Hauptquartier in der biſchöflichen Reſidenz nahm, des Fürſtbiſchofs aber mit keiner Silbe gedacht wird, und andererſeits, weil berichtet iſt *), daß bei dem erſten Eintreffen der Franzoſen in Kärnten alle Perſönlichkeiten von hervorragender Stellung die Flucht ergriffen und nur Appellations-Präſident Graf Franz v. Enzenberg und mit ihm, als ſein weſentliches Hilfsorgan, der Lycealprofeſſor Lenz die Ordnung zu erhalten übernahm.

Erſcheint dieſe, wie bemerkt, nicht poſitiv erwieſene aber mit Grund zu vermuthende Entfernung Salm's von ſeinem Amtsſitze nicht im vollen Einklange mit ſeinem ſonſtigen muthigen Auftreten, ſo findet ſie doch Erklärung und Entſchuldigung in dem Umſtande, daß die blutigen Scenen der franzöſiſchen Revolution allenthalben die Phantaſie mit Schreckbildern erfüllt hatten, ſo daß nur bei Wenigen ruhige Faſſung Raum gewinnen konnte. Gerade Cardinal Salm war es, der ſpäter bei den verheerenden Einfällen der Franzoſen in den Jahren 1805 nnd 1809 dem Lande wichtige Dienſte leiſtete und die ſchönſten Blätter in den Kranz ſeines ſegensreichen Wirkens flocht.

Die Angſt, mit der man dem Erſcheinen der Franzoſen in Klagenfurt und in ganz Kärnten entgegenſah, — denn auch viele Bewohner des flachen Landes ergriffen die Flucht, um wenigſtens ihre Perſon zu ſchützen, während ſie ihr Eigenthum preisgaben, erwies ſich übrigens als nicht ganz ungerechtfertigt, namentlich angeſichts der Plünderungen im Canalthale und in dem wiederholt ſchwer heimgeſuchten Tarvis, ſowie auch gegenüber dem Machthaber Maſſena, der kaum zu erfüllende Forderungen ſtellte und dieſelben in rauheſter Weiſe geltend machte.

*) Hermann's „Geſchichte des Herzogthums Kärnten“ (Klagenfurt 1857) Band III, Heft 1, S. 132 ꝛc.

Digitized by Google

Anderſeits verdient bemerkt zu werden, daß Bonaparte's Auftreten in Kärnten als ein überraſchend freundliches geſchildert wird.

Ein Augenzeuge, Rainer v. Lindenbichl, kärnt. ſtänd. General-Einnehmer, der eine Chronik Kärntens ſchrieb, die mit der Zeit der Kaiſerin Maria Thereſia beginnt und insbeſondere die franzöſiſche Invaſion ſehr umſtändlich ſchildert, ſagt: „daß durch Bonaparte's Erſcheinen die Sache eine andere Wendung nahm", und nach Hermann's Mittheilung hörte der Oberbefehlshaber die Beſchwerden der Bürger ruhig an, tröſtete ſie ließ die Excedenten ſtrafen, und hob eine an die Einwohner von Klagenfurt geſtellte Forderung Maſſena's, ihm als Anerkennung ſeiner Milde ein Geſchenk von 86.000 fl. auszufolgen, ſogleich und gänzlich auf*).

Die Furcht, die ſich bei dem erſten Anmarſche der Franzoſen der Gemüther bemächtigt hatte, zitterte noch nach, als im April 1799 28.000 Ruſſen unter Suwarow von Oberſteier her über St. Veit und Villach den Weg nach Italien nahmen.

Obwohl Oeſterreichs Hilfstruppen, wurden ſie doch mit nichts weniger als mit Freude begrüßt, weil ihnen das Gerücht vielfache Barbareien zuſchrieb, die übrigens in Kärnten wenigſtens nicht vorgekommen ſein ſollen**).

Bemerkenswerth war der erwähnte Durchzug der Ruſſen für Kärnten auch deshalb, weil die ruſſiſchen Krieger hier der Befehl traf, die

*) Dem entgegen bemerkt A. F. Leithner in ſeinem „Verſuch einer Monographie über die k. k. Kreisſtadt Judenburg" (1840), das artige Benehmen Napoleon's ebenfalls anerkennend, daß die Exceſſe durch ſein Erſcheinen (in Judenburg) nicht vermindert und die Requiſitionen täglich drückender wurden.

Die unerwartete Freundlichkeit des Gefürchteten ſei Alles geweſen, womit ſich die Bürger Judenburgs tröſten konnten.

Das maßvolle Auftreten Bonaparte's in Klagenfurt hatte ſeine guten Gründe und es mochte dies und ſein gleichzeitiger Vorſchlag zu Friedensunterhandlungen wohl ſeiner bedenklichen Situation zuzuſchreiben ſein, die Wilh. Wachsmuth in ſeinem „Zeitalter der Revolution", Leipzig 1847, II, S. 455, detaillirt ſchildert. (Vergl. Häußer; „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution", Berlin 1867.)

**) Ein Augenzeuge, der eben angeführte A. F. Leithner, bemerkt, daß ſie harmlos ſingend einher zogen, mit Bart, Haarzopf und Bleikugeln daran, die Koſaken mit Bogen und Pfeil, und Kärntner Hiſtoriker geben ihnen das Zeugniß, daß ſie — auch ihr Chefgeneral nicht ausgenommen, hoch zufrieden waren, wenn man ſie mit Branntwein, Hülſenfrüchten und gedörrtem Obſt verſah und alſo verproviantirt keine Exceſſe verübten. Nur mit Baarſchaft ſollen ſie ſchlecht beſtellt geweſen ſein,

Digitized by Google

Weiber und Kinder zurückzulaſſen und viele der letzteren an ſloveniſche Bauern verſchenkt wurden.

Die ſchwerſten Zeiten der Franzoſenkriege waren übrigens auch für Kärnten, wie für die meiſten Provinzen Oeſterreichs, die Jahre 1805 und 1809 und in dieſen Jahren finden wir, wie ſchon oben bemerkt, oft und oft, faſt in jedem bedeutſamen Moment den Fürſtbiſchof, deſſen Erinnerung zunächſt dieſe Zeilen gewidmet ſind, werkthätig eingreifend, rathend, helfend und durch die Macht ſeiner Perſönlichkeit manches Unheil abwendend.

Am 15. November des Jahres 1805, als noch der Feind jenſeits der Landesgrenze ſtand, jedoch die traurige Kunde von der Kataſtrophe bei Ulm bereits nach Kärnten gedrungen war, und die Rückzugsbewegungen des kaiſerlichen Armeecorps für das Schlimmſte beſorgt machen mußten, erließ Fürſtbiſchof Salm ein Paſtoralſchreiben, in dem er zum Vertrauen auf Gott aufforderte und die Verſicherung gab, daß er in Noth und Gefahr bei den Seinen treu ausharren werde.

Er hat dieſes Verſprechen redlich gehalten.

Schon beim Einrücken des erſten feindlichen Detachements am 27. November (es gehörte dem 24. Dragoner-Regiment an und war commandirt von Oberſtlieutenant Darr), treffen wir ihn auf dem neuen Platze in Klagenfurt, wo er den Feind erwartete und, in franzöſiſcher Sprache und Ausdrucksweiſe vorzüglich verſirt, im Vereine mit dem Landrechtspräſidenten Peter Grafen von Goës, damaligem Landesadminiſtrator, der ſich ebenfalls ein ruhmreiches Andenken ſicherte (ſiehe Bergmann „Medaillen", II. 481 ff.), den Anführer mit einer kraftvollen Anſprache begrüßte.

Es wird erwähnt, daß in dieſer Begrüßung neben der Bereitwilligkeit der Provinz, das Möglichſte zu leiſten, zugleich die Treue der Bewohner gegen den angeſtammten Herrſcher betont wurde, welche männliche Aeußerung der Franzoſe mit der Verſicherung erwiderte, daß er dieſe Geſinnungen ehre *).

---

und Hermann erzählt, daß die Stände Kärntens dem mit der öſterr. Feldmarſchallswürde ausgezeichneten Anführer das Tuch und Zugehör zu dieſer Uniform aus der Landesfabrik beiſtellten, weil er klagte, daß er ſich eine ſolche noch nicht habe anſchaffen können.

*) „Oeſterr. militäriſche Zeitſchrift" vom Jahre 1823 und Aufzeichnungen Joſefs Edl. v. Benedikt, damaligen Sekretärs der Landesadminiſtration in Kärnten.

Digitized by Google

Wenige Tage, nachdem Salm als Friedensapoſtel dem Feinde entgegengetreten war (in der erſten Decemberwoche), kam er in die Lage, einen Akt ſeiner Humanität mit einem ſchönen Erfolge gelohnt zu ſehen, es gelang ihm, ein bedrohtes Menſchenleben zu retten.

Ein Oberlieutenant des Regiments Neugebauer, Richard, der bleſſirt nach Klagenfurt gekommen war, hatte durch auffällig vertrauten Umgang mit den Franzoſen den Verdacht der Verrätherei auf ſich gezogen, und ein bürgerlicher Hutmacher, Draſch mit Namen, gab der Erbitterung der Bevölkerung öffentlichen Ausdruck, indem er dem genannten Oberlieutenant unter beſchimpfenden Ausdrücken den Helm vom Kopfe ſchlug.

Dieſer Vorgang verſetzte die Franzoſen, welche gerade in ungewöhnlich geringer Zahl in Klagenfurt garniſonirten und einen vorbereiteten Ueberfall befürchteten, in große Aufregung, die das unverzügliche Erſcheinen des Generals Lacour mit einer größeren Truppenmacht und die Verurtheilung des Draſch zum Tode zur Folge hatte.

Es harrte dieſer bereits auf der Hauptwache des Vollzuges ſeines Todesurtheiles, als es dem Fürſtbiſchof Salm und dem Grafen Goës mit großer Mühe gelang, den General zu beſänftigen und Draſch's Pardonnirung und Uebergabe an das Civilgericht zu erwirken.

Obwohl im Jahre 1805 auf Kärntens Boden nur ein einziger nicht bedeutender Kampf (bei Zwiſchenwäſſern) ſtattfand, ſo litt das Land doch außerordentlich durch die unverhältnißmäßig großen Opfer, die es dem Kriege zu bringen hatte.

Die Verpflegung ſo vieler Truppen, womit Kärnten ſchon als Durchzugsſtation nach Italien oft überſchwemmt wurde, die vielfachen Requiſitionen und ſonſtigen Forderungen an Geld und Materiale gingen weit über die Kräfte der Bevölkerung, die ohnehin an freiwilligen Beiträgen Ueberraſchendes leiſtete.

Unter ſolchen Verhältniſſen erſchien es geradezu unmöglich, der Ordre des Generalintendanten von Oeſterreich, Daru, nachzukommen, wornach Kärnten von der Oeſterreich auferlegten Geldcontribution per 100 Millionen — 5 Millionen Francs ohne Aufſchub hätte bezahlen ſollen.

Nachdem umſonſt verſucht worden war, die Summe durch Anlehen aufzubringen, beſchloß man, an Kaiſer Franz eine Deputation um Rath und Hilfe zu entſenden.

Führer dieſer Deputation war wieder Fürſtbiſchof Salm.

Digitized by Google

Nicht dieſem Schritte übrigens, ſondern dem wenige Tage ſpäter zum Abſchluſſe gelangten Preßburger Frieden war es zu danken, daß die Contribution per 5 Millionen vom Lande auf den Staat überwälzt wurde, nachdem Marſchall Ney, obendrein nach ſchon eingelangter Nachricht von dem Friedensſchluſſe, die Mitglieder der Landesadminiſtration wegen Nichtzahlung der Contribution in den Zimmern der Burg unter ſtrenger Bewachung gefangen gehalten hatte.

Das Jahr 1809 ſah, wie überhaupt in Oeſterreichs Kaiſerſtaate, ſo auch in Kärnten die Kriegsnoth noch geſteigert und blutige Kämpfe ſogar an den Mauern der Hauptſtadt des Landes. Es zeigte aber auch die zu allen Zeiten bewährte Tapferkeit der heimiſchen Krieger im ſchönſten Lichte.

In dieſem Jahre, in deſſen unvergeßlichen Maitagen, war es, wo Henſel und Kupka, die heldenmüthigen Vertheidiger des Forts von Malborghet und der löwenkühne Hermann vor dem brennenden Blockhauſe am Predil den Opfertod ſtarben.

In dieſem Jahre hat ſich das vaterländiſche Regiment Hohenlohe-Barthenſtein*), beſtens unterſtützt von der Landwehr, zugleich mit den Steirern reiche Lorbeerreiſer gepflückt und dem vom Jahre 1805 her unvergeſſenen Ruhmestage von Caldiero den von Volano (24. April) angereiht.

Hier, wo Chaſteler gegen Baraguay d'Hilliers das Commando führte und Oberſtlieutenant Graf Leiningen ſich durch große Tapferkeit ausgezeichnet, fehlte auch Salm nicht, der als Fürſtbiſchof der Landwehr gefolgt war, für deren Ausrüſtung und Bekleidung er äußerſt thätig geweſen.

Wie übereinſtimmend berichtet wird, war er bei Volano nicht minder, wie auch in den Feldſpitälern bei Trient überall unter den Verwundeten, ſpendete ihnen Troſt und Hilfe und beſchenkte Viele. Hermann bemerkt insbeſondere, daß der Cardinal bei dieſer Gelegenheit Tauſende von Zwanzigern ſeiner Präge**) austheilte.

---

*) Früher Schröder, d'Alton, Alwinsky; — ſpäter Lattermann, Prohaska und gegenwärtig Freiherr v. Maroičić.

**) Das Geſchlecht der Salm war münzberechtigt in Preußen, Provinz Nieder-Rhein, als Wild- und Rheingrafen, als Salm-Kyrburg u. A. (Vgl. Appel III, 3056, 3057, 3058; — Wellenheim II, 391, Nr. 8201—8208). Wir haben von dieſen Goldmünzen Thaler, halbe Thaler, Viertel-Thaler, Jetons, Zwanziger, Stüber.

Als erhebend wird der Moment geſchildert — es war 10 Tage vor der erwähnten Schlacht — da Salm die Landwehr vor Neuſtift bei Brixen ſegnete und zu muthvoller Treue ermunterte, und als dann die Boten mit der Freudennachricht eintrafen, daß am vierten Tage nach dem Kriegsausbruche ganz Tirol bis Trient hinunter wieder erobert ſei und der greiſe Kirchenfürſt mit Freudenthränen in die Knie ſank und unter freiem Himmel ein „Te Deum“ anſtimmte.

Bei Volano war auch Hofer mit ſeinen Paſſeirern dabei, der ſpäter, als er durch den Waffenſtillſtand von Znaim und die durch dieſen bedingte Räumung Tirols Seitens der Oeſterreicher gezwungen worden, auf eigene Fauſt zu handeln, eine Aufforderung zum Landſturm auch an die Bewohner des Drau=, Möll= und Gailthales ergehen ließ.

Es blieb dieſer Aufruf auch nicht wirkungslos, umſoweniger, als in dieſer Richtung, unterſtützt von der öſterreichiſchen Regierung, der Schützen=Major Türk, welchem Luxheim mit ſeinem Freikorps zur Seite ſtand, bereits die Einleitungen getroffen hatte.

Die kühnen Thaten Türk's leben noch in Aller Erinnerung und nehmen eine Reihe von Ehrenblättern in der Geſchichte Kärntens ein. Seine Geſchicke weiſen auch viele Berührungspunkte mit Fürſtbiſchof Salm. —

Zuerſt Buchhalter in der vom Cardinal angekauften Eiſenhandlung in der Kramergaſſe zu Klagenfurt, wurde er durch ein Geſchenk desſelben von 4000 fl. Theilnehmer dieſer Eiſenhandlung und ſpäter eines Eiſenwerkes in Lungau.

Bei den vielen oft abenteuerlichen Unternehmungen des verwegenen Parteiführers kam der General wiederholt in die Lage, ihm und den Seinen mit perſönlicher Gefahr Schutz zu gewähren. So ſandte er einen eigenen Boten zu ſeiner Hilfe nach Trieſt, als Türk dort erkannt und gefänglich eingezogen worden; ſo verbarg er ihn in ſeinem eigenen Palaſte, als er von Trieſt in der Verkleidung eines Poſtillons glücklich entkommen, in der Nähe von Klagenfurt aber betreten worden war, und unterſtützte ſeine Flucht, während die in der Reſidenz einquartierten Offiziere eben Mittagtafel hielten.

Cardinal Salm ſchlug im Jahre 1801 Thaler, 1806 Dukaten und Zwanziger auf beſondere Genehmigung des Kaiſers. Als Biſchof von Gurk hatte er kein Münzrecht, ſo wenig als die Biſchöfe von Lavant, Seckau und Chiemſee. (Bergmann I. 235, Index S. 633, wo auf die Abhandlung Bergmann's in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur“, Bd. 101, Anzeigeblatt S. 11, gewieſen wird).

Als Ruska ſpäter Türk's alte Mutter ſammt deſſen Schweſter und Bruder als Geiſeln in Haft nehmen wollte, ließ Biſchof Salm, vom Kreishauptmann v. Fradenegg davon unterrichtet, die erwähnten Verwandten des Landſtürmers in ſeiner eigenen Equipage nach St. Veit führen, von wo ſie ſich nach St. Salvator flüchteten*).

Cardinal Salm war eben aus Tirol zurückgekehrt, als die öſterreichiſchen Truppen (am 19. Mai) Klagenfurt verließen, die Bürger unter das Gewehr traten und die feindliche Avantgarde in Kärntens Hauptſtadt einrückte. Auch diesmal erwartete er, wie vor vier Jahren, auf dem neuen Platze die franzöſiſchen Soldaten, die mit verhängtem Zügel, die geſpannte Piſtole in der einen, den hochgeſchwungenen Säbel in der andern Fauſt beim Villacherthor hereinſprengten, und bat um Schonung der Stadt und Aufrechthaltung der Mannszucht.

Wenige Tage ſpäter ſollte es ihm abermals gelingen, durch warme Fürſprache beim franzöſiſchen General und Gouverneur Ruska zweien Bürgern das Leben zu retten.

Zuerſt dem Tiſchlermeiſter Burger, bei dem man unter den Brettern Gewehrkiſten gefunden hatte und der in Folge deſſen füſilirt werden ſollte. Die Hausdurchſuchung ward veranlaßt durch einen Entweichungsverſuch mehrerer in der Stadtkaſerne untergebrachten öſterreichiſchen Gefangenen, der einen großen Allarm in der Nacht vom 1. zum 2. Juni zur Folge hatte.

Der zweite ſchon dem Tode geweihte, aber durch Salm gerettete Bürger war ein Siegelſtecher, der ſich zu den Worten: „Napoléon grand coujon“ hatte hinreißen laſſen. Es geſchah dies nach der Kunde von der Schlacht bei Aspern, die auch die Bewohner von Klagenfurt, ungeachtet die Stadt in Feindeshänden war, aufathmen und auf beſſere Zeiten hoffen ließ.

Auch dem Dechante von St. Daniel, Praskowitz, der noch im Oktober an dem Landſturme im Gailthale einen hervorragenden Antheil genommen und, einer der letzten vom Schauplatze abgetreten, in Lienz

---

*) Näheres über Türk bringt Hermann in ſeiner „Geſchichte von Kärnten“, ſowie in den „Abendſtunden“ vom Jahre 1863, 4. und 5. Heft, Berthold in dem Werke über den Krieg der Tiroler Landleute von 1809, Dr. Zimmermann in ſeiner Darſtellung der Befreiungskämpfe der Deutſchen gegen Napoleon und Aug. Prinzhofer in einem Aufſatze der „Klagenfurter Zeitung“ Nr. 137 und 138 vom Jahre 1871 auf Grund eines mit Originaldokumenten belegten Tagebuches.

Digitized by Google

gefangen worden war, wurde der Cardinal Lebensretter durch ſeine Für-ſprache bei Ruska und Brouſſier.

Ein ſolcher Einfluß, Befehlshabern gegenüber, die als rauhe Sol-daten geſchildert werden, weiſt auf eine imponirende Macht der Perſönlichkeit.

Noch verdient ein Akt der Opferwilligkeit Salm's, der in dieſes Jahr gehört, hier ſeinen Platz, — die Rettung des Völkermarkterthores von Klagenfurt bei der Sprengung der Feſtungswerke dieſer Stadt, gegen Erlag von 30.000 fl. Bancozettel.

Es handelte ſich, der Stadt, welche aus Anlaß dieſer Sprengung viele Beſchädigungen an ihren Häuſern erlitten und ſelbſt den Tod eini-ger Menſchen zu beklagen hatte, wenigſtens eine Paſſage offen zu erhal-ten, da alle anderen Zugänge weithin mit Mauertrümmern überſchüttet waren. Dieſes Motiv ſcheint übrigens nicht das einzige geweſen zu ſein, da der erzielte Vortheil den daran gewendeten Koſten gegenüber kaum bedeutend genug erſcheint.

Jedenfalls dürfte noch ein anderes Moment dabei in Berückſich-tigung gekommen ſein, der Wunſch, der Stadt eines ihrer altehrwürdigen Baudenkmale zu erhalten, ein Wunſch, der in der neueſten Zeit eigen-thümlicher Weiſe ſeine Realiſirung auf entgegengeſetztem Wege anſtrebte, indem man das Thor demolirte und einzelne Sculpturen dem hiſtoriſchen Verein zur Aufbewahrung übergab.

Bei Aufzählung deſſen, was der Fürſtbiſchof in der ſchweren Zeit des Krieges geleiſtet, darf auch nicht übergangen werden, daß er, wie Hormayr anführt, in der großen Nothlage des Landes mit Freuden Pre-tioſen und Kunſtwerke, Wagen, Reitpferde und Lieblingsgemälde opferte, um einzelne feindliche Anführer zur Schonung zu beſtimmen.

Der 14. Oktober des Jahres 1809 brachte den langerſehnten Frie-den; aber die Bedingungen waren harte und demüthigende. Oeſterreichs Monarch ſah den Umfang ſeines Reiches um faſt 2000 Quadratmeilen reducirt und die Grenzen desſelben bedeutend enger auch in Kärnten ge-zogen, welches Land den ganzen Villacher Kreis an das von Frankreich neu gegründete und von dem Gouvernement in Laibach verwaltete Illyrien verlor, ſo wie das Kanalthal zum Königreiche Italien geſchlagen wurde. Unterkärnten blieb ein Kreis des Grazer Guberniums und ſah ſchwere Finanz-Calamitäten hereinbrechen, zumal ſeine Handelsbeziehungen em-pfindlich geſtört waren, was wieder auf die Induſtrie drückte, — und als ferner die franzöſiſche Regierung die Intereſſen der auf Oberkärnten haftenden Schulden einfach unbezahlt ließ, das Finanzpatent vom

Digitized by Google

Jahre 1811 aber das Uebrige that, um viele früher wohlhabende Leute an den Bettelſtab zu bringen.

Ohne Frage wohler befand ſich Oberkärnten unter franzöſiſchem Regime. Das muß auch der zugeſtehen, der feſt an Oeſterreich hängt. Und zwar waren es nicht blos die Finanzverhältniſſe, welche die franzöſiſche Provinz weit mehr als die öſterreichiſchen proſperiren ließen; es erhielt die erſte auch manche fortſchrittliche Einrichtungen, die in Oeſterreich noch lange vergebens angeſtrebt wurden, und heute noch nicht durchaus ins Leben getreten ſind. Man ſagt auch, daß ſich in Folge deſſen Oberkärnten etwas überhob, eine frühere Anhänglichkeit an Oeſterreich aber trotzdem nicht völlig verlor, was ſich ſpäter thatſächlich erwies.

Die Ausſcheidung eines großen Theiles von Kärnten aus dem öſterreichiſchen Staatsverbande hatte naturgemäß weſentliche Veränderungen in kirchlicher Beziehung zur Folge. Die geiſtliche Verwaltung des Villacher Kreiſes, die bisher der Fürſtbiſchof von Gurk verübt, wurde von der franzöſiſchen Regierung dem Biſchofe von Laibach übertragen und mit der unmittelbaren Leitung der kirchlichen Angelegenheiten der Stadtpfarrer von Villach, Michael Drocker, unter dem Titel eines General-Vicars und nach deſſen Reſignation im Jahre 1812 der Dechant zu Feldkirchen, Johann Zoppoth, betraut. Das Canalthal fiel kirchlicherſeits dem Biſchofe von Udine zu. Uebler als den andern Claſſen der Bevölkerung erging es der Geiſtlichkeit unter Frankreichs Herrſchaft. Die Prieſter klagten, daß ſie nur als Werkzeuge gebraucht würden, um öffentliche Gebete für Napoleons Waffenglück zu veranſtalten und zu Geld- und Rekrutenlieferungen zu ermahnen, und ihre Beſoldung genoſſen ſie, wie ſie ſagten, nur auf dem Papiere.

Es ſcheint, daß nicht blos das natürliche Widerſtreben, einen liebgewordenen größeren Wirkungskreis aufzugeben, ſondern auch die Rückſicht auf die erwähnten, den Clerus treffenden Verhältniſſe es war, welche den Fürſtbiſchof Salm beſtimmten, mit der Abtretung ſeines Diözeſan-Antheiles an den Fürſtbiſchof von Laibach bis zum Jahre 1812 zu zaudern, ſo lange, bis weitere Gründe der Zögerung nicht mehr geltend gemacht werden konnten.

Nur kurze Zeit übrigens, nur zwei Jahre, ſollte dem oft erwähnten Fürſtbiſchofe das Los beſchieden ſein, das Territorium ſeiner geiſtlichen Amtsthätigkeit ſo ſehr in ſeinen Grenzen reducirt zu ſehen; denn noch bevor der Pariſer Frieden zum Abſchluſſe gekommen, war die Reoccupation Kärntens eine beſchloſſene Thatſache. Schon am 4. Oktober 1814

Digitized by Google

leiſtete Fürſtbiſchof Salm dem Kaiſer den Huldigungseid Namens des ganzen von Oeſterreich abgelöſt geweſenen Diöceſan-Antheiles. — Man hat keine Urſache, es als eine grelle Uebertreibung anzuſehen, wenn Welden in ſeinem Werke: „Der Krieg der Oeſterreicher in Italien" ſagt: „Es bedurfte nur des Erſcheinens der Oeſterreicher in den von Frankreich eroberten, ehemals kaiſerlichen Provinzen, um die Einwohner derſelben, — die, wie wir früher hörten, ſich eben nicht in den ſchlechteſten Verhältniſſen befanden, — zum Abfalle von der Fremdherrſchaft zu vermögen." Der Sieg bei Leipzig hatte eben auch hier belebend und befeuernd auf das Nationalgefühl gewirkt.

Oeſterreich gehörte ja damals noch zu Deutſchland und der Deutſchöſterreicher liebte in ſeinem Heimatlande auch ein Stück deutſcher Erde, wie irgend einer dieſer großen Nation und fühlt ſich auch heute noch ganz und voll als Deutſcher, wenn er ſich auch durch den Gang der Geſchichte zur Zeit aus Deutſchland ausgeſchloſſen ſieht. —

So gehörte denn ganz Kärnten wieder dem öſterreichiſchen Staatsverbande an. Gleichwohl blieb durch längere Zeit der früher franzöſiſche Kreis des Landes (Oberkärnten), der nach und nach wieder die öſterreichiſchen Einrichtungen, hie und da mit Annäherung an die franzöſiſche Verwaltung erhielt, von Unterkärnten noch politiſch getrennt, indem er mit Krain zu Oeſterr.-Illyrien verbunden, Unterkärnten aber bei Steiermark belaſſen wurde, bis es im Jahre 1825 ebenfalls zu Illyrien kam. Erſt im Jahre 1849 erhielt Kärnten ſeine ſelbſtſtändige Landesregierung wieder, wie es dieſelbe unter Leopold II. mit der Bezeichnung „Landeshauptmannſchaft" beſeſſen hatte.

Mit dem Frieden war allerdings noch nicht das Glück eingezogen in das Land, indem die Nachwehen des Krieges noch lange vorhielten. Zu dieſen geſellten ſich noch die Mißernten der Jahre 1814, 1815 und 1816 und die große Theuerung des Jahres 1817, ſowie wiederholte Elementarſchäden. Da gab es denn viel zu ſchaffen für einen Mann wie Salm, und in der That liefern auch die Friedensjahre ein reiches Material zur Beleuchtung des Wohlthätigkeitsſinnes des Kirchenfürſten.

Hohenauer meldet von ihm, übereinſtimmend mit allen Berichterſtattern, daß er jährlich große Summen für die Armen und zur Beſtreitung der Arzneien für Kranke in Klagenfurt verausgabte, daß er täglich 12 armen Studenten Freitiſch gab, daß er den durch Feuer oder Waſſer Verunglückten oft zu Hilfe kam, in welcher Richtung ſpeziell Klagenfurt, Gurk, Straßburg, Frieſach, Althofen und Gmünd neben anderen

Digitized by Google

kleineren Orten als Zeugen angeführt werden *). Er beſchenkte, heißt es weiter, nicht ſelten bei Viſitationen arme Gemeindeinſaſſen und war bei vielen Pfarren und Schuldienſten bemüht, das Einkommen durch Naturalleiſtungen oder Dotationen zu verbeſſern. Endlich wird erzählt, daß der Cardinal nicht nur ſeinen eigenen Leuten, ſondern auch Fremden, beſonders armen Adeligen nicht ſelten Unterſtützungsbeträge und Penſionen angewieſen. Er gab nicht, um mit Wohlthun zu prunken, er gab aus Bedürfniß ſeines Herzens und wenn die „Carinthia" (vom Jahre 1855, Nr. 28) erzählt, daß er einem ſeiner Diener in deſſen Krankheit ſtündlich Arznei reichte, ſo hat ſie damit nur aus zahlloſen Fakten eines zur Charakteriſtik angeführt.

Von hohem Intereſſe iſt der Abſchnitt IV „Kunſt und Wiſſenſchaft" ſowol durch die Aufzählung deſſen, was der Cardinal in dieſer Beziehung im Allgemeinen und ſpeziell für Kärnten leiſtete und wirkte, als auch insbeſondere durch die Vorführung und Skizzirung der hervorragenden wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Perſönlichkeiten, welche in der fürſtbiſchöflichen Reſidenz ihren Vereinigungspunkt hatten und von dem hochſinnigen Fürſten in aller Weiſe gewürdigt, geehrt und unterſtützt wurden. —

Der V. Abſchnitt iſt vorzugsweiſe der erſten Erſteigung des Großglockners gewidmet, „dem ſchönen Friedenswerke des edlen Kirchenfürſten" — wie der Herr Verfaſſer ſchreibt — „das allein dem Namen desſelben dauerndes Gedächtniß ſichern würde und zunächſt wol auch ſeinem Sinne für Wiſſenſchaft zugeſchrieben werden muß."

Dr. Feill knüpft daran eine überſichtliche Geſchichte der Glocknerfahrten, an welche er anziehende Mittheilungen „über Land und Leute" in Kärnten anſchließt, denen wir ſchließlich (Seite 70 und 71) die nachſtehenden, ſehr treffenden und, wie uns dünkt, ebenfalls ſeine Neigung für das Land bekundenden Bemerkungen entnehmen:

„Der, wie wir hörten, unter dem Patronate Salm's ausgebildete Glocknercultus und der Ruf von Heiligenblut trugen weſentlich dazu bei,

*) In einer handſchriftlichen Aufzeichnung aus der Sammlung Halla's, iſt für die Jahre 1791 und 1792 ein Betrag von je 1000 fl. für Arme ausgeſetzt, worüber der Stadtpfarrer das Anweiſungsrecht hatte. Ebenſo erſcheint die Stiftung eines Krankenbettes im Spitale der Eliſabethinerinnen angemerkt. Für die abgebrannten Gurker finden wir einen Betrag von 1700 fl.

Digitized by Google

daß ſich der Fremdenzug nach Kärnten in den letzten Decennien bedeutend hob. Es wird ſich dieſer übrigens zweifellos noch ſteigern, wenn erſt das Land — dieſes ſchöne Stück Erde, das da zwiſchen den noriſchen und karniſchen Alpen zwiſchen dem Urgebirge der begletſcherten Tauern und dem pittoresken Kalkgebirgszuge, der ſüdlichen Scheidewand, eingebettet liegt, — und die gewinnenden Eigenſchaften der Menſchen, die dort ihre Heimſtätte haben, ſo gekannt und gewürdigt ſein werden, wie ſie es verdienen. Lag doch Kärnten bis in die neueſte Zeit mehr als andere Provinzen Oeſterreichs abſeits vom großen Weltverkehre und das mag wol auch mit die Urſache ſein, daß ſeinen Bewohnern eine Charaktereigenthümlichkeit erhalten blieb, die ſchon zur Zeit, die uns zunächſt beſchäftigt, um die Zeit des Eintritts dieſes Jahrhunderts, von Reiſenden, wie Schultes oder Sartori*), als bezeichnend hervorgehoben wurde — ungewöhnliche Anhänglichkeit an die engere Heimat.

Dieſe Liebe zum Lande finden wir übrigens auch bei Nichteingeborenen, die längere Zeit dort verweilten, und dürfen dieſelbe insbeſondere bei der Schilderung des Cardinals Salm nicht übergehen. Wie ſeine Zeitgenoſſen verſichern, ſprach er oft und oft es aus, daß Kärnten ihm „an's Herz gewachſen" — ſowie es auch eine bekannte Thatſache iſt, daß er großes Intereſſe für die Eigenthümlichkeiten des Volkes, für ſeine Sitten und Gebräuche hatte und es liebte, wenn ſich Jeder ihm gegenüber in ebenſo ungeſchminkter Natürlichkeit gab, wie er ſich zu geben gewohnt war. Es wird uns von glaubwürdigſter Seite erzählt, daß Salm nicht ſelten bei armen Handwerkern eintrat, den Mittagstiſch mit ihnen zu theilen, für den in ſolchem Falle allerdings durch die biſchöfliche Küche bereits Vorſorge getroffen war. Er hatte Herz für das Volk und weiſt auch in dieſer Richtung verwandte Züge mit ſeinem großen Jugendfreunde Joſeph II. auf.

Daß Kärnten in Bezug auf Land und Leute ſeinen ſpezifiſchen Charakter hat, wird vielfach überſehen. Es iſt vielmehr gang und gäbe und kommt heute noch vor, wie es vor 70 und mehr Jahren geſchah, daß man die Kärntner, Steirer und Tiroler in einen Topf wirft. Das zeigt nur, daß die Meiſten dieſe Alpenländer noch wenig kennen.

---

*) Daß die Schilderungen des letzteren in dem Buche: „Neueſte Reiſe durch Oeſterreich ꝛc." (Wien 1811) vielfach ungerecht und gehäſſig waren, wurde bereits von mehreren kärntneriſchen Schriftſtellern, ſo von Graf Enzenberg und Dr. Kumpf, von erſterem in einer ſelbſtſtändigen Schrift, dargethan.

Digitized by Google

Der Kärntner — wir haben hier zunächſt den Landbewohner im Auge — darf im Allgemeinen wohl geweckter und arbeitsluſtiger als der Steiermärker genannt werden und iſt entſchieden weniger bigott als der Tiroler. In letzterer Beziehung laſſen ſich ſchlagende Thatſachen anführen. Während der Heiligenbluter Führer keinen Anſtand nimmt, „ſeinen Herrn“ an einem Sonn- oder Feiertage auf den Glockner zu führen, lehnt es der Kalſer auf das Entſchiedenſte ab, um nicht den Frühgottesdienſt zu verſäumen. Ebenſo würde der letztere bei einer Bergfahrt an einem Faſttage lieber hungern, als eine Fleiſchſpeiſe genießen, während der Kärntner diesfalls ſein Gewiſſen leichter zu beruhigen weiß.

Allerdings hat der Kärntner mit den ihm nachbarlichen Bewohnern der Alpen manches Verwandte und die Theorie Riehl's vom centraliſirten Land gegenüber dem individualiſirten findet auch hier ihre Bekräftigung. Eine gewiſſe innere Verwandtſchaft zeigt ſich zwiſchen den genannten Alpenvölkern beiſpielsweiſe im Dialekt und im Volkslied *), obwol auch hier die Spezialitäten ſich ſondern. Was Steub an Tirol beklagt**), daß die alten Gebräuche, ſeine Sagen und Märchen, dem Lande meiſt verloren gegangen, kann in gleicher Weiſe von Kärnten kaum behauptet werden. Der Sagenforſcher findet hier ein ganz achtbares Material und ältere Volksgebräuche haben ſich viele, theilweiſe aus der Zeit den Heidenthums, erhalten.“

Die letzte Juſtifizirung zu Gmünd im Jahre 1773.***)

Es dürfte nicht unintereſſant ſein, namentlich für die Bevölkerung des Gmündthales, zu wiſſen, daß vor nahe 100 Jahren am Galgenbichel nächſt Gmünd ein Akt der Gerechtigkeit an einer Giftmiſcherin vollzogen wurde, über deſſen Geſchichte die Kriminalakte genauen Aufſchluß geben können.

*) Vergl. Schmeller's ſowie Weinhold's bayriſches Wörterbuch, Lexer's kärntiſches Wörterbuch, Leipzig 1862. — Ebenſo Sammlung kärntiſcher Volkslieder von Hermann und Pogatſchnigg (Graz 1867).

**) Ludwig Steub: „Drei Sommer in Tirol“, München 1846.

***) Vom Herrn Verfaſſer zum Abdrucke nach dem Feuilleton der „Freien Stimmen“ mitgetheilt. D. R.

Digitized by Google

Ich habe mir die Mühe genommen und aus dem alten verſtaubten und vergilbten Papier-Convolut des gräflich Lodron'ſchen Burg-Archives jenen Akt hervorgezogen, und will nur in gedrängter Kürze ein Bild jenes Vergiftungsproceſſes entrollen, der zur damaligen Zeit gewiß im ganzen Malta- und Lieſerthale die größte Senſation hervorgerufen haben dürſte.

Der ganze Proceß liefert einen Maßſtab zur Beurtheilung des Culturgrades jener Periode und läßt uns zugleich einen Blick in das Weſen der damaligen Geſetzesgebung thun, welche man mit dem Epitheton die „peinliche" ganz paſſend zu bezeichnen wußte.

Mit 1. Jänner 1770 trat die „Constitutio criminalis Thereſiana", oder die „peinliche Gerichtsordnung Maria Thereſiens", vom Hofrathe Holzer zuſammengeſtellt, in Wirkſamkeit, und nach ſelber wurde in unſerem erwähnten Kriminalfall vorgegangen.

Die Thereſiana war gleichſam das letzte Denkmal der alten und der Uebergang zur neuen Zeit.

Ihre Schattenſeite, die Tortur, fiel 1776, und die Kriminaljuſtiz fand dem Zeitgeiſte entſprechende Milderungen. Nun zu unſerer Geſchichte.

Die höchſte Hube am Maltaberg heißt ſeit uralten Zeiten beim Schauner oder Faſchauner. Dieſelbe bewohnte vor mehr als hundert Jahren des Landgerichtes und Urbars Unterthan Chriſtian Faſchauner mit ſeinem zweiten Eheweibe Katharina, geb. Gigler von Kreinberg, und ſeiner Tochter Eva, welche anno 1770 bei 34 Jahre zählen mochte.

Schon bei der Geburt Eva's prophezeite, wie die Sage erzählt, ein damals bei der Hube gerade übernachtender Abſchieder dem Kinde nichts Gutes und las aus den Sternen, daß das Mädchen für den Scharfrichter beſtimmt ſei.

Nun man achtete nicht darauf, und ſchenkte ſeinem Horoſcop keinen Glauben.

Eva war eine ſtramme, hochgewachſene Dirne und dem Vater eine tüchtige Arbeitskraft bei der Hube.

Da, am erſten Mittwoch des Jahres 1770, kam Martin Hofer vulgo Peteregger und der Hans Landſiedler vulgo Meiſterbauer, beide von Malta, zum alten Chriſtian, und hielten bei ſelbem um die Hand ſeiner Tochter Eva für den Hörlhubenbeſitzer Jakob Kary in Untermalta an. Derſelbe war damals 35 Jahre alt, ein tüchtiger Bauer, aber mehr täppiſch in ſeinem Auftreten.

Digitized by Google

Der Vater nahm die Werbung entgegen und ging Tags darauf mit ſeiner Tochter ins „B'ſchau“.

Am 7. Februar 1770 hielt man Hochzeit. — Es iſt dieſe Verbindung wieder ein Fall von eclatanter Convenienz geweſen, die namentlich im Malta- und Lieſerthale feſte Wurzeln gefaßt, und noch a dato grünt und florirt zur Schaffung gebrochener Herzen oder Ketten ehelichen Unfriedens.

Außer Eva hatte Chriſtian noch eine zweite Tochter, Maria, welche als verwitwete Mitterbergerin am Kreinberg an der gleichnamigen Hube im Auszuge lebte.

Das Ehepaar lebte nun an der Hörlhube in Untermalta, wie es allen ſchien, recht glücklich, nur die Bäuerin Eva ſah man zuweilen trübe und niedergeſchlagen in einer Zimmerecke ſitzen und weinen. Fragte man ſie, was ihr fehle, ſo meinte ſie ſtets: „mir iſt ſo hart, daß es mir das Herz abdrucken möcht!“

So vergingen vier Wochen und zwei Tage. Da, am 9. März 1770, bekamen nach dem Abendeſſen der Bauer und die Mutter des Bauers, Katharina geb. Poſſegerin, ein heftiges Erbrechen, welchem Erſterer auch am 11. März 1770, als an einem Sonntage, um 2 Uhr Mittags erlag.

Weil die Bäuerin während der Krankheit des Bauers ſo wenig Theilnahme an den Tag legte, ſo entſtand unter dem Volke das Gerücht, daß der Hörlbeſitzer etwas Unrechtes bekommen haben müſſe, wovon die Bäuerin ſicher Wiſſenſchaft haben ſoll.

Die geſprächige Fama nahm die weiteſten Dimenſionen, und das plötzliche Hinſcheiden des Bauers machte allſeitige Senſation.

Dieſes Gerede kam nun auch dem damaligen Landgerichtsdiener Mathias Horn zu Ohren, und dieſer machte ſogleich am 31. März 1770 die Anzeige ans Landesgericht, „daß er zufälliger Weiſe von unterſchiedlichen Leuten wunderliche Reden vernommen, ſo daß Eva Karyn, Herkommens Faſchaunerin vulgo junge Hörlbäuerin zu Unter-Maltein, ihren plötzlich verſtorbenen Ehemann Jakob Kary mit Gift ſoll verfuttert haben“. Auf Grund dieſer Anzeige verfügte ſich am 2. April 1770 eine Commiſſion, beſtehend aus dem Pfleger Franz Anton Straßer, dem Chirurgus juratus et approbatus Anton von Willburg, dem Bader Anton Hinteregger, dem Beiſitzer Leopold Rudifera, Sattlermeiſter in Gmünd, und Aktuarius Johann Wilhelm, Pflegamtskaſſier, nach Malta, nachdem zuvor der Gerichtsdiener Horn mit ſeinen zwei Knechten am

Digitized by Google

1. April 1770 zur Hörlhube angeordnet wurde und bis zur Ankunft des Pflegers die Bewohner der Hube zu beobachten hatte.

Wegen Unzukömmlichkeiten machte ſich die Commiſſion beim Wirth zu Malta, Veiten Trattnig, ſeßhaft, und begann allda das Verhör, u. z. mit der Mutter des Verſtorbenen, Katharina Kary, dem 57 Jahre alten Knecht Balthaſar Graf und der 16jährigen Dirne Eliſe Faſchauner vulgo Weberknappentochter aus Feiſtritz. Sämmtliche Zeugen ſagen aus, daß der Bauer nach dem Nachteſſen ſich erbrochen habe, und daß nur die Jauſe (geröſtete Schottennudel) etwas Verbotenes *) enthalten haben müſſe, die er und die alte Trina genoſſen, nachdem von dem Nachteſſen (Gamper **) mit Kraut) Niemandem unwohl geworden iſt.

Nach dieſen Zeugeneinvernehmungen ging man an die Exhumirung des Leichnams, welche Prozedur der Pfarrer Andreas Prugger geſtattete, und bei welcher ſich auch der Meßner Bernhard Langſam betheiligte.

(Schluß folgt.)

Eiſen- und Bleipreiſe

Die Eiſenpreiſe ſind an allen Plätzen des Auslandes geſtiegen und ſo ereignete ſich die bisher ganz außerordentliche Erſcheinung, daß zur Zeit eines ſo niederen Silberagio von 8—9 Percent dennoch auch im Inlande die Eiſenpreiſe nochmals aufſchlugen und eine in dieſem Jahrhundert ungekannte Höhe erreichten. Dabei iſt es ganz weſentlich der Bedarf von Eiſenbahn-, Bau- und Maſchineneiſen, welcher für den Preisaufſchlag maßgebend iſt, während die Eiſenwerke, welche andere Artikel erzeugen, in zum Theile höchſt ungünſtige Lage geriethen. Ebenſo ſind nur gewiſſe Stahlſorten und darunter vor Allem Beſſemer- und Gußſtahl geſucht, während Breſcianſtahl ſehr gedrückte Preiſe ausweiſt, ſein Abſatzgebiet aber durch ſchwediſchen Stahl bedeutend beeinträchtigt wird. Für den enormen Verbrauch von Eiſenbahneiſen aus England ſind die Beſtellungen aus Amerika und in zweiter Linie die aus Rußland maßgebend. Amerika baute im verfloſſenen Jahre 8211 engliſche Meilen Bahnen, wozu es trotz der ungemein geſteigerten eigenen Eiſenproduction das erforderliche Eiſen zum großen Theile aus England aufbringen mußte. Die ſo immer mehr geſtiegenen Eiſenpreiſe in England wirkten auf den europäiſchen Eiſenmarkt, für den England bisher zu wenig zu liefern vermochte, obgleich es ſeine Hochofenanlagen immer noch vermehrte, während es gewiſſe Roheiſenſorten, wie Spiegeleiſen, in größerer Menge aus den Rheinländern bezieht. In Weſtphalen, Siegen, wurden zu Anfang des Monates folgende Preiſe per Zollcentner notirt: Holzkohlenroheiſen fl. 3·65 — 4·65, gemiſchtes Holzkohlen- und Coksroheiſen fl. 3·12—4·12, Cokeseiſen fl. 3·15—3·65. Eine dortige Firma hat den Preis des maſſenhaft nach England exportirten I a Spiegeleiſens (Coksroheiſen) auf fl. 4.20 geſtellt und verweigert nach Mittheilung des „Glückauf“ jeden Verkauf unter dieſem Preiſe. Auch

*) Gift.

**) Eine Speiſe d. i. ſaure Milch mit Talken.

in Oberſchleſien ſteht Cokesroheiſen auf fl. 2·90 und Holzkohlenroheiſen auf fl. 3·18 bis 3·23 ab Hütte; letzteres iſt aber Alles begeben. — In Kärnten ſetzte die Hüttenberger Eiſenwerksgeſellſchaft ſeit 1. April die Preiſe für neue Beſtellungen von Holzkohlenroheiſen, weiß und halbirt, auf 4 fl. Friſchblattl und einfach graues Gießereiroheiſen fl. 4·30, hochgraues und Beſſemerroheiſen fl. 4·50, Cokesroheiſen weiß und halbirt fl. 3·85, einfach grau fl. 4·15, hochgrau fl. 4·30, Beſſemerrohguß-Ingots der Härtenummern III—VII von 6—7" Querſchnitt fl. 9·30, von 8—15" bis 60 Centner Gewicht fl. 8·30, von 15—18 und mehr Zoll über 60 Centner Gewicht fl. 9·30, für Stahl von einem näher beſtimmten Kohlenſtoffgehalt erfolgt ein Preisaufſchlag von 70 kr. per Ctnr. Bei einem durchſchnittlichen Silberagio von 9 Percent ſtellen ſich obige Preiſe für weiß und halbirtes Holzkohlenroheiſen auf fl. 3·94 und Cokesroheiſen fl. 3·53.

Blei iſt mehr verlangt. Clausthaler; Oberharzer ab Hütte fl. 10 — 10·13, Freiberger 9·75, Tarnowitzer loco Berlin 10·38, Blei zu Köln fl. 10·25 — 10·38; in Kärnten: Bleiberger Blei fl. 13·30 B. W. oder fl. 12·20 Silber; Trieſt: ſpaniſches Blei fl. 10·71 — 10·93, in Silber fl. 9·82 — 10·02.

Getreidepreiſe vom März und April 1872.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt März	5.98	3.84	3.28	1.86	3.62	3.69
„ am 25. April	6.21	3.86	3.48	1.93	3.66	3.85
Peſt a) März	6.79	3·56	2.94	1.88	—	4.22
„ b) 1. Hälfte April	6.95	3·60	2·90	1·90	—	4·38
Wiener-Neuſtadt a)	6.73	4.00	3.08	2.15	—	3.40
„ „ b)	6·98	4·00	3·08	2·18	—	3·95
Wels a)	6.79	4.48	3.40	2.00	—	4·40
„ b)	6·70	4·50	3·30	2·10	—	4·40

Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

1 W.-Pf.	Rindſchmalz	Butter	Speck geſelcht	roh.	Schweinſchmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	55	52	46	42	44	4

1 Pfund Rindfleiſch 24—28 kr.; 1 Pfund Kalbfleiſch 28—32 kr.

1 Klftr. Brennholz 12" lang, hartes fl. 4.40—4.60, weiches fl. 3.30—3.40
1 „ „ 30" „ weiches fl. 5.40—5.50

1 W.-Zentner Heu, mindeſte Qualität fl. 0.80 beſte 1.52.
1 „ Stroh, „ „ „ 0.80., „ 1.00.

Silberagio: März 109·11, vom 1. — 24. April 108.58.

Inhalt.

Die urweltliche Pflanzendecke Kärntens. — Ueber Menſchenfreſſerei und Menſchenopfer. (Schluß.) — Literatur. Cardinal Salm und ſeine Friedenswerke. — Die letzte Juſtificirung zu Gmünd im Jahre 1773. — Eiſen- und Bleipreiſe. — Klagenfurter Lebensmitteldurchſchnittspreiſe.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenſtein.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 5. Zweiundſechzigſter Jahrgang. 1872

Biographie.

Franz Joſef Reichsgraf von Enzenberg zum Freyen- und Jöchelsthurm, k. k. wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, Präſident des Inner. öſterr. Appellations- und Kriminal-Obergerichts, Großkreuz des Leopold-Ordens und des königl. ung. St. Stefan-Ordens, Herr und Landmann in Tirol, Kärnten, Krain, Steiermark, Görz und Gradiska, Patrizier der Stadt und des freien Hafens von Trieſt, Ehrenbürger von Graz, Laibach und Klagenfurt, Ehrenmitglied vieler wiſſenſchaftlicher Vereine, Oberſt-Hofmeiſter Ihrer Kaiſerl. Hoheit der Erzherzogin Maria Anna, Herr der Herrſchaften Singen, Arlen, Mühlhauſen und Mägdberg.

Kaſſian Ignaz Bonaventura Graf von Enzenberg, Gubernator von Tirol, Commandeur des königl. ungariſchen St. Stefan-Ordens k. k. Kämmerer und Geheimer Rath, ließ ſeinen ihm von ſeiner Gattin Sophie gebornen Gräfin Schack von Schackeburg geſchenkten und von Ihren Majeſtäten, dem Kaiſer Franz I. und der Kaiſerin Maria Thereſia, aus der Taufe gehobenen Sohn Franz Joſef, nachdem er unter den Jeſuiten in Innsbruck die Gymnaſial-Studien abſolvirt hatte, im Thereſianum zu Wien erziehen.

Hier wurde er bald der Stolz ſeiner Profeſſoren, beſonders der jetzt noch bekannten Gelehrten: des Rhetorikers Michael Denis, der Rechtsgelehrten Chriſtof Kramer und Joſef von Sonnenfels, indem er ſich vor allen ſeinen Mitſchülern, nicht allein durch ſeinen hellen, klar und ſchnell

Digitized by Google

auffaſſenden Verſtand, ſondern auch durch jenes gediegene mit Multo ſtatt multis zu bezeichnende Wiſſen beſonders auszeichnete, welches das damals ausſchließlich im Schwung geweſene gründliche Studium der alten Klaſſiker, von den Jeſuiten am ſtärkſten betrieben, charakteriſirte.

Ferne jeder Frömmelei und Gleißnerei, blieb ihm auch das Gepräge dieſer klaſſiſchen Grundlage ſein ganzes Leben hindurch als ein unauslöſchliches Merkmal aufgedrückt und vermochte ihn, der nach der Krankheit ſeiner Zeit in die Freimaurerlogen, ein hochwillkommener Fang, eingeführt worden war, ſpäter troß aller damit verbundenen Gefahren, mit größter Charakterfeſtigkeit und Beſtimmtheit dieſem Verbande den Rücken zu kehren.

Auf ſeinen damals großen Reiſen durch die vorzüglichſten Staaten Europa's und durch ſeine literariſche Thätigkeit, wie nicht minder durch beſondere Geiſteslebendigkeit und leutſelige Liebenswürdigkeit, verbunden mit einer immer einnehmenden, kräftigen, ſchönen jugendlichen Geſtalt, wurde derſelbe allſeitig leicht, und ſo auch in Italien bald mit den vier aufgeweckteſten Köpfen der Halbinſel damaliger Zeit, einem Beccaria, Verri Casponi und Longo bekannt und nahm an ihren gelehrten Verhandlungen Theil. In Rom erneuerte der Graf die wiſſenſchaftlichen und freundſchaftlichen Beziehungen mit Leſſing, in Paris mit Winkelmann.

Seine politiſche Laufbahn hatte er unter dem Gouverneur der Lombardie, dem Grafen Karl von Firmian, begonnen, ſetzte dieſelbe, geleitet und belehrt durch einen erfahrenen Geſchäftsmann, den Grafen von Wilczek, der ihm die rühmlichſten Zeugniſſe ausſtellte, fort, und erwarb ſich die volle Zufriedenheit des ſo ſtrengen aber auch ſo großen öſterreichiſchen Miniſters, des rühmlichſt bekannten Karl Johann Grafen von Kobenzl, Gouverneurs der öſterreichiſchen Niederlande.

Die Beobachtungen und Erfahrungen, die der Graf in ſeinen Berichten an die böhmiſche Hofkanzlei an den Tag legte, nahm dieſe gut auf und ertheilte ihm Aufträge, in andere Länder und Provinzen zu reiſen,

Im Jahre 1770 reiſte er nach Wetzlar, um ſich bei dem dortigen Reichs-Kammergerichte noch mehr in allen Theilen der theoretiſchen und praktiſchen Rechtswiſſenſchaft und in dem Kammeralfache auszubilden. Sein Lehrmeiſter war der Gubernialrath Joſ. Jg. von Hormayr, der den Grafen wegen ſeiner Talente ſehr bewunderte und belobte.

In Freiburg im Breisgau, Prag, Trieſt, Bozen und Innsbruck, kurz überall, wo er diente, erwarb er ſich die Liebe und Achtung Aller. Da er ſich in jeder freien Stunde den Künſten und der Wiſſenſchaft jeden

Namens widmete, leiſtete er auch auf dieſem Felde ſehr Verdienſtliches, fiel jedoch nebenbei ebenfalls in die damals graſſirende Manie der Goldmacherkunſt, zu welcher ihn ſeine ausgedehnten Kenntniſſe in der Mineralogie und Chemie, ſowie ſeine mehrfachen Beziehungen zu den Notabilitäten jener Zeit in den genannten Fächern, wie z. B. dem bekannten Hofrath Born, noch beſonders lockend verleiteten.

Als Zeugniß für die Behauptung ſeines allgemeinen Intereſſes für Kunſt und Literatur und ſeines erfolgreichen Auftretens auf dieſem Felde des menſchlichen Wiſſens mögen nicht allein ſeine diesfälligen, durch Druck veröffentlichten Schriften und deren Rezenſionen dienen, ſondern es geht auch daraus hervor, daß die meiſten wiſſenſchaftlichen Vereine und gelehrten Geſellſchaften ihn zu ihrem Ehrenmitgliede erwählten, eine Ehre, die zu jener Zeit noch nicht zum Gegenſtand reziproken Tauſchhandels herunter geſunken war.

Auch der Umſtand, daß er ein großer Protektor junger, namentlich tiroliſcher, Kunſttalente war, für deren akademiſche Bildung er namhafte Geldopfer nicht ſcheute, ja deren Einzelne er beinahe ausſchließlich auf ſeine Koſten unterſtützte, wie z. B. Mich. und Johann Köck, den Münzgraveur Joſef Vinazer ꝛc. ꝛc., kann nur obige Behauptung beſtätigen. Uebrigens beſchränkte ſich ſein Kunſtſinn nicht bloß auf Unterſtützung angehender Talente, ſondern auch bereits ausgebildeten Künſtlern, wie Lampi, Martin Knoller, Joſef Schöpf, war er, und zwar nicht allein durch ihnen eröffneten Zutritt in ſeinen Salons, ſondern noch weit mehr durch Beſtellungen ein viel verdankter Mäcenas.

Nachdem er im Jahre 1781 nach Klagenfurt verſetzt und zum Vice-Präſidenten des inner- und oberöſterr. Appellations- und Kriminal-Gerichtes ernannt worden war, erwählte ihn der Kaiſer Joſef II. zum Oberſthofmeiſter Ihrer Kaiſerl. Hoheit, der gelehrten und wegen ihrer großen Wohlthätigkeit hochverehrten Erzherzogin Maria Anna, welche zu Klagenfurt Hof hielt, und, wie aus ihren Briefen hervorgeht, den Grafen wie ihren Vater ſchätzte und verehrte.

Als in Tirol, wie in vielen anderen Provinzen Oeſterreichs, in Folge der ſich überſtürzenden und zu centraliſirenden, abſolutiſtiſchen Neuerungen des Kaiſer Joſef die Revolution in hellen Flammen auszubrechen drohte, berief deſſen Nachfolger und Erbe dieſer Zuſtände, Kaiſer Leopold II., im Jahre 1790 einen offenen Landtag nach Innsbruck, desgleichen keiner mehr gehalten worden.

Solch ein offener Landtag wurde nur bei ganz beſonders wichtigen

Digitized by Google

Veranlaſſungen zuſammenberufen, indem zu demſelben nicht wie zu dem gewöhnlichen Landtage Vertreter der Geiſtlichkeit, des Adels und ganzer Gerichte, ſondern, kraft der tiroliſchen Verfaſſung, der geſammte tiroliſche Adel und die Vertreter ſogar mehrerer einzelnen Gemeinden perſönlich zu erſcheinen berechtigt waren.

Zu der begreiflicher Weiſe höchſt ſchwierigen und ſehr gefahrvollen Aufgabe, einer Verſammlnug von vielen Hunderten von Unzufriedenen und Mißvergnügten zu präſidiren, erwählte Kaiſer Leopold den Grafen von Enzenberg, welcher daher als Stellvertreter des Kaiſers, als kaiſerlicher Hofkommiſſär und Hofkanzler die feierliche Eröffnung des ewig denkwürdigen letzten offenen Landtages am 22. Juli 1790 zu Innsbruck vornahm.

Seiner bekannt patriotiſchen Geſinnung nach oben wie nach unten, ſeiner offenen Geradheit bei kluger Feſtigkeit am einen und Biegſamkeit am andern Orte, ſeiner Rednergabe in beiden Landesſprachen, ſeiner Humanität gegenüber Jedermann, mitunter wohl auch einer Rückſicht auf ſeine tiroliſche Abſtammung, endlich auch ſeiner beiſpielloſen Thätigkeit gelang es auch wirklich trotz mancher Muth bedingenden Auftritte, die Ordnung und den Frieden fortwährend aufrecht zu erhalten, die allgemeine Gährung ganz zu beſchwichtigen und den förmlichen Bruch des Landes mit der Regierung in der Perſon ihres Gouverneurs Grafen von Saur zu verhindern. Um die Größe dieſes Verdienſtes richtig zu würdigen, braucht es die Zahl und den Umfang der auf dieſem Landtage geſtellten vielfachen Begehren ihrem ganzen Inhalte nach zu kennen.

Nachdem die zahlreiche Verſammlung die muthige und energiſche Verwendung für die Wünſche des Landes und die geniale Umſicht ſowohl, als auch den feſten Charakter dieſes großen Mannes kennen und lieben gelernt hatte, überreichte der Bauernſtand im Namen der drei andern Stände dem Hofkanzler eine Dank- und Vertrauens-Adreſſe und der Landtag verlangte denſelben vom Kaiſer zum Gouverneur, welche Würde der Graf jedoch ausſchlug, obwohl der Kaiſer ihm dieſelbe zudachte und beſonders der Bauernſtand alle Mittel aufbot, dieſen Zweck zu erreichen.

Nachdem der Graf im Laufe der Verhandlungen mit der ſeiner Stellung nothwendigen Würde und jener Ruhe, die nur das Bewußtſein eigener Geltung zu geben vermag, die Verſammlung von der Unbilligkeit einiger Wünſche überzeugt hatte, gelang es ſeiner Vaterlandsliebe, bei der anderſeitigen Anerkennung, welcher ſich ſeine und ſeines Vaters Verdienſte auch bei Hofe zu erfreuen hatten, die Wünſche des tiroliſchen Volkes

Digitized by Google

durchzuſetzen und dadurch nicht nur dem Lande ſeine alte, freie und ſelbſtſtändige Verfaſſung wieder zu geben,*) ſondern auch dem erhabenen Kaiſerhauſe ein treues und ergebenes Volk auf's Neue zu ſchaffen, welches ſeine Anhänglichkeit und Treue in den folgenden Kriegsjahren vor ganz Europa glänzend beurkundete.

Als im März 1797 die franzöſiſche Armee unter Napoleon von Italien ſiegreich in das Herz Oeſterreichs eindrang, Kärnten vollkommen von den Franzoſen in Beſitz genommen wurde und der Gouverneur dieſes Kronlandes mit den meiſten Beamten die Flucht ergriffen hatte, vereinten ſich der ſtändiſche Ausſchuß von Kärnten und die Bürgerſchaft von Klagenfurt, um den mit miniſterieller Erlaubniß muthig auf ſeinem Poſten verbliebenen Grafen von Enzenberg zur Annahme des Präſidiums der für die Dauer der Trennung von Oeſterreich proviſoriſch eingeſetzten Central-Landes-Regierung zu bewegen, welche gefahrvolle Stelle derſelbe aus Liebe zu den bittenden Mitbürgern und in der Hoffnung annahm, dem hilfloſen, dem rohen Uebermuthe des Siegers preisgegebenen Lande ſowohl, als der öſterr. Regierung nützen zu können.

Von Napoleon als Präſident der Central-Verwaltung beſtätiget wußte derſelbe bei aller Charakterfeſtigkeit durch ſeinen Geiſt, ſein feines würdevolles Benehmen, gleichzeitig verbunden mit großer Gewandtheit und Eleganz in der franzöſiſchen Sprache, ſogar dem Sieger zu imponiren,**) und befreite auf dieſe Weiſe durch ſein kluges Auftreten nicht nur Klagenfurt, ſondern das ganze Land von den Schreckens- und Greuelsſcenen einer Okkupation durch einen übermüthigen Feind, wie die franzöſiſch republikaniſchen Heere der damaligen Zeit es waren, und minderte zugleich den Kontributionszwang ſehr namhaft.

Tag und Nacht arbeitete der um das Wohl des Landes ſo väterlich beſorgte Mann, um ſowohl die Anarchie und die von den Franzoſen angeregten Freiheits- und Gleichheits-Demonſtrationen, als auch den feind-

*) Tirol erhielt ſeine ehemalige Verfaſſung, die freie Wahl eines Landeshauptmannes, den Bezug und die Verwaltung der Gefälle wie vorher, die Univerſität, das Appellationsgericht, die Wirkſamkeit des Landmarſchallamtes zurück, die gewaltſame Rekrutirung und die Stempel- und Steuerregulirung wurde aufgehoben, ſowie die Prieſterſeminarien den Biſchöfen überlaſſen.

**) Napoleon war unangemeldet, den Hut auf dem Kopfe, in des Grafen Arbeitszimmer gedrungen; Anſicht deſſen rief der Graf heftig mit den Worten um den Kammerdiener: „Johann, augenblicklich meinen Hut!"

Digitized by Google

lichen Soldaten-Terrorismus zu verhindern, indem er mit großer, wahrer und fingirter Strenge die vom Sieger ungeſtüm begehrten, von ihm aber durch Bitten, Ueberredung und Liſt*) ohnedieß auf die Hälfte und noch weiter herabgeſetzten Kontributionen vom Lande verlangte, und dadurch die Franzoſen vom Rauben, Plündern und Brennen abhielt.

Die Ruhe und Ordnung im ganzen Lande war muſterhaft. Ein franzöſiſcher Offizier, der ſich Erpreſſungen erlaubte, wurde auf die bloße Anzeige des Grafen von General Berthier eingezogen und exemplariſch beſtraft.

Mit großer Lebensgefahr unterhielt er geheime Verbindungen mit der öſterreichiſchen Regierung und berichtete über die Lage des Landes.

Als nach Abſchluß des Friedens von Campo Formio die Franzoſen Kärnten wieder an Oeſterreich abtraten, übergab der Graf als Vorſtand der Central-Verwaltungs-Commiſſion die Regierung an den frühern Gouverneur zurück und legte für ſolches Thun, von den ſchmählich Geflohenen nicht bloß verdächtiget, ſondern ſelbſt bis zu allerhöchſt des Verrathes angeſchuldiget und unter eine förmliche Unterſuchung durch einen eigens abgeſandten Kommiſſär geſtellt, den höheren Behörden nicht allein, ſondern ſelbſt dem Kaiſer unmittelbar perſönlich in Wien glänzend Rechenſchaft über ſein Vorgehen und ſeine Anordnungen ab.

Was Kärnten dieſem Manne verdankte, läßt ſich aus der wahrhaft rührenden Verehrung der Kärntner für den Grafen entnehmen, indem die Bevölkerung ohne Unterſchied der Stände und Partheiungen ihn aus Anlaß des wieder zurückgekehrten öſterreichiſchen Doppeladlers als den Retter des Vaterlandes pries, ſegnete und mit Ehren aller Art überhäufte.

Im Jahre 1803 wurde der Präſident in derſelben Eigenſchaft nach Venedig verſetzt und erhielt den ſchwierigen aber ehrenvollen Auftrag, in der durch den Frieden von Campo Formio an Oeſterreich gekommenen bisherigen Republik Venedig ſämmtliche Juſtizgeſchäfte einzurichten und zu leiten.

Bei dem Stolze und Widerwillen der mißvergnügten Republikaner gegen Oeſterreich, bei der herrſchenden Demoraliſation, nothwendig hervorgerufen durch die im ſchnellen Wechſel aller Verhältniſſe und Anſchauungen unvermeidliche Gährung der Geiſter, beſonders unter einer an und für ſich

*) Er hatte früher mit Mehreren das gefährliche Einverſtändniß getroffen, daß alle Ausſchreibungen, mögen ſie ſo ſcharf lauten als ſie wollen, wenn kein Punktum hinter ſeinem manupropria ſtehe, läſſig zu betreiben ſeien.

Digitized by Google

heißblütigen, durch Krieg und allgemeinen Wellenſchlag der Ideen noch mehr geſpannten Bevölkerung, endlich bei der Menge der ſich unter ſolchen Verhältniſſen häufenden Verbrechen, neue Geſetze, mit neuen, theilweiſe ungeeigneten Beamten einführen zu müſſen, war eine Aufgabe, die nicht nur die raſtloſe Thätigkeit, die Menſchenkenntniß und die organiſatoriſchen Talente dieſes Mannes erforderte, ſondern wozu auch außer der dem populären Grafen Enzenberg eigenen vollkommenen Beherrſchung der italieniſchen Sprache und eingehenden Kenntniß der Sitten und Anſchauungen der Italiener, noch die Vertrautheit mit den Geſetzen und der Rechtspflege der alten Republik gehörte, die ſich derſelbe durch ſeine Studien während ſeines ſechsmaligen Aufenthaltes in Venedig angeeignet hatte. Auch kam ihm der früher erwähnte Umgang und ſein reger wiſſenſchaftlicher Verkehr mit Vielen der damals ſo berühmten Gelehrten Italiens ſehr zu ſtatten, ſelbſt die allgemeine Beliebtheit ſeiner geiſtreichen und wegen ihrer vortrefflichen Herzenseigenſchaften neben einer lebendigen Natürlichkeit den Venetianern ſehr ſympatiſchen Gemahlin Walpurg geb. Gräfin von Roſt mag auf die glücklichere Löſung ſeiner Aufgabe einen nicht gänzlich in Abrede zu ſtellenden Einfluß genommen haben.

Nachdem er alle Geſchäfte in beſten Gang gebracht, den Rechtszuſtand hergeſtellt, den öſterreichiſchen Geſetzen die Anerkennung und Liebe der Gutgeſinnten verſchafft und den Uebelgeſinnten durch ſeine ſtrenge Gerechtigkeit gehörige Furcht eingeflößt hatte, machte der unglückliche Preßburger Friede ſeinem ſegensreichen Wirken ein raſches Ende, indem Venezien mit Dalmatien zum Königreiche Italien geſchlagen wurde.

Der Kaiſer kannte die großen Verdienſte dieſes Mannes in würdiger Weiſe durch Verleihung des Großkreuzes des St. Stefan-Ordens an.

Nach kurzem Aufenthalte des Grafen auf ſeinen Gütern im früher vorderöſterreichiſchen Högau (nun im Großherzogthum Baden gelegen), in deren Beſitz er durch ſeine Gattin gelangt war, erhielt er ſeinem Wunſche gemäß neuerdings den Poſten als Präſident zu Klagenfurt.

Als ſohin das Kaiſerthum im Jahre 1815 die Lombardie neuerdings im Beſitz nahm, übertrug ihm das Miniſterium die Einrichtung der Juſtiz in dieſem Königreiche, eingedenk ſeiner vortrefflichen Leiſtungen in Venedig, welche Würde der ſchon bejahrte und in Folge der vielen Sorge und Arbeit überangeſtrengte Mann jedoch ausſchlug. Die bald darauf dennoch erfolgte Ernennung und Berufung nach Venedig zu derſelben Würde konnte er aus denſelben Gründen nicht annehmen, obwohl ſie einen neuen Beleg für die Vortrefflichkeit ſeiner Dienſte bildete. Für

Digitized by Google

ſein liebes Kärnten indeſſen wirkte er dagegen nicht nur im Allerhöchſten Dienſte, ſondern auch durch ſeine unbegränzte Wohlthätigkeit ſehr viel Gutes. Füglich mag hier auch die durch ihn in Klagenfurt zuerſt und jetzt durch ganz Europa verbreitete Einführung der Neujahrsentſchuldigungskarten eine flüchtige Erwähnung finden.

Die Bewunderung für die vielſeitige und ſegensreiche Thätigkeit dieſes Mannes beſchränkte ſich aber keineswegs ausſchließlich auf bloß einzelne Stände, wie Adel, Militär, Geiſtlichkeit oder untergebene Beamte (das Appellationsgericht zu Venedig ſtellte ſeine noch heute daſelbſt erſichtliche Büſte, von Giavanni Torrenti aus carrariſchem Marmor gefertiget, im eigenen Sitzungsſaale zu ſeinem fortwährenden Andenken auf), ſie vereinigte ohne Ausnahme alle Stände, das geſammte Kärnten, auch Tirol und Venedig, und in den weiteſten Kreiſen ſuchte man derſelben Ausdruck zu verleihen, indem die Bürgerſchaften von Graz, Laibach, Klagenfurt ihn zu ihrem Ehrenbürger erwählten, die Stände von Kärnten, Steiermark, Krain, Görz und Gradiska ihn und ſeine Nachkommen in ihre landſtändiſche Matrikel aufnahmen, die Stadt Trieſt ihm und ſeiner Deszendenz das Patriziat der Stadt und des freien Hafens verlieh, die Geſellſchaft der Naturforſcher zu Berlin, die mineralogiſche Geſellſchaft zu Jena, die Societät der Bergbaukunde zu Glashütte in Ungarn, die Akademie "Natura curiosorum" zu Erlangen, die k. k. mähriſch-ſchleſiſche Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaues u. a. m. ihn wegen ſeiner großen Verdienſte um die Naturwiſſenſchaft und Landwirtſchaft zu ihrem Ehrenmitgliede ernannten. Männer wie Röder, der rühmlichſt bekannte Freiherr Wulfen, Hohenwarth, Reiner, der weltberühmte Canova und viele andere Künſtler und Gelehrte ſchätzten ſich glücklich, mit dieſem Manne in ſo innigen freundſchaftlichen und wiſſenſchaftlichen Beziehungen zu ſtehen.

Im Umgange mit Damen immer anziehend und ritterlich, wurde ſein Haus wie ſeine Geſellſchaft ſtets gerne beſucht, weil unterhaltend gefunden, und ſelbſt in ſeinem 68. Jahre von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin aus Anlaß einer bei ſich ſelbſt in Klagenfurt gegebenen Geſellſchaft gnädigſt aufgefordert, Beweiſe ſeiner bekannten, zur Zeit eines Caglioſtro ſich erworbenen Taſchenſpielerkunſt zu geben, überraſchte er die anweſenden Majeſtäten noch durch ſeine Gewandheit auch in dieſer Kunſtfertigkeit auf's Höchſte. So witzig er in heiterer Laune gerne war, ſo nachſichtig und ſchonend blieb er für Andere und deren Verhältniſſe. Sein Witz galt ihm daher in den Augen der Menſchen eine ſchätzbare Tugend.

Obwohl endlich etwas kränklich, aber geiſtig noch immer vollkommen

Digitized by Google

kräftig und unermüdet thätig, leuchtete der Greis allen Beamten als Muſter vor, bis er, 74 Jahre all, ſein fünfzigjähriges Dienſt-Jubiläum feierte, welches den Kärntnern die erwünſchte Veranlaſſung bot, ihre oft bewährte Dankbarkeit der Welt auch durch Feſtlichkeiten zu verkünden.

Dieſer Tag war ein Freudentag für das ganze Land, und insbeſonders für Klagenfurt, Kanonen-Donner verkündete den Anbruch desſelben. Zwiſchen Militärſpalieren fuhr der Jubelgreis zum feſtlichen Hochamte, worauf ſich die Aufwartungen der Geiſtlichkeit, der Civil- und Militärbehörden und der Deputationen von verſchiedenen Landestheilen drängten bis zu der vom Appellations-Gericht gegebenen Feſttafel; auf dieſe folgte das Feſtkonzert und nach demſelben eine Serenade, begleitet von dem Jubel- und Hochrufe der Bevölkerung, welche von keinem andern, als ihrem eigenen Herzensdrange aufgefordert, ihrer Freude den ſprechendſten Ausdruck noch dadurch verlieh, daß ſelbſt in den elendſten Seitengäßchen auch die letzte und ärmlichſte Keuſche nach Möglichkeit beleuchtet war.

Im ſelben Jahre feierte der Greis auch ſeine goldene Hochzeit. Dieſe wollte er jedoch ausſchließlich nur als zärtlicher Gatte und Vater, im Kreiſe ſeiner Familie verbringen.

Er reiſte daher auf ſeine Herrſchaft Singen im Högau am Bodenſee, bei welcher Gelegenheit er auf der Durchreiſe in Innsbruck, von vielen alten Bekannten gefeiert aufgenommen, noch einige vergnügte Tage zubrachte.

Der Kaiſer ſandte den eigens hiezu bevollmächtigten k. k. Geſandten am würtembergiſchen Hofe, den Grafen Georg von Thurn, um dem Hochzeiter ein herzliches eigenhändiges Schreiben voll des Dankes von Seiner Majeſtät und zugleich das Großkreuz des Leopold-Ordens zu überbringen.

Wenige Tage nach dieſem Freudenfeſte und ohne ſeinen ſehnlichſten noch auf dem Todbette ausgeſprochenen Wunſch erreicht zu haben, ſeine Freunde in Venedig, über welches er nach Klagenfurt zurückzukehren gedachte, vor ſeinem Tode noch einmal zu ſehen, ſtarb dieſer wahrhaft edle Mann, tief betrauert von den Vielen, die ihn kannten.

Wenige Stunden vor ſeinem Erlöſchen hatte er noch einen Meinungsſtreit mit dem Arzte wegen Zuſammenſetzung einer Medizin in lateiniſcher Sprache geführt. Sein Geiſt blieb bis zu ſeinem Tode klar und thätig wie immer.

Die Kunde ſeines Todes ergriff ſeine Mitbürger in Klagenfurt auf das Schmerzlichſte; Adel und Bürger, ja ſogar die Armen der Stadt ließen, Jedes für ſich, demſelben ein eigenes Seelenamt halten, und zu ſeinem Andenken wurde eine eigene Stiftung für dürftige hochbejahrte

Bürger der Stadt errichtet, deren Ernennung für alle Zeit dem jeweiligen Familienhaupte der Grafen von Enzenberg übertragen wurde.

Durch eine glückliche Geſundheit in Stand geſetzt, fand ihn im Winter und Sommer die früheſte Morgenſtunde 4 Uhr ſchon in voller Thätigkeit, und war es nicht Buch und Feder, Löthrohr und Retorte, oder Zirkel und Reißfeder, ſo war es Buchbinderkleiſter und Pappendeckel mit dem ſich der geiſtreiche Mann nicht entblödete, einen grünen Schurz umgeſpannt, damals ſogenannte Kartandel und anderen kurzweiligen Tand zu fabriziren. Hundertmal ſagte er: die Zeit iſt für den wahrhaft Weiſen elaſtiſch, denn ſo lange ſie bei kluger Benützung auch wird, bleibt ſie dennoch im Allgemeinen immer zu kurz. Was würde er wohl geſagt haben, wenn damals auch Kaffeehaus und Zeitungen ganze Lebenshälften verſchlungen hätten?

Skrupulös im Rathe, war er durchgreifend in der Ausführung des Entſchluſſes. Obgleich Beamter und ſtolz, ein Diener ſeines Kaiſers zu ſein, fiel es Niemand bei, in ihm einen Bureaukraten zu wittern. Dazu hatte der Mann vom Kopf bis zur Ferſe nicht den richtigen Schnitt.

Seine Rede, nie auf die Schrauben eines „Könnte, Möchte und Dürfte“ geſtellt, war markig und hatte Klang und Gehalt wie gutes Metall. Wer mit ihm ſprach, wußte, mit wem er es zu thun hatte. Human, wo dieſe Tugend noch Gehör hoffen durfte, ſtrenge aber, wo jene tauben Ohren gegenüber zur Schwäche geworden wäre, ja ſelbſt weich war er, wo das Herz allein zu ſprechen hatte und nicht zu beſorgen war, daß Sympathie bloßer Deckmantel eines unſicheren Wollens werden könnte.

Wenn auch gewiſſermaßen ſchon Kosmopolit, umhüllte er dennoch mit dieſem weiten Gewande nur ſeinen eigenen kleineren Kosmos, wo der Dünkel der Allwiſſerei noch nicht zur Geißel der Menſchheit wird und die Liebe zum Weltall Subſtanz genug erübriget, um zunächſt noch für Familie, Gemeinde und Vaterland vorliebende Wirkſamkeit zu üben.

So war der Mann, von dem ein möglichſt charakteriſtiſches Bild ohne die Hilfe eines heuttägigen Chlor-Silbers zu entwerfen die Aufgabe des Verfaſſers dieſer biografiſchen Skizze war.

Was ſeine Schreibart betraf, ſo war ſie fließend, bündig und kräftig und in allen ſeinen Gedichten und Schriften liegt Originalität, Lebhaftigkeit der Darſtellung und reicher Schwung der Phantaſie. Viele ſeiner im Drucke erſchienenen dichteriſchen Verſuche oder gelehrten Abhandlungen befinden ſich im Hesperus, im deutſchen Muſeum, in den Wiener merkantiliſchen Annalen, in dem zu Wien herausgegebenen Journale für Freimaurer,

Digitized by Google

in der Carinthia, im öſterreichiſchen Nationalkalender, in den ökonomiſchen Neuigkeiten von André, in der Wiener allgemeinen Literatur-Zeitung, und in vielen andern wiſſenſchaftlichen Blättern, ſowie auch viele ſeiner werthvolleren Arbeiten als Brochuren erſchienen ſind.

Die metriſche Ueberſetzung des in lateiniſchen Verſen durch ſeinen gelehrten Freund Melchior von Birkenſtock beſungenen berühmten Monumentes der Erzherzogin Maria Chriſtina von Sachſen-Teſchen zu Wien, von Anton Canova ausgeführt, nannte die Jenaer Literatur-Zeitung ein Meiſterſtück. Sein Nachlaß enthielt unter Andern eine höchſt werthvolle Bibliothek und eine beſonders reiche Mineralien-Sammlung, welche ſohin in den Beſitz des Fürſten von Fürſtenberg in Donaueſchingen überging.

Graf Enzenberg war ein Mann, der ſeiner Zeit um ein halbes Jahrhundert vorangeeilt war, und auch von ihm hätte Claudius mit Recht ſagen können: — „Wir haben einen guten Mann begraben, und den Seinen nicht allein, ſondern Vielen, Vielen war er mehr.“

Vergleichung der Galmeifloren Belgiens und Kärntens.

Von Guſtav Adolf Zwanziger.

Ein mir von befreundeter Hand zugeſandter Aufſatz: „Trois jours d'herborisation aux environs de Goé, Welkenraedt et la forêt d' Hertogenwald par Armand Thielens. Extrait du Bulletin de la Société r. de Botanique de Belgique. Séance du 4. Décembre 1870 t. IX. p. 406—418) Gand, 1871“ gibt mir die erwünſchteſte Gelegenheit Vergleiche zwiſchen der bekannten Galmeiflora des rheiniſch-belgiſchen Galmeigebietes in der Nähe von Aachen und dem belgiſch-deutſchen Bahngrenzhaltplatze Herbesthal mit jener von Raibl anzuſtellen. Sind es auch nur wenige Gattungen, welche in beiden entlegenen, in klimatiſcher Hinſicht ſo ſehr verſchiedenen Gebieten in ſehr nahe verwandten Arten auftreten, ſo zeigen ſie doch in kaum mißzuverſtehender Weiſe den chemiſchen Einfluß des Bodens auf die Pflanzendecke, hier der Zinkſalze, welcher von vielen ganz abgeläugnet werden will, die alle nicht vom Klima bedingten Erſcheinungen der Vertheilung der Gewächſe auf rein phyſikaliſche Urſachen zurückzuführen geneigt ſind.

Die vicarirenden Arten der Galmeipflanzen von Aachen und Raibl ſind folgende:

Welkenraedt-Herbesthal:	Raibl:
Thlaspi calaminare Lej.	Thlaspi cepeaefolium Koch.
Alsine verna Bartl.	Alsine Gerardi Willd.
Silene inflata L. var. glaberrima	Silene inflata L. var. alpina.
Statice elongata Hoffm.	Statice alpina Hoppe.

Das rheiniſche gelbe Galmeiveilchen (Viola calaminaris Lej.), welches dort den Bergleuten eine gute Leitpflanze zum Aufſuchen des Zinkerzes abgibt, fehlt in Raibl auf den Galmeiſchutthalden gänzlich.

Wenn dieſe 8 in ſo enger Verwandtſchaft ſtehenden Arten, von denen beſonders die beiden Thlaspi bemerkenswerth ſind, je zu 4 an Orten unter ſehr verſchiedenen klimatiſchen Bedingungen aber ähnlichen Bodenverhältniſſen in Maſſe auftreten, von denen der eine dem rheiniſchen Weingebiete, der andere dem Krummholzgebiete der ſüdlichen Kalkalpen angehört, und dem Florencharakter ihren Stempel aufdrücken, ſo dürfen wir doch mit Sicherheit daraus ſchließen, daß es nur ein chemiſcher, im Boden liegender Einfluß iſt, welcher dieſe ſo ähnliche Pflanzendecke hervorbringt, denn groben Schotterboden findet man allenthalben, ohne daß er aber jene Pflanzen trüge. Es ſoll damit nicht behauptet werden, daß Zinkſalze zur Ernährung obiger Pflanzen, außer vielleicht der Thlaspiarten, unbedingt erforderlich wären; keinem Zweifel aber kann es unterworfen ſein, daß ſie dieſelben lieben, ſonſt wäre ihr auffallendes Auftreten an dieſen Orten ſchwer zu erklären.

Man weiß nach Sachs noch nicht mit Beſtimmtheit, ob die in der Aſche verſchiedener Pflanzen ſich findenden Metalle: Lithium, Mangan, Aluminium, Kupfer, Zink, Kobalt, Nikel, Strontium, Barium, Jod, Brom, welche in Form ſaurer Salze oder Chloride aufgenommen werden, für ſelbe nothwendige Nährſtoffe oder nur unweſentliche Beſtandtheile ſind, während das Eiſen in geringer Menge für die Ausbildung des grünen Chlorophyll-Farbſtoffes unentbehrlich iſt und für Phosphor, Chlor, Kalium, Natrium, Calcium Magneſium eine ſo beſtimmte Beziehung zu einem beſtimmten phyſiologiſchen Zwecke noch nicht bekannt iſt; doch weiſt das beſtändige Vorkommen phosphorſaurer Verbindungen in Geſellſchaft der Eiweißſtoffe, der Kaliſalze in den an Stärke und Zucker reichen Organen auf beſtimmte Beziehungen derſelben zu denjenigen chemiſchen Prozeſſen hin, welche den Geſtaltungsvorgängen in der Pflanze unmittelbar vorhergehen, doch ſind ſie ihres allgemeinen Vorkommens halber offenbar für die Pflanzennahrung unentbehrlich; die Kieſelſäure ſcheint für dieſe Vorgänge von ſehr un-

Digitized by Google

tergeordneter Bedeutung zu ſein und nur die Beſtimmung zu haben, durch Ablagerung in feſtem Zuſtande in den Zellen, ſowie in vielen Fällen auch der oxalſaure Kalk, für die Feſtigkeit des Pflanzenſkeletes zu ſorgen.

Es bleiben uns alſo als die eigentlichen Bau- und Nährſtoffe der Pflanze für den Geſtaltungsproceß derſelben übrig: Kohlenſtoff, welcher gewöhnlich die Hälfte des Gewichts der Geſammtmaſſe der Trokenſubſtanz der ganzen Pflanze ausmacht, in geringen Mengen Waſſer- und Sauerſtoff, ſowie Stikſtoff, welcher ein weſentlicher Beſtandtheil der das Protoplasma bildenden Eiweißſtoffe iſt, aber doch nur einen geringen Bruchtheil derſelben mit einem, ſelten mehr als drei Procent ausmacht, und endlich Schwefel, ebenfalls ein Beſtandtheil der Eiweißſtoffe und des ätheriſchen Senföls. Dieſe fünf Grundſtoffe ſetzen ſtets den verbrennlichen Theil der Trokenſubſtanz der Pflanze zuſammen, während alle andern genannten Grundſtoffe nur Aſchenbeſtandtheile ſind, ſchon ihrer weit geringeren Menge wegen an Wichtigkeit zurücktreten und deren Bedeutung weſentlich darin zu liegen ſcheint, bei den chemiſchen Umſetzungen in der Pflanze, der Aſſimilation und dem Stoffwechſel beſtimmte chemiſche Zerſetzungen und Verbindungen einzuleiten, in deren Folge das weit maſſenhaftere verbrennliche Baumaterial aus obigen fünf Grundſtoffen gebildet wird.

Eine genaue chemiſche Analyſe des Thlaspi cepeaefolium von Raibl wäre ſehr wünſchenswert.

Die letzte Juſtifizirung zu Gmünd im Jahre 1773.

(Schluß.)

Als Zeuge wurde der Dorfrichter von Malta, Simon Koch vulgo Thomanripel nebſt andern Nachbarn der Kommiſſion beigezogen.

Das visum repertum, aufgenommen vom Chirurg Willburg, conſtatirte eine eclatante Vergiftung; denn im Magen fand ſich eine gewiſſe Feuchtigkeit vor, die auf Glut gegoſſen, einen Knoblauchgeruch verbreitete, daher dargethan wurde, daß die Vergiftung durch Corroſiv oder Arſenik vollzogen worden ſein mußte.

Unter andern ſagten auch vorerwähnte Zeugen aus, daß im Almerkaſtl in der Kachlofenſtube der Hörlhube ein Beutelchen mit Arſenik, (Hütrach, Verbotenes) ſeit jeher gelegen iſt, welches aber nach dem Tod des Bauers die Mahm desſelben, Eva Tandlin, mit ſich fortgenommen

Digitized by Google

habe. — Das Gift brauchte man öfters beim Vieh, namentlich bei trächtigen Kühen, um ihnen das Kälbern zu erleichtern.

Nach dieſen Vorkehrungen wurde die junge Hörlbäuerin ob der vorgerückten Tageszeit mit nach Gmünd genommen, wohin ſie der Gerichtsdienerknecht Kaſpar Gotter abführte.

Als man ſie ſelbem übergab, erhob ſie ein Lamento und Zetter, und beurlaubte ſich förmlich beim zufällig anweſenden Vater, „ſo daß es ſchien, als hätte ſie ihr Lebtag keine Hoffnung mehr ſelben zu ſehen.“

Ihrem Vater wurde die Verwaltung der Hube bis zur Vollendung des Proceſſes übertragen.

Am 7. Auguſt, 20. Dezember 1770 und 31. Oktober 1771 wurde die Bäuerin Eva vom Landrichter zu Gmünd ins Verhör genommen, ſagte aber nichts weiter aus, als daß dem Bauer nach dem Abendeſſen unwohl geworden ſei, er ſich erbrochen habe, und daß dieſes Erbrechen von etwas Unrechtem herrühren dürfte.

Wie nach den Zeugenausſagen dargethan wird, hat die Jauſe die junge Bäuerin allein bereitet, und da es von dieſer allein dem Bauer und der Trina übel geworden, ſo muß in derſelben etwas Unrechtes geweſen ſein.

Nachdem der Landrichter von Eva Kary nichts weiter herausbringen konnte, ordnete die Landeshauptmannſchaft die weitere Verfolgung des Proceſſes mit Verordnung vom 20. Juni 1772 dem Bannrichter zu. Selber begann am 30. Juli 1772 in Gmünd ſeine Erhebungen.

Von da an erſcheinen in den Akten als k. k. Bannrichter Dr. Benedikt Alfons Edler von Emperger, als Beiſitzer Leopold Rudifera und Andre Platzer und als Aktuar Joſef Stoffier, Banngerichtsſchreiber.

Nachdem man die bereits genannten Zeugen einvernommen, nahm er am 10. Auguſt 1772 die ob crimen veneficii in Gmünd inhaftirte Inquiſitin Eva Kary ins Verhör, wo ſie angibt, daß die verbotene Sache in der Jauſe geweſen ſein muß, weil die zu Mittag genoſſenen Nudel Niemandem nichts gethan haben, und weiß aber nicht wie die verbotene Sach' hineingekommen iſt.

Am 11. Auguſt 1772 kam ſie wieder ins Verhör ohne weiteres Reſultat.

Ueber dieſe Erhebungen erſtattete unterm 31. Auguſt 1772 der Bannrichter Bericht an die Landeshauptmannſchaft Klagenfurt und ſtellte in ſelbem die Alternative, die Inquiſitin ab hac instantia zu entlaſſen, oder aber zu torquiren.

Digitized by Google

Sollte die Tortur Platz greifen, ſo beantragt der Bannrichter, daß die Inquiſitin „auf einem Viertelbund oder 6 Schnur in die peinliche Frage gelegt und ad Bancum juris Tags darauf vernommen werden ſolle.

Ueber dieſe Relation erließ der Landeshauptmann an den „Edl Veſt, Hochgelehrten lieben bannrichter“ die Weiſung, ſie noch ein Mal gütlich mit Vorführung des Freimannes, der von St. Veit, wo er ſtets hauſte, abgehend gemacht wurde, einzuvernehmen und weitere Anzeige zu erſtatten.

Am 27. Oktober 1772 kam Eva Kary wieder ins Verhör, antwortete aber über Befragen, wie das Gift in die Jauſe gekommen, ſtets mit den Worten: ich weiß es nicht zu ſagen.

Nachdem ſie hartnäckig bei dieſer Ausſage blieb, wurde ihr der k. k. Freimann vorgeſtellt, und die gleiche Frage geſtellt. Sie antwortete wie oben. Dann wurde ſie ad locum torturae geführt. — Als man die gleiche Frage an ſie ſtellte, bat ſie, mit dem Bannrichter, Pfleger und Schreiber allein zu ſein, und geſtand endlich, daß das Gift durch ſie in das Schmalz, in dem die Nudel geröſtet worden ſind, hineingekommen ſei.

Sie wurde hierauf wieder in den Arreſt geführt und Nachmittag neuerlich einvernommen. Sie blieb zwar bei ihrer Ausſage, ſchwieg aber über die Art und Weiſe, wie das Gift in die Jauſe gekommen und meinte nur ſtets: „ich weiß es einmal nicht, wie es durch mich hineingekommen iſt.“ Als der Bannrichter die Inquiſitin fragte, warum ſie den Freimann und die Beiſitzer entfernen ließ, meinte ſie, „weil der Freimann ſo brinroth iſt worden“ und während dem Verhör „alleweil röther geweßt iſt.“

Ueber dieſes Verhör relationirte der Bannrichter wieder an die Landeshauptmannſchaft, welche mit Schreiben vom 11. Jänner 1773 verordnete, daß die Inquiſitin „auf einen viertel Bund oder 6 Schnur in die peinliche Frage gelegt, und Tags darauf ad Bancum juris genommen werde.“

Am 4. Februar 1773 kam Eva Kary wieder ins Verhör.

Sie blieb bei ihren Ausſagen und behauptete konſequent, ſie wiſſe nicht, wie das Gift in das Schmalz gekommen ſei. — Abermals wurde ihr der k. k. Freimann vorgeſtellt, mit der Aufforderung, die reine Wahrheit zu ſagen. Sie blieb verſtockt. Hierauf führte man ſie an den Marter-

Digitized by Google

ort, zeigte ihr die peinlichen Werkzeuge und drang abermals in ſie, die That zu bekennen! Doch umſonſt!

Nun ſetzte man ſie an das Marterbankl, und befahl dem Freimann die Schnur anzulegen.

Da meinte ſie nun: ich laß mich lieber umbringen, ich gib mich recht willig, ich weiß nichts anders zu ſagen, als was ich geſagt habe. —

Nun zog der Freimann die Schnur und gab ihr den erſten Bund. Sie ſchrie nun, bekannte aber nichts.

Der Freimann legte den zweiten Bund an, den dritten, endlich den vierten, bei dieſem endlich fängt ſie zu bekennen an und meldet:

„Am Freitag (9. März 1770) hab' ich Nachmittag das Gift in das Schmalz hinein gethan, das Säckl aus dem Almerkaſtl, und aus dem das Gift genommen, und etwas herabgeſchlagen, und etwa ein, wie ein Erbſen großes Bröckl auf dem Herd mit einem Stein zerrieben.

Das Gift war weiß und dieſes hab ich jenen Freitag Nachmittag etwa um 1 oder 2 Uhr in das zu Mittag übrig gebliebene Schmalz, und in das Schmalz die Nudel hinein gethan, und dieſes zuſammen aufgewärmt und heiß werden laſſen. Dieſes hab ich gethan, um von dem Mann los zu werden, denn ich hab' geglaubt, es wird mir leichter ſein, wenn ich allein wär.

Ich hab' jenen Freitag Vormittag eine Reiſten zum ſpinnen herauszunehmen g'habt, und auch das von Mittag überbliebene Schmalz in einem Häferl in das Almerkaſtl hinein gethan, da hab' ich beim herumſtören hinter einem Glaßl ein Beuterl geſehen, dieſes hab' ich aufgemacht und darin einen weißen, etwa zwei Nuſſen großen Brocken und einige Brößl geſehen, welches ich in meinem Sinne für Gift gehalten, wonach mir eingefallen, ein Gift auf den übrig gebliebenen Nudeln meinem Manne zur Jauſen zu geben.

Das von meinem Mann wenig übrig gelaſſene habe ich der alten Hörlbäurin zum Ausſchaben gegeben, denn ich hab' geglaubt, weil es nur etwas weniges geweſen, daß es ihr nicht ſchaden werde.“

Nach dieſer Ausſage wurde mit der Schnürung innegehalten, ihr eine warme Suppe gereicht, und nach Vorleſung wurde die Ausſage beſtätigt.

Am 6. Februar 1773 wurde die Inquiſitin ins Ratifikations-Examen ad Bancum juris genommen, wo ſie ausführlich einbekannte, daß ſie ihren Mann, der ein ungezogener und trutziger Hörl-Jakl war, vergiftet habe, damit ihr die Härte, Angſt und Bangigkeit verſchwinde, die ſie ſchon vor der Hochzeit hatte, und die nach der Hochzeit immer ärger geworden iſt.

Digitized by Google

Auch ſchämte ſie ſich ſeiner, da die alte Eva herumgeredet, und vor der Hochzeit geſagt hatte: „ſie glaube nicht, daß Jakl ein Weib bekommen werde, es müßte wohl eine Hungrige ſein, welche ihn nehmete;" — ſo wie auch einige Nachbarsleute theilweis ins G'ſicht, theis hinterrucks denſelben verachtet haben. Dieſes Alles zuſammen meinte ſie, habe ſie auf den ſchlechten Gedanken gebracht, dem allſogleich auch die That nachfolgte.

Obige Ausſagen über den Ermordeten wurden auch von den Zeuginnen Katharina Kary und Eva Tandlin am 8. Februar 1773 im Verhöre beſtätigt und das Reſultat der weiteren Einvernehmungen mit Bericht vom 15. Februar 1773 der Landeshauptmannſchaft angezeigt, und um Erlaſſung des Urtheils erſucht. Daſſelbe langte am 1. März 1773 in Gmünd ein und wurde am 16. Februar 1773 von der Landeshauptmannſchaft Klagenfurt erlaſſen.

Am 20. März 1773 Vormittags 9 Uhr wurde ihr daſſelbe verkündigt.

Selbes lautet wörtlich: „Auf Klag und Antwort, Red und Gegenred, auch allgerichtliches An- und Beibringens, und der Thäterin eigenen Bekenntniß nach, iſt von hochlöbl. k. k. Landeshauptmannſchaft zu Recht erkennt und geſprochen worden, nachfolgendes

Urthl.

Es ſolle die beim löbl. hochgräflich von Lodron'ſchen Landgericht Gmünd ob crimen venificii in maritum commissi proceſſionirte Eva Karyn nach abermaliger Bekantnus ihres Verbrechens durch den l. f. Freymann an der gewöhnlichen Richtſtatt durch das Schwert vom Leben zum Todt hingerichtet, die rechte Hand abgeſchlagen, Kopf und Hand auf das Rad aufgeſteckt, und der Körper in loco suplicii begraben werden, und dieß zu ihrer wohlverdienten Straf, andern aber zu einem Beiſpiel.

Publicatum Gmünd den 20. Marzy 1773.

L. S. Dr. Benedikt Alfons Edler von Emperger m. p.
k. k. Bannrichter.

Am 23. März 1773 Vormittag ſollte daſſelbe in Vollzug geſetzt werden. Im Beiſein des Bannrichters, Landrichters und des Beiſitzers wurde es der Inquiſitin vorgeleſen, und von ſelber mit Geduld, wie der Bericht des Bannrichters am 2. April ſagt, angehört.

Am Abend des 20. März lag ſie in häufigem kaltem Schweiße, am 21. März beichtete ſie dem Herrn Erzprieſter von Gmünd und wurde gleich nach 7 Uhr mit dem heiligſten viatico verſehen. Um 8 Uhr ließ

Digitized by Google

die Inquiſitin den Bannrichter zu ſich bitten und eröffnete ſelbem, daß ſie bei Ihrer k. k. apoſtoliſchen Majeſtät um Gnade und Errettung ihres Lebens anflehen wolle.

Da dieſer Gnaden-Rekurs der Deliquentin vorgelegt wurde, ſo mußte mit der Vollziehung des Urtheils innegehalten werden. Da jedoch vom allerhöchſten Hofe der Deliquentin alle Gnad abgeſprochen wurde, ſo wurde das Todesurtheil an ſelber am 9. November 1773 vollzogen.

Der Volksmund und Paul Kohlmayr erzählt von dieſer Hinrichtung, welche am Galgenbichl, d. i. auf der Richtſtätte, hinter dem Kreuzbichl, vollzogen wurde, daß der Scharfrichter, nachdem er ihr die Hand zuerſt abgeſchlagen, beim Köpfen zweimal ausholen mußte, da er beim erſten Hieb das Hinterhaupt bis gegen den Mund durchſchnitt, und erſt mit dem zweiten das Haupt vom Rumpfe löſte. Nach der Hinrichtung hielt der Freimann eine Anſprache an das zahlreiche Volk, fuchtelte mit dem blutigen Schwert herum und ſagte, daß, wo Treu und Glaube aufhört, das Schwert zur Geltung gebracht wird.

Merkwürdig iſt es, daß auf der Hörlhube ſowie auf der Schauerhube ſeither kein Bauer mehr anſäßig iſt.

Aus dem Südoſten Kärntens.

I.

Der St. Georgenberg am Klopeiner-See.

„Kühnsdorf 4 Minuten Aufenthalt“ ruft der Kondukteur von ſeinem halsbrecheriſchen Laufbrette in den Waggon hinein, und der Zug hält im Mittelpunkte der Trace, welche überhaupt zwiſchen Marburg und Villach reiche Abwechslung und dem Naturfreunde wie Landſchaftszeichner hohen Genuß bietet. Wie die ganze Linie zugleich Scheidewand zwiſchen der nördlich gelegenen Urgebirgs- und der ſüdlich in Felsgebilden auffallenden Kalkalpenformation zu ſein ſcheint, ſo auch hier: im fernen Norden ein fleißig bearbeiteter und belebter Vordergrund, rückwärts die Kor- und Saualpe, während im nahen Süden die Karavanken ein Bild der Erhabenheit aber auch des Todes bieten. Unter der Menge von Kirchlein, deren Anblick das Auge erfreut und allſeits die Landſchaft ziert, fällt hoch am Berge St. Georgen, Filiale der ſüdweſtlich gelegenen Pfarre St. Kanzian, jedem Reiſenden auf — ſchon lange (weil es mit Alpenparthien denn doch nicht mehr geht) das Ziel meiner Wünſche, dies-

Digitized by Google

mal durch meinen lieben Freund aus guter alter Zeit der Ausführung näher! — Mit Reiſenden, die hier auszuſteigen pflegen, um über Völkermarkt nach Norden, oder über Eberndorf nach Süden zu wandern, verließ ich den Waggon und pilgerte Waſſerhofen, der Geburtsſtätte des als Hiſtoriker bekannten Marcus Hanſitz und des ebenſo gelehrten Abtes Magnus Klein, vorbei nach St. Kanzian, wo mir mein verehrter Gaſtfreund alsbald ein Seebad vorſchlug. Die Landkarte zeigt zwar einen ſchwarzen Fleck, aber von einem See, worunter man ſich — wenn auch keine Oſtſee — doch eine Waſſerfläche vom gehörigen Umfange darſtellt, hatte ich keinen „geografiſchen Begriff“ in dieſer Gegend; — wie ſehr ward ich daher, als wir gegen Eberndorf zurückfahrend rechts einbogen und eine gewaltige Waſſerfläche meinen Blicken begegnete, überraſcht — noch mehr als ich daſelbſt gewählte Geſellſchaft fand, die ebenfalls Seebäder nahm! Am Fuße des ſteilen Hügels, den das gedachte Georgi-Kirchlein krönt, liegen mehrere Häuſer, darunter ein ganz annehmbares Gaſthaus, vor dem eine Kegelſtätte mit Tiſchen, welche bei ſchönem Wetter aber lieber auf grüner Matte, die ſich zwiſchen dieſem und dem See ausbreitet, extemporirt werden. Hier bekommt man auch die Badewäſche, deren Preis (wie Alles) den Naturſtand zeigt — und geht weſtlich hinab, wo ſich der Klopainer-See maleriſch bei $^3/_4$ Meilen in der Länge und $^1/_4$ Meile in der Breite hinzieht, an Tiefe jedoch hie und da über 20 Klafter betragen ſoll, alſo immerhin eine gewaltige Waſſermenge!

Nahe dem Ufer ſtehen Hütten, durch Brettergänge mit dem Lande in Verbindung geſetzt, in denen man ſich aus- und ankleidet und entweder im geſchloſſenen Raume baden kann, oder aus welchen man in den See ſticht, der aber ſchon hier mehrere Klafter tief, alſo nur für Schwimmer geeignet iſt.

Von dem angenehmen Gefühle eines Seebades zu ſprechen, gehört wohl nicht hieher, und bleibt ſubjektive Wirtſchaftsſache; objektiv aber glaube ich bemerken zu müſſen, wie auffallend der Wärmegrad von der Oberfläche gegen einige Spannweiten nach unten verſchieden iſt. Nicht nur das nahe Eberndorf und das entferntere Völkermarkt brachten Gäſte, ſondern auch Fremde ſollen ſich einfinden, was ſich durch den Genuß des einmal „mitgemachten Spaßes“ ſehr wohl erklären läßt. Leider haben nur die Anwohner dazu Gelegenheit in Ueberfluß — alle Anderen aber müſſen ſich mit dem Berichte begnügen.

Als ich aus dem Waſſer zurückkehrte, war es mir noch zu früh zur Heimkehr und ich benützte die Abendſonne noch zu einem Spaziergang nach

Digitized by Google

St. Georgen hinauf, deſſen Rundſchau hundertfach die wenigen Mühen der Beſteigung lohnt, ſo daß ich nicht umhin kann, nicht nur als Naturforſcher, der hier prächtige Studien machen kann, ſondern als Naturfreund ſowohl Kameraden als Landſchaftszeichner dringend einzuladen, in Kühnsdorf Halt zu machen und dieſen Berg zu beſteigen; die Bilder ſind bezaubend ſchön aber man geht ſolche Schönheit leider noch meiſt auswärts ſuchen, wo Sperrſitze à ſo und ſo viel Thaler für ſchöne Ausſichten und dergleichen zu haben ſind!!

Südlich ſteht die Karavanken-Kette in ſolcher Erhabenheit und nächſter Nähe da, daß der herrliche Blick nur genoſſen, nicht beſchrieben werden kann; die ſtattliche Commende Rechberg ſchließt den Keſſel, aus dem die toſende Fellach (Kappel vorüber) kömmt, und himmelanſtrebende Wände faſſen ihn ein, unter denen die Oiſtritza, Rinka und andere erkennbar ſind. Oeſtlich fort, weil in ganzer Maſſe ſichtbar, zieht ſich die gewaltige Petzen und wie ein kleiner Schlußpunkt erſcheint der Urſulaberg, an den ſich (ſchon in runder Form) der ganz ſteiriſche Bacher anſchließt. Zu den Füßen rollt ſich ein Teppich auf, vom unnachahmlichen Meiſter geſtickt, der alle Kulturgattungen des Feldbaues zeigt, belebt von Gehöften, durchzogen von Straßen — und beſonders ſchön, weil der Berg hier faſt ſenkrecht abfällt und man in den ſchönen Markt Eberndorf beinahe gerade von oben hinein zu ſchauen wähnt.

Die Poſtſtellwägen, die eben die Station verlaſſen hatten, um über Eberndorf in die Kappel zu fahren, wie die allſeits auf den Wieſen beſchäftigten Landleute nahmen ſich wie Kinderſpielzeug aus — ein eigenes Bild!

Nördlich hinter einer Anzahl von Hügeln (mit und ohne Kirchen, deren Namen ein vollſtändiges Heiligen-Verzeichniß beanſpruchen würden) die ſchönen — leider entwaldeten — Alpenzüge, welche das Lavantthal einſchließen, zwiſchen denſelben und der Drau wieder reges Leben, das nicht nur durch fruchtbares Land den Landwirth erfreut, ſondern in Bildern der Vergangenheit, wie Griffen, Heinburg und andere Schlöſſer, den Hiſtoriker intereſſirt.

Gegen Nordweſt iſt der einzig ſchöne Gebirgskranz — ja ſind alle einzelnen Höhen, wie der Magdalenen- der Ulrichsberg, die Görlitzen u. ſ. w. erkennbar, welche die Hauptſtadt Carantaniens, die ebenfalls mit freiem Auge ſichtbar, einſchließen und ihr hohen Reiz verleihen.

Daß die ſchönen Bilder von Völkermarkt, Neudenſtein, Höchenbergen, Teinach u. ſ. w., hier dem rechts in Waggon ſitzenden Eiſenbahnreiſenden ebenfalls ſichtbar, ſei nur nebenher erwähnt, den ſchönſten Anblick aber

gewähren die drei See'n im Westen durch ihre verſchiedenen Beleuchtungen Unmittelbar hinter dem größeren, aus dem ſich ſteil im Süden das mit Schwarzwald beſetzte Gebirge erhebt, iſt der kleinere Klopainer-See ſichtbar, ſodann erſcheinen theilweiſe die Fluthen der Drau, wo ſie ſich hinter der Satnitz herüber der Eiſenbahnbrücke zuwenden, endlich in der Ferne der Wörther-See, um ſo großartiger, als zur Linken theilweiſe wieder die Felswände des Kalkalpenzuges aufſteigen, in nebelgrauer Ferne aber der mächtige Dobratſch die Ausſicht ſchließt, der mich an die ſchönen Tage in Villach erinnerte. Ob alt oder jung — ſoll ein Touriſt Zeichenmappe und Perſpektiv nie zu Hauſe laſſen; das Bild des Kirchleins ſelbſt, von der ſchmalen ſüdlichen Kante aufgenommen mit der Ausſicht in das Drauthal, wäre eben ſo intereſſant geweſen, als das gegen Süden mit dem Panorama der Sulzbacher Alpen, echte Studien-Bilder, wie man ſie kaum ſo bald finden dürfte!

Der Abend mahnte zur Rückkehr, ſo ſchwer ſie mir ward, und in einer Viertelſtunde traf ich wieder vor dem Hôtel ein, wo ſich wie erwähnt, eine unvermuthete angenehme und ehrenwerthe Geſellſchaft eingefunden hatte, die ſich nach eingenommenem Seebade hier reſtaurirte, wo ebenfalls Comfort und Bedienung meine Erwartung weit übertraf. Bei dieſen Verhältniſſen war trotz begonnener Dunkelheit von einer Heimkehr wieder keine Rede und die Zeit verflog pfeilſchnell im traulichen Geſpräche. Endlich mahnte Luna's Silberſchein zum Aufbruche, welchen alſo wir eröffneten, und ſo verließ ich voll der angenehmſten Eindrücke dieſe Gegend nicht ohne ſehnſuchtsvolle Rückblicke auf St. Georgen und auf die rieſigen Felsgebilde der Karavanken, deren kahle Wände, vom Monde beleuchtet, einen geiſterhaften Eindruck machten, bis die Häuſer des freundlichen Pfarrhofes zu St. Kanzian uns entgegen ſcheinend ſelben verdrängten und mich wieder aufnehmend zur Ruhe einluden.

Die wenigen freien Morgenſtunden des anderen Tages verwendete ich zu einem Spaziergange — eben wieder zum See, der, wie die meiſten ſeiner Genoſſen in Kärnten, ſüdlich ein ungemein ſteiles Ufer hat, während das nördliche ſanft bergan ſteigt. —

Intereſſant war es mir, am Gipfel des Hügels vor St. Georgen Alluvial-Gebilde mit Sand und Schotterconglomeraten zu finden, ſo wie die verſchiedenen Schichtenbildungen allſeits, die auch dem Reiſenden auf der Eiſenbahn bei allen Durchſchnitten hier gewiß auffallen, — doch ſolche Betrachtungen führen zu weit; ich wollte nur auf eine ſo nahe Naturſchönheit aufmerkſam machen, wie die Station Kühnsdorf ſie bietet.

I. C. H.

Digitized by Google

Holzſparung.

Die Benutzung der Naturkräfte und Stoffe im Großen behufs Vermehrung des Reichthums hat in unſerer Zeit einen ungeheuren Aufſchwung genommen; die Regeln aber, welche das Gleiche im Kleinen bezwecken, werden über Gebühr vernachläſſigt, und man nimmt dies am meiſten bei den Gelegenheiten wahr, wo mit geringen Mitteln ein erhöhter Lebensgenuß erreichbar wäre: die große Mehrzahl der Menſchen hat es verlernt, die ihr zu Gebot ſtehenden Mittel gehörig auszunützen, und kommt deshalb damit nicht aus.

Ein vor nahezu ſechzig Jahren erſchienener Aufſatz der Carinthia von t— gibt nützliche Winke über Bauholzſparung, welche ſchon damals größere Beherzigung verdient hätten und deren kurze Wiederholung am Platze ſcheint.

Die hölzernen Gebäude unſerer Vorfahren waren von ungemeiner Dauerhaftigkeit, wie aus dem Gebälke an verfallenen Schlöſſer hervorgeht welches, allen Abwechslungen der Witterung ausgeſetzt, dennoch der Zeit und Verweſung zu trotzen ſcheint, während unſere hölzernen Bauten ſelten ein Durchſchnitts-Menſchenleben überdauern. Die Urſache iſt folgende: Die Alten verwendeten nur das Holz, welches an der Sonnſeite wuchs, als das feſtere, gediegenere zu Häuſerbalken, zu Sparren und Brettern für das Dach; das weiche ſchwammige, mit unausgekochten Säften überfüllte Holz der Schattſeite nahm man zu Brennmaterial. In unſeren Tagen wird dieſer Unterſchied ſelten berückſichtigt, auch wo man die erforderliche Auswahl ohne weiteres treffen könnte. Ferner beobachteten unſere Altvordern genau die Zeit der Fällung: im Mai wurden die zum Bauholze beſtimmten Bäume bezeichnet, und da ſie voll Saft waren, nahe an der Wurzel an mehreren Stellen angehauen. Durch dieſe Verletzungen floß der meiſte Saft aus, die Bäume trockneten halb ab, und im Winter darauf, da der übrige Saft ſich in die Wurzel zurückgezogen hatte, ſchlug man die Bäume nieder. So ſteuerte man dem innern Anfaulen und hielt die verderblichen Holzwürmer, die im dürren Stamme wenig Nahrung finden, davon ab. Die niedergeſtreckten Bäume wurden nun ſchnell von der Rinde entblößt, um dem neuen Eindringen einiger Feuchtigkeit zu wehren, ſobald als möglich ausgezimmert und in dieſem Zuſtande an einem luftigen aber gegen Regen durch leichte Dachung geſchützten Orte einige Jahre aufbewahrt bis zum Bedarf. Unter dieſen Umſtänden dauerte ein hölzernes Gebäude dreihundert Jahre und länger, während

Digitized by Google

die Holzbauten der Neuzeit oft keine dreißig Jahre aushalten. — Kärnten iſt kein holzarmes Land; immerhin wäre die Erſparniß, wenn alle hölzernen Keuſchen und Wirtſchaftsgebäude zehnmal ſo lang aushielten, als jetzt, eine ausgiebige.

Eine unzweckmäßige Verwendung des weichen Holzes, von der t— nicht ſpricht, iſt auch die zu Thüren und Fenſtern, welche von vornherein nicht ſo gut ſchließen als jene aus hartem Holz, weniger dauerhaft ſind und außerdem öftere Reparaturen bedürfen. In Kärnten wird alljährlich weit mehr hartes Holz verbrannt, als zur Herſtellung ſämmtlicher Thüren und Fenſter im Lande nothwendig wäre. So lange jedes Jahre viele tauſend Klafter in den Ofen wandern, wo bei zweckmäßiger Einrichtung gut getrocknetes weiches Holz oder Steinkohlen in den meiſten Fällen ebenſo gute Dienſte leiſten würden, ſcheint es klar, daß das harte Holz weder fehlt, noch zur Ausſtattung der Zimmer zu hoch im Preiſe ſteht. Schon die erſte Anſchaffung kommt wohlfeiler, obſchon das Material mehr koſtet und der Tiſchler wegen der ſchwierigeren Arbeit mehr fordert; dieſes mehr beträgt nämlich bei weitem nicht ſo viel, als der zum weichen Holz unumgängliche Anſtrich mit Farbe, welchen man beim Harten ganz erſpart oder, wenn man will, durch einen wohlfeilen Firniß erſetzt. Dasſelbe gilt in noch höherem Grade für allen hölzernen Hausrath. Rohe oder durch leichten Firniß mit dunkeln Ton verſehene Möbel von Eichenholz ſind wohlfeiler und ſehen unvergleichlich anſtändiger aus als bemalte, lakirte, ſelbſt politirte Stücke von weichem Holz, abgeſehen, daß man letztere alle paar Jahre der Behandlung durch den Tiſchler unterziehen muß und in der Zwiſchenzeit gewöhnlich mit wackelnden Füßen, zerworfenen Platten, zerbrochenen Lehnen, geſchwellten Schubladen, Sprüngen und Riſſen zu kämpfen hat, die unter Umſtänden einen merklichen Faktor zu den kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens abgeben können und oft unverantwortlich zum Zeitverluſt beitragen. Es iſt ſchwer zu begreifen, daß jemand ſich unnöthig derlei Kaſteiungen auferlegen mag, und mancher unſerer praktiſchen Altvordern würde ſich ſolches kaum anders zu erklären vermocht haben, als daß der Betreffende vom Satan verblendet ſein müſſe.

Auf die Wahl des Bauholzes zurückzukommen, welche t— oder vielmehr die Natur ſelbſt vorſchreibt, wird mancher Großſtädter antworten: „Was hilft es mir, wenn ich ſolchergeſtalt vielleicht ein halbes Prozent erſpare? Es iſt höchſt unwahrſcheinlich, daß ich und meine Familie dies Haus nach dreißig Jahren noch bewohnen, ich habe es ja nur auf Speculation gebaut. Für das gute Holz gibt der Jud keinen Kreuzer; kei-

Digitized by Google

neswegs die Beſchaffenheit des Materials entſcheidet über den Werth eines Hauſes, ſondern die Lage allein. Alle Tage erleben wir, daß ein Haus durch Umbauten einer Straße, durch Vermiethung an ein indruſtrielles Etabliſſement, durch Zunahme der Bevölkerung das dreifache trägt wie voriges Jahr. Und erwartet mich auch nicht ein ſolcher Glücksfall, ſo weiß ich mir ausgiebigere Quellen des Wohlſtandes, als ſonnſeitiges Holz, z. B. die Dividende einer Schwindelbank, das Steigen des Silbergeldes und vor allem das Börſenſpiel!“ Mancher Bewohner der ländlichen Fluren ſpricht vielleicht: „Was ſcheert es mich, ob ein Schweinſtall dreißig Jahre oder dreihundert ſteht; der Werth eines Gutes hängt keineswegs hiervon ab, ſondern vielmehr von den Steuern, alſo von der innern und äußern Politik, dann von der Nähe einer Eiſenbahn, vom Preiſe der Runkelrüben, der Karden, des Hopfens, des Schnapſes, alſo von der Concurrenz.“ Solcher ſelbſtgefälligen Weisheit gegenüber, welche in Stadt und Land ſehr beliebt iſt, wird die Einwendung, daß das Verhältniß mit dem Holz immerhin parallel bleibt, höchſt unſchmackhaft vorkommen, ſo unumſtößlich ſie auch iſt. Denn eigentlich läßt ſich jene nationalökonomiſche Weisheit in die Worte faſſen: „Lei laſſen! Das Glück der Erde beſteht im Sich-gehenlaſſen bei Faulheit und Liederlichkeit, welches durch kleine Erſparungen nur unweſentlich erhöht, dagegen durch Denken nnd Arbeiten unmittelbar gefährdet wird. Nicht die Landwirtſchaft iſt das rechte Feld für Neuerungen, ſondern Politik und Religion bilden dasſelbe, denn da gibts Unterhaltung, und man braucht dazu nichts gelernt zu haben. Je dümmer geredet und gewählt wird, deſto beſſer, zuletzt komme ich vielleicht ſelbſt dabei an die Reihe.“

Unter ſo beſchaffenen Verhältniſſen wird es der Staatsgewalt obliegen, in Bezug auf Bauholz einzuſchreiten. Der Zweck des Staates iſt ja ohnehin, dem Einzelnen jene Segnungen zu vermitteln, welche ihm durch die Vergeſellſchaftung erwachſen können, und ſeine Mittel ſind gerade in dieſer Angelegenheit um ſo ausgiebiger, als ein großer Theil der Staatsgüter in Waldungen beſtehet, wo die Regierung alſo nicht blos durch Rath, Unterweiſung, Belohnung fördern, ſondern unmittelbar mit dem unumſchränkten Eigenthumsrechte gebieten kann. Der Staat ſtellt die Geſammtheit ſeiner Bürger dar, und für dieſe iſt die Erſparung von 90 Perzent Bauholz durchaus nicht Nebenſache wie für den Einzelnen, ſondern eine weſentliche Vermehrung des Volkswohlſtandes.

Aehnlich ſteht es mit Austrocknung der Sümpfe, woran ſich die Eigenthümer ungern machen, vorgebend, der gewonnene Boden koſte drei-

Digitized by Google

mal ſoviel, als wenn man denſelben vom Nachbar kaufte. Es wird ſich ſelten ganz ſo verhalten, denn gewöhnlich koſtet eine verſtändig eingerichtete Ableitung des Waſſers weit weniger, als der trockengelegte Boden werth iſt; verhielte es ſich aber auch ſo, wie die gemüthlichen Bukoliker es darſtellen, ſo kann doch nicht der leiſeſte Zweifel darüber beſtehen, daß der Staat, welchem der Ertrag jener trocken gelegten Fluren durch Jahrhunderte zu gut kommt, das verwendete Capital nach anderm Zinsfuße in Rechnung bringen muß, als der Einzelne. Wenn ſtatt der Fünfguldenmänner mehr Landwirthe beiſammen ſäßen, ſo würde die Austrocknung der Moore längſt angeregt und höchſt wahrſcheinlich zum Segen des Landes längſt erledigt ſein.

G—.

Die geſchichtlich merkwürdigen Orte an der Zweigbahn der Kronprinz-Rudolfbahn von Klagenfurt bis Hüttenberg.

Skizze vom k. k. Oberlandesgerichtsrathe Michael F. v. Jabornegg-Altenfels.

Die Zweigbahn der Kronprinz-Rudolfbahn in Kärnten beginnt am Klagenfurter Bahnhofe, geht von da über St. Veit, Eberſtein und endet in Mößl, beziehungsweiſe in Hüttenberg. Die geſchichtlichen Merkwürdigkeiten der Orte an dieſer Bahnſtrecke wollen wir nun in Kürze beſprechen.

An der Stelle, wo jetzt Klagenfurt ſteht, hatten ſich bereits die Römer nach Eroberung des Landes angeſiedelt, denn es wurden an verſchiedenen Punkten dieſer Stadt in neuerer Zeit römiſche Alterthümer ausgegraben; jedenfalls aber war dieſe Anſiedlung von keiner Bedeutung. Die alles verwüſtende Völkerwanderung zerſtörte auch dieſe Wohnſitze. Nach und nach fanden ſich da doch wieder Anſiedler ein, es entſtand allmählig ein Weiler und die Kärntner-Herzoge erbauten ſich daſelbſt ein Schloß, wo ſie der Jagd oblagen. Nach Verbreitung des Chriſtenthums in Kärnten wurde in dieſem Weiler auch eine Kirche zu Ehren des heil. Egid erbaut. Die Zeit ihrer Gründung iſt zwar urkundlich nicht bekannt, jedoch dürfte ſie bald nach Karl dem Großen, der im Jahre 814 ſtarb, zur Zeit der fränkiſchen Oberhoheit über Carantanien im IX. Jahrhundert erfolgt ſein, weil St. Egid der Franken-Heilige war. Der Urſprung dieſer Kirche ſoll der Tradition zufolge ſogar noch älter ſein und jener Zeit angehören, in welcher der Landbiſchof Modeſt und die mit ihm aus Salzburg geſendeten chriſtlichen Miſſionäre in Carantanien Kirchen erbauten und einweihten (um 753), was Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, indem

Digitized by Google

Modeſt in Maria Saal bei Klagenfurt ſeinen Wohnſitz hatte, am Platze des heutigen Klagenfurt ſchon eine Gemeinde beſtand, und die nachmalige Pfarre St. Egid noch einige Jahrhunderte hindurch nur eine Filiale der Hauptpfarre Maria Saal blieb und von dorther die Prieſter erhielt.

In einer Urkunde des Herzogs Ulrich von Kärnten aus dem gräflichen Geſchlechte der Sponheimer vom Jahre 1199 kommt Klagenfurt das erſte Mal als Marktflecken vor.

Der berühmte Abt von Viktring, Johann de Victoria, berichtet in ſeiner Chronik, *) daß Klagenfurt im Anfange des XIII. Jahrhunderts der Herzog Bernhard zur Stadt erbaut, und die Brüder Heidenreich und Albrecht v. Haillek angewieſen habe, die Stadt mit Mauern, Thürmen und 2 Thoren zu verſehen. Der Umfang der Stadt war damals noch ſehr beſcheiden und beſchränkte ſich auf den alten Platz, einen Theil der Herrengaſſe, auf die Kramer- und Wienergaſſe und das Badgäßchen.

Am 27. October 1269 ſtarb Ulrich III. Herzog von Kärnten aus dem Hauſe Sponheim, der Letzte ſeines Geſchlechtes, denn er hinterließ keine mänuliche Nachkommenſchaft, daher fiel das Herzogthum Kärnten wieder an das deutſche Reich zurück, und es wurde Meinhard Graf v. Görz-Tirol vom Kaiſer Rudolf v. Habsburg für die vielen treuen Dienſte im Jahre 1276 zum Landesverweſer ernannt, und dann nach eingeholter Bewilligung der Reichsfürſten auf dem Hoftage zu Augsburg im Jahre 1286 als Herzog von Kärnten mit ſeinen männlichen Erben unter dem Vorbehalte belehnt, daß dieſes Herzogthum im Falle des Ausſterbens der männlichen Nachkommen Meinhards an die habsburgiſchen Erben Albrecht und Rudolf, die zu Gunſten Meinhard's vorläufig auf die Nachfolge verzichtet hatten, wieder zurückfallen ſolle. Am 2. April 1335 ſtarb Heinrich, der letzte Sohn Meinhard's, ohne männliche Nachkommen, daher ertheilte der deutſche Kaiſer Ludwig am 2. Mai 1335 die Belehnung mit Kärnten den habsburgiſchen Herzogen Albrecht und Otto, und ſo fiel Kärnten und mithin auch Klagenfurt an das Haus Habsburg-Oeſterreich.

Indem wir die Specialgeſchichte des Landes, die Türkeneinfälle, die Reformationswirren, die Zerwürfniſſe zwiſchen Ständen und Landesfürſten u. ſ. w. übergehen müſſen, wollen wir noch die weiteren, die Stadt Klagenfurt betreffenden Ereigniſſe der neueren Zeit berühren.

Als Kaiſer Max I. eben in Innsbruck war und mit dem Gedanken umging, die Reichshilfe gegen die Türken aufzubieten, kam eine Geſandt-

*) Dieſe verloren geglaubte Chronik wurde von Joſ. Freih. v. Hormayr in der Münchner Bibliothek wieder aufgefunden.

Digitized by Google

ſchaft der Stände von Kärnten dahin und brachte bei ihm die Bitte vor, er möchte den Ständen die Stadt und Burg Klagenfurt eigenthümlich übergeben, damit dort die Hof- und Landtage gehalten werden könnten, und auch geſtatten, daß die Stadt zu einer Feſtung hergerichtet werde, wo der Adel und die übrige Bevölkerung einen ſicheren Zufluchtsort bei feindlichen Einfällen hätten. Kaiſer Max ſchenkte den Ständen die Stadt Klagenfurt und ſtellte ihnen darüber am 24. April 1518 den Schenkungsbrief aus, und ſeitdem iſt Klagenfurt die Landeshauptſtadt von Kärnten. Kaiſer Ferdinand I. verlieh den Ständen mit Urkunde vom 5. Juli 1521 das Recht, Münzen zu prägen, und die Münzſtätte wurde im neuerbauten Landhauſe untergebracht.

Im Jahre 1527 wurde mit dem Bau des Lendkanals von der Stadt bis zum Wörther-See begonnen. Vom Jahre 1534 bis 1580 wurden von den Ständen die Stadtmauern gebaut.

Die Schilderung der geſchichtlichen Ereigniſſe des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, weil ſelbe nur die Landesgeſchichte betreffen, wird unterlaſſen, und nur der erſte Einfall der Franzoſen in Kärnten im Jahre 1797 ſchließlich noch kurz berührt.

Nach dem am 2. Februar 1797 erfolgten Falle von Mantua und den weiteren unglücklichen Gefechten der öſterreichiſchen Armee betraten die franzöſiſchen Truppen den Boden Kärntens unter General Maſſena's Anführung. Am 30. März 1797 rückte der franzöſiſche Obergeneral der italieniſchen Armee, Bonaparte, mit ſeinem Stabe in Klagenfurt ein und ſtieg im gräflich Ferdinand Egger'ſchen Hauſe in der Herrengaſſe ab. Mit ihm kamen, außer Maſſena, die Generale Bernadotte, Ney und Berthier. Nach Erlaſſung einer Proklamation an die Kärntner, dann Muſterung ſeiner Truppen und der Audienz, welche er der kärntneriſchen Landes-Adminiſtration nebſt einer Mittagstafel gab, reiſte er mit der Armee am 2. April nach Oberſteier ab, worauf dann die beinahe unerſchwinglichen Requiſitionen von den franzöſiſchen Befehlshabern in Klagenfurt ausgeſchrieben und eingetrieben wurden, was auch bei dem zweiten Einfalle der Franzoſen im Jahre 1805 und beim dritten im Jahre 1809 der Fall war. Vom 20. Dezember 1809 bis 10. Jänner 1810 wurden die Stadtmauern und Baſtionen ungeachtet des bereits abgeſchloſſenen Friedens geſprengt.

Die Schlöſſer Ehrenthal, Mageregg, Hornſtein, Tentſchach und Annabichl, welche, nachdem wir den Bahnhof in Klagenfurt verlaſſen und die Eiſenbahnbrücke über den Glanfluß paſſirt haben, zur linken Hand

Digitized by Google

nach und nach in unſeren Geſichtskreis treten, bieten keine nennenswerthen geſchichtlichen Ereigniſſe dar, wohl aber das Schloß Seltenheim, welches auf einem ſanft aufſteigenden Hügel im ſchönen Wölfnitzthale liegt, von deſſen ſchöner Lage auch ſein Name Wonneheim (vom altdeutſchen Worte „Silde, Selde", Wonne, Annehmlichkeit) ſtammt, weshalb auch die Schreibart dieſes Schloſſes mit Seldenheim die richtigere iſt. Dieſes Schloß iſt die Wiege einen alten Rittergeſchlechtes dieſes Namens, welches ſchon im XII. Jahrhundert urkundlich bei Verträgen vorkömmt. Dieſe Ritter waren Schirmvögte des uralten Benediktinerſtiftes Oſſiach. Um die Mitte des XIV. Jahrhunderts ſtarb dieſes Geſchlecht aus, und die Stubenberge, dann ſpäter die Liechtenſteine beſaßen Seldenheim. Niklas v. Liechtenſtein, welcher in der traurigen Periode des Krieges zwiſchen Kaiſer Friedrich III. und dem Ungarnkönig Mathias Corvinus von Seite des Kaiſers für ſeine Beſitzungen keinen Schutz fand, übergab ſeine kärntneriſchen Güter mit Vertrag vom 25. April 1481 gegen eine Geldentſchädigung an Mathias Corvinus. Seldenheim erhielt ſohin eine ungariſche Beſatzung, welche die ganze Umgegend brandſchatzte und plünderte. Um dieſem Unweſen zu ſteuern, wurden auf Anlaß der kärntneriſchen Stände Vorbereitungen zur Belagerung Seldenheims gemacht, welche aber der Winter des Jahres 1486 vereitelte. Erſt nach dem Entſatze von Wieneriſch=Neuſtadt vermochte der kaiſ. Heerführer Johann v. Reichenburg die Ungarn zur Uebergabe zu zwingen, worauf Seldenheim zerſtört wurde. In der Folge wurde es wieder aufgebaut, und gelangte in den Beſitz der Familie Windiſchgräz, die es bis in die neuere Zeit beſaß.

Sobald der Zug über Annabichl, das hart an der Landſtraße auf einem Hügel ſteht, hinaus gefahren iſt, ſieht man links in einer kleinen Entfernung von der Bahn auf einer ſteilen felſigen Anhöhe — einem Ausläufer des dahinter aufſteigenden Ulrichsberges — die Kirche und den Pfarrhof Karnburg nebſt den zerſtreut oben und in der Ebene herumgelegenen Häuſern des Dorfes. Auf dieſer Anhöhe iſt eine kleine Ebene etwa 400 Klafter lang und 50 Klafter breit, worauf ſich jetzt Aecker befinden. Gegen den Ulrichsberg ſind die Spuren eines Walles und eines Grabens längs demſelben ſichtbar, und gegen Oſten am Ende dieſes Walles fließt eine Quelle aus dem Boden, genannt die „Königsquelle". Am vorderen Rande dieſer Ebene ſind noch die Reſte einer alten Mauer am ſteil abfallenden Felſen kennbar.

Urſprünglich müſſen auf dieſer Anhöhe zur Römerzeit Gebäude geſtanden ſein, denn es werden daſelbſt Spuren von Mauern, römiſche In-

Digitized by Google

ſchriftſteine, Ziegel, Münzen u. ſ. w. gefunden. Im IX. und vielleicht auch ſchon im VIII. Jahrhundert ſtand auf dieſem Platze die *Pfalz der alten Herzoge von Kärnten*, und wir wiſſen urkundlich, daß König Arnulf der Karolinger als Herzog von Kärnten am 26. Dezember 888 daſelbſt das Weihnachtfeſt gefeiert und 2 Urkunden ausgeſtellt habe. Der alte Name der Kärntnerburg hat ſich bis heute erhalten. Auf eben dieſem Platze ſtand auch der Steinſitz, auf welchem die Inauguration der Kärntner-Herzoge nach uraltem Landesgebrauche erfolgte. Dieſer bis vor wenigen Jahren dort geſtandene Stein befindet ſich nun im großen Wappenſaale des Landhauſes zu Klagenfurt aufgeſtellt.

Hinter Karnburg erhebt ſich der 3209 Fuß *) hohe bewaldete *Ulrichsberg*, welcher im IX. und X. Jahrhundert urkundlich als Karantanerberg (mons Carantanus) vorkömmt. An ſeiner Spitze befindet ſich das St. Ulrich-Kirchlein, in deſſen Inneren ein Römerſtein mit einer Inſchrift eingemauert iſt, aus deren Inhalt ſich ergiebt, daß ein Römer Namens Aulus Trebonius dieſes Denkmal der noreiſchen Iſis habe ſetzen laſſen. Nachdem im oberen Glanthale nächſt dem Ulrichsberge an der Stelle des jetzigen alten Schloſſes Hohenſtein auf einem weit ſichtbaren Hügel ein Tempel der noreiſchen Iſis geſtanden, weil dort 2 Altäre mit Inſchriften in Bezug auf dieſe Göttin nebſt anderen römiſchen Alterthümern ausgegraben wurden, ſo ſtammt auch aller Wahrſcheinlichkeit der Inſchriftſtein in der Kirche des Ulrichsberges von jenem einſtigen Iſis-Tempel im Glanthale her, und wurde beim Bau der Ulrichskirche als willkommener Quaderſtein verwendet.

Ehe der Zug auf der Weiterfahrt jenes Wäldchen durchſchneidet, welches ſich vor dem Stationshofe Maria Saal befindet, ſieht man in der Entfernung eine Kirche und ein Schloßgebäude und weiter rückwärts hoch am Gebirge eine Kirche. Die erſtere Ortſchaft iſt St. Georgen am Längſee, und die Kirche am Gebirge Maria Waitſchach.

Das jetzige Schloß ſammt der *Kirche St. Georgen am Längſee* oder langen See von ſeiner früheren langen Ausdehnung, nun dem Herrn Grafen Guſtav Egger gehörig, war früher ein Benediktiner-Nonnenkloſter und wurde nach einem Beſtande von nahe 800 Jahren im vorigen Jahrhunderte aufgehoben. Am Längſee beſtand ſchon im X. Jahrhundert eine St. Georgskirche, die aber im Verfall gerathen war. Der Grund, auf dem ſelbe ſtand, gehörte zu den Beſitzungen der Gräfin

*) Ueber der Meeresfläche.

Digitized by Google

Wichburg, Gemalin des Grafen Ottwin von Lurn und Puſterthal, und Schweſter des Sponheimer Grafen Hartwig, Erzbiſchofes von Salzburg. Dieſe Gräfin ſtiftete nun aus ihrem Vermögen mit Zuſtimmung ihres Gatten und ihrer Söhne laut der um das Jahr 990 oder 1000 verfaßten Urkunde bei der von ihr wieder erbauten St. Georgskirche ein Benediktiner-Nonnenkloſter, für deſſen Dotirung ſie mehrere ihrer Güter widmete. Ihr Bruder Erzbiſchof Hartwig weihte die Kirche ein, und die erſte Aebtiſſin wurde ihre Tochter Hiltburg und eine zweite Tochter Namens Perkhunt trat als Nonne ins Stift, welche dann ſpäter die zweite Aebtiſſin wurde. Im dreißigjährigen Kriege nahm dieſes Stift weibliche Flüchtlinge aus dem kampfdurchtobten Deutſchand und Böhmen gaſtlich auf. Auch Wallenſteins Gemalin und Tochter ſollen nach der Tradition in Kärnten eine Zufluchtsſtätte gefunden haben, als ſich ſein Geſtirn zum Niedergange neigte, und dieſe Stätte ſoll St. Georgen am Längſee, als das einzige damalige Frauenkloſter in Kärnten geweſen ſein.

Die Kirche Maria Waitſchach, auf einem Bergrücken zwiſchen den Märkten Gutaring und Hüttenberg 3607 Fuß über dem Meere gelegen und daher wegen ſeiner günſtigen Lage weit herum ſichtbar, iſt eine der ſchönſten gothiſchen Kirchen des Landes, welche durch ihre einfache Größe und Harmonie der einzelnen Theile zum Ganzen einen tiefen Eindruck auf den Beſchauer macht. Leonhard Erzbiſchof von Salzburg, aus dem edlen Geſchlechte der Keutſchacher, ließ dieſe Kirche zwiſchen den Jahren 1500 und 1515 auf ſeine Koſten erbauen, und zwar zum Andenken des Abzuges der Ungarn aus Kärnten, welches ſie über 10 Jahre furchtbar gebrandſchatzt hatten.

Mittlerweile iſt der Train am Stationshofe Maria Saal angekommen. Ernſt ſchaut der alte Dom von Maria Saal Ehrfurcht gebietend von der Anhöhe in das Thal hernieder, wo nach der Alles verheerenden Völkerwanderung wieder die Anfänge der Cultur begannen.

In der zweiten Hälfte des VIII. Jahrhunderts brachten Glaubensboten von Salzburg her, wo der heil. Rupert im VII. Jahrhunderte einen Biſchofſitz gegründet hatte, die chriſtliche Lehre in unſer Land, welches damals Carantanien hieß, und ſchlugen als Miſſionäre ihren Wohnſitz in Maria Saal auf. Dieſe Vorgänge ſind uns aus einem uralten Codex des Salzburger Metropolitan-Kapitels bekannt, welcher von einem unbekannten Verfaſſer aus dem Jahre 873 herrührt und die Bekehrung der Carantaner und Bojoarier (Baiern) zum chriſtlichen Glauben zum Gegenſtande hat. Dieſem Manuſcripte zufolge wurden die Carantaner-Slaven

Digitized by Google

von den wilden Avaren aus Oſten hart bedrängt, und es rief daher der Carantaner-Herzog Boruth um das Jahr 749 die chriſtlichen Fürſten der Franken und Baiern um Hilfe. Boruth, der ſelbſt ſchon den chriſtlichen Glauben angenommen hatte, bat den Herzog von Baiern um die chriſtliche Erziehung ſeines Sohnes Cacatius und ſeines Neffen Ceithumar, um dann durch dieſe ſeine Nachfolger die Bekehrung ſeiner heidniſchen Unterthanen ins Werk ſetzen zu laſſen. Beide wurden dann im Chriſtenthume unterrichtet. Nach Boruth's Ableben beſtieg ſein Sohn Cacatius den carantaniſchen Herzogſtuhl, lebte aber nur 3 Jahre. Als dann Ceithumar um das Jahr 753 von Salzburg zur Regierung des Carantanervolkes berufen wurde, erſuchte er den Biſchof Virgil von Salzburg, nach Carantanien zu kommen, um ſein Volk im chriſtlichen Glauben zu ſtärken, indem ein Theil ſeiner Unterthanen zum Chriſtenthume ſchon bekehrt war. Da Biſchof Virgil dieſem Wunſche nicht nachkommen konnte, ſchickte er an ſeiner Stelle den Landbiſchof Modeſt nebſt mehreren Prieſtern zum Unterrichte des ſlaviſchen Volkes mit der Vollmacht, Kirchen einzuweihen und Prieſter zu ordiniren.

Nach ihrer Ankunft in Carantanien begaben ſie ſich nach Maria Saal, weihten dort die bereits beſtehende, wahrſcheinlich aber ſehr kleine Kirche und eine andere in Liburna (heute St. Peter im Holz bei Spittal) ein. Modeſt ſtarb in Maria Saal; nach mehr als 1000 Jahren lebt er noch in friſchem Andenken des Kärntnervolkes, welches das ſogenannte Modeſtiſtöckl in Maria Saal als ſeine einſtige Wohnung und im Dome zu Maria Saal die linkſeitige vergitterte Kapelle als ſein Grabmal bezeichnet.

Weil mit der Zeit der ſalzburgiſche Kirchenſprengel durch Vertreibung der Avaren über die Donau in Pannonien an Umfang bedeutend zugenommen hatte, beſtellte Karl der Große dafür Suffragane oder Chorbiſchöfe, und Ludwig der Deutſche beſchenkte das Hochſtift mit mehreren Gütern, unter denen ſich auch Maria Saal befand. Im Jahre 927 wurde vom Erzbiſchofe Adalbin von Salzburg in Maria Saal eine Diöceſan-Synode abgehalten und dem dort wohnenden Chorbiſchof Gotabert für ſeine Lebensdauer die Kirche Maria Saal mit den Einkünften zum Nutzgenuß überlaſſen. Um jene Zeit wurde in Maria Saal das Collegiat-Capitel gegründet, welches nun bis heute durch nahe 1000 Jahre beſteht.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Wir erfüllen die schmerzliche Pflicht, den geehrten Lesern und Freunden unseres Blattes die Trauerkunde von dem am 16. Mai 1872 erfolgten Ableben des hochwürdigen Herrn

Simon Martin Mayer,

F. B. Gurker geistlichen Rathes, pensionirten Spätpredigers an der Stadthauptpfarre St. Egiden, Jubelpriesters, Diöcesan-Seniors, Ehrenbürgers der Landeshauptstadt Klagenfurt, Besitzers des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone, Mitgliedes mehrerer Vereine, — Herausgebers und Redacteurs der „Carinthia“ von 1815 bis 1850 etc. etc. zu bringen. In ihm ist einer unserer edelsten, liebens- und verehrungswürdigsten Mitbürger zu Grabe gegangen, der mit glühender Liebe an seinem Heimatlande Kärnten hing, mit Leib und Seele Oesterreicher, durch und durch Deutscher war. — Wir werden in der nächsten Nummer der „Carinthia“ eine Lebensskizze des Verblichenen mittheilen.

Getreidepreiſe vom April und Mai 1872.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt April	6·10	3.83	3.37	1.95	3.65	3.86
„ am 25. Mai	6.37	3.81	3.30	1.94	3.87	4.11
Peſt a) April	6.81	3·65	2.88	1.90	—	4.39
„ b) 1. Hälfte Mai	6.95	3·65	2·78	1·85	—	4.30
Wiener-Neuſtadt a)	7.04	4.05	3.08	2.19	—	4.23
„ „ b)	7.10	4·20	3·15	2.20	—	4.50
Wels a)	6.71	4.55	3.30	2.10	—	4·38
„ b)	6·75	4·60	3·25	2·05	—	4·70

Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

1 W.-Pf.	Rindſchmalz	Butter	Speck geſelcht,	roh.	Schweinſchmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	56	53	46	42	44	3

1 Pfund Rindfleiſch 24—28 kr.; 1 Pfund Kalbfleiſch 30—32 kr.

1 Klftr. Brennholz 12" lang, hartes fl. 4.25—4.40, weiches fl. 3.00—3.30

1 „ „ 30" „ weiches fl. 5.40—5.50

1 W.-Zentner Heu, mindeſte Qualität fl. 0.70 beſte 1.35.

1 „ Stroh, „ „ „ 0.65., „ 0.90.

Silberagio: April 108·92, vom 1. — 25. Mai 110.93.

Inhalt. Biographie des Reichsgrafen Franz Joſef von Enzenberg. — Vergleichung der Galmeifloren Belgiens und Kärntens. — Die letzte Juſtificirung zu Gmünd im Jahre 1773. (Schluß.) — Aus dem Südoſten Kärntens. I. Der Klopainer-See. — Holzſparung. — Die geſchichtlich merkwürdigen Orte an der Zweigbahn der Kronprinz-Rudolfbahn von Klagenfurt bis Hüttenberg. — Todesanzeige des Herrn Simon Martin Mayer. — Klagenfurter Lebensmitteldurchſchnittspreiſe.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenſtein.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 6 u. 7. Zweiundſechzigſter Jahrgang. 1872

Simon Martin Mayer.

Necrolog.

Wieder ſchloß ſich die Gruft über einem edlen Heimatgenoſſen, der liebens- und hochachtenswerth als Menſch, ein würdiger Prieſter, ein treuer hingebender Freund, ein hochherziger, pflichttreuer Bürger des Vaterlandes und des Staates, ein Ehrenmann im beſten Sinne des Wortes war. Mayer's zahlreiche Freunde, ſeine Collegen und Verehrer werden zugeſtehen, daß wir ihm in dieſen Worten nur wohlverdiente Anerkennung zollen; — die nachſtehende Lebensſkizze des Verblichenen, die wir einfach und ſchmucklos, aber wahrheitsgetreu hinſtellen, wird es beſtäligen. —

Simon Martin Mayer erblickte das Licht der Welt am 21. April 1788 in Klagenfurt, wo ſein Vater, früher Hauptmann im Infanterie-Regimente Nr. 26, die Stelle eines Platzlieutenants bekleidete. Dieer ſtarb im Jahre 1796, als Simon Martin kaum acht Jahre zählte. Mayer lebte bei ſeiner Mutter, an der er mit zärtlichſter, ihr bis zu ſeinem letzten Hauche bewahrter Liebe und Verehrung hing, und vollendete die Lycealſtudien an der Lehranſtalt in ſeiner Vaterſtadt. Er wendete ſich anfangs zur Pharmacie und praktizirte in der Apotheke zu Wolfsberg, kehrte aber ſchon nach ein paar Jahren wieder zu den Studien zurück und widmete ſich dem geiſtlichen Stande. Erſt 22 Jahre alt wurde er, mit Nachſicht des Alters, am 23. September 1809 zum Prieſter geweiht und kam als Kaplan nach Guttaring, welches ſeine erſte und einzige Seelſorgſtation auf dem Lande war. Schon nach fünf Monaten wurde er in gleicher Eigenſchaft an die Dom- und Stadtpfarre St. Peter und Paul in Klagenfurt überſetzt und im Jahre 1818 zum Domprediger daſelbſt ernannt.

Digitized by Google

Zu Mayer's Lieblings-Erinnerungen aus jenen Tagen zählte ſein Verkehr mit dem damaligen Fürſtbiſchofe von Gurk, Cardinal Franz Xavier Altgrafen von Salm-Reiffenſcheid, der an dem intelligenten und pflichteifrigen jungen Prieſter Gefallen fand und ihn väterlich gütigen Wohlwollens würdigte. Mancherlei kleine Reliquien aus des Cardinals Nachlaſſe, die Mayer mit liebevoller Pietät an ſich brachte und ſpäter dem heimatlichen Geſchichtvereine ſchenkte, bezeugen, daß das dankbare Andenken an ſeinen Gönner auch nach deſſen Tode in ſeinem Herzen nicht erloſch.

Im Jahre 1820 erhielt Mayer über ſein Anſuchen das Spätpredigeramt an der Stadthauptpfarrkirche St. Egiden in Klagenfurt, welches er bis zum Jahre 1859 bekleidete.

Noch lebt in der älteren Generation Klagenfurts die Erinnerung an die Vorträge des für ſeinen Beruf begeiſterten Kanzelredners, der, erfüllt von der Erhabenheit und Wichtigkeit ſeiner Aufgabe, aus der Tiefe ſeines reichen, rein ſittlichen Gemüthes ſprechend, in Wahrheit das Wort Gottes predigte, die moraliſchen Gebrechen der Zeit ſtrenge verurtheilte, aber es auch verſtand, ſeine Zuhörer durch den Schwung ſeiner Rede, durch die Schönheit der gewählten Bilder und Gleichniſſe, durch die tiefe Innigkeit ſeiner Ermahnungen zu ergreifen und zu wahrer Andacht und Selbſteinkehr zu führen und nachhaltig auf die Herzen zu wirken. Darum war Mayer aber auch der beliebteſte Prediger und ſehr häufig ſah man Leute zu ſeinen Predigten ſich einfinden, die ſonſt die Kirche nicht allzu oft zu beſuchen pflegten.

Auf die Ausarbeitung ſeiner Kanzelreden wendete er immer die größte Sorgfalt; er pflegte dieſelben niederzuſchreiben und, laut ſprechend, einzuſtudiren, und erzielte hiedurch die wohlthuende Uebereinſtimmung ſeiner, trotz ſeines nicht gerade günſtigen Organes, ſehr anſprechenden Vortragsweiſe mit der Trefflichkeit des ſtets wohldurchdachten Inhaltes.

Mit zahlreichen Familien der Stadt in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtehend und wegen ſeiner Herzensgüte und Humanität ſowie wegen ſeiner echten Religioſität, die muckeriſcher Heuchelei gleich ferne ſtand wie fanatiſchem Zelotismus, in allen Schichten der Bevölkerung verehrt und beliebt, wurde Mayer, obgleich in ſeiner Stellung als Prediger nicht zur eigentlichen Seelſorggeiſtlichkeit der Stadt gehörig, im Verlaufe ſeiner mehr als vierzigjährigen Berufs-Thätigkeit doch ſehr häufig zur Vornahme von Taufen, Trauungen ꝛc. gebeten und hatte vielfach Gelegenheit, am Kranken- und Sterbebette Troſt und Beruhigung zu ſpenden, bei welchen

Digitized by Google

Anläſſen ſein mildes, von wahrer Menſchenliebe durchgeiſtetes Gemüth, ſein wahrhaft edler, ſtreng ſittlicher Charakter, der ſich, wie in ſeinem Leben und Handeln überhaupt, ſo insbeſondere in ſeinem prieſterlichen Wirken ausſprach, im ſchönſten Lichte hervortrat.

Mayer blieb in dieſer beſcheidenen ämtlichen Stellung bis zu ſeiner im Jahre 1859 erfolgten Penſionirung. An das Leben in der Stadt gewöhnt, mit deren Bewohnerſchaft er ſtets auf beſtem, freundlichſten Fuße, vielfach auch in ſehr intimen Freundes-Verhältniſſen geſtanden hat, fand er ſich, bei aller Liebe für die ſchöne Natur, von dem einſamern Leben auf dem Lande doch nie beſonders angezogen.

Dieß, insbeſondre aber ſeine literariſche Thätigkeit, der er den größten Theil ſeiner berufsfreien Zeit widmete, welche, — man kann ſagen — ihm zu Bedürfniſſe geworden, jedenfalls aber ſeine Lieblingsbeſchäftigung war und ihm vielfältig Gelegenheit gab, ſeine Mußeſtunden im Intereſſe ſeines geliebten Vaterlandes zu verwerthen, mochte die Haupturſache geweſen ſein, daß er nie zu einer Competenz um eine Pfarrei, deren mehrere, einträgliche, ihm wiederholt in ſichere Ausſicht geſtellt waren, und zur Ablegung der zur Erlangung einer derlei Pfründe vorgeſchriebenen Concursprüfung zu bewegen war, ſondern, auf höhere geiſtliche Würden wie auf reichere pekuniäre Vortheile verzichtend, es vorzog, in Klagenfurt zu bleiben und dem ihm ſo lieb gewordenen Wirkungskreiſe zu leben.

Mayer's literariſche Thätigkeit begann bereits in ſeinem Jünglingsalter lebendig ſich zu entwickeln. Nachdem er ſich öfters in poetiſchen Arbeiten ſowohl als in Proſa verſucht hatte und mit den auf dieſen Gebieten vorzugsweiſe thätigen Perſönlichkeiten ſeiner Heimat, unter denen beſonders Dr. Kumpf und Johann von Jenull damals ſchon in weiteren Kreiſen bekannt waren, in nähere Verbindung getreten war, übernahm er im Jahre 1815 das von Erſterem im Jahre 1811 gegründete und von ſeinem Freunde Jenull fortgeſetzte Wochenblatt „Carinthia", welches zu jener Zeit als Beilage der Klagenfurter Zeitung erſchien, und im Jahre 1821 die Redaction dieſer Zeitung ſelbſt.

Auch die Herausgabe der von Dr. Kumpf ins Leben gerufenen „Kärntneriſchen Zeitſchrift" wurde von S. M. Mayer im Jahre 1820, nachdem bis dahin 2 Bände unter Kumpf's Redaktion erſchienen waren, ſelbſtſtändig übernommen und auf ſeine eigenen Koſten bis zum achten Bande fortgeführt, mit welchem dieſe, durch die darin mitgetheilten, die Geſchichte, Topographie und Naturkunde Kärntens zum Gegenſtand

Digitized by Google

habenden Aufſätze für das Land entſchieden bedeutende, in ihrem vollen Werthe erſt ſpäter und noch in neueſter Zeit gewürdigte Zeitſchrift wieder erloſch.

Im Jahre 1837 veröffentlichte Mayer das Taſchenbuch „Noreja“ eine Sammlung von Leitner, Pietznig, Tſchabuſchnigg, Gallenſtein und ihm ſelbſt metriſch bearbeiteter kärntneriſcher Sagen, Legenden und Balladen.

Die Redaction der Klagenfurter Zeitung und der „Carinthia“ beſorgte Mayer, mit Ausſchluß der Monate Juli und Auguſt 1848, in welchen beide Blätter unter der Redaction V. Rizzi's erſchienen, bis zum Juni 1850, wo die Verlagshandlung einen Redactionswechſel eintreten zu laſſen für gut fand. Als dieſe mit dem Jahre 1855 die „Carinthia“ eingehen laſſen wollte, übernahm Mayer neuerlich die Redaction des Blattes und führte dieſelbe in erprobter Weiſe bis zum Jahre 1863, ſeit welchem der Geſchicht- und der naturhiſtoriſche Muſealverein die „Carinthia“ als Vereins-Zeitſchrift in Monats-Nummern gemeinſchaftlich herausgeben.

Mayer war ein ſehr fleißiger, gewandter Redacteur; er wendete große Sorgfalt auf die Auswahl und Zuſammenſtellung der Zeitungs-Artikel und wußte der Klagenfurter Zeitung eine nicht unbedeutende Zahl von Abonnenten zu erhalten. Sein milder, verſöhnlicher Charakter, der ihn die Verhältniſſe mit ruhigem, nicht durch leidenſchaftliche Erregung getrübten Blicke überſchauen ließ, leitete ihn auch in den ſtürmiſchen Jahren 1848 und 1849 mit ſicherem Takte an den Klippen vorüber, an denen damals mancher Andere, vielleicht gewandtere, aber minder ruhige, ſcheiterte.

Mayer's literariſches Lieblingskind war die „Carinthia“, deren Pflege er ſich mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt und hingebender Liebe widmete. Er wußte nicht nur alle bedeutenderen Kräfte des Heimatlandes für ſein Blatt heran zu ziehen, ſondern auch hervorragende Literaten der Nachbarländer für dasſelbe zu gewinnen. Seine auswärtigen literariſchen Freunde Johann Gabriel Seidel, Dr. Puff, Gottfried von Leitner Dr. Galliſch, waren fleißige Mitarbeiter der „Carinthia“. Mit Vorliebe öffnete Mayer ſein Blatt aufkeimenden Talenten, denen er ſtets ein bereitwilliger wohlwollender Rathgeber und Förderer war. Allerdings ließ ſeine Herzensgüte und Milde ihn bei der kritiſchen Beurtheilung und Aufnahme ſolcher Erſtlingsblüthen nicht ſelten bis an die äußerſte Gränze der Nachſicht gehen; er wies junge Leute, die als angehende Dichter mit Vertrauen ſich ihm näherten, nur äußerſt ungerne zurück und handhabte den Griffel des Cenſors ſtets in ſchonendſter Weiſe. Er hatte aber die Genugthuung, daß aus den Reihen ſeiner Schützlinge mehrere hervorgingen, deren Namen ſpäter zu größerer Bedeutung in der literariſchen Welt

Digitized by Google

gelangten, wie Pietznigg, Tſchabuſchnigg, Renn, Rauſcher, Fercher von Steinwand u. a., die ihre literariſche Laufbahn in der „Carinthia“ begonnen hatten.

Der fleißigſte Arbeiter für ſein Blatt war aber Mayer ſelbſt. Die 47 Jahrgänge der „Carinthia“ von 1815 bis 1862 brachten von ſeiner Feder mehr als 200 Gedichte und 151 größere und kleinere proſaiſche Aufſätze mannigfaltigſten Inhaltes. Unter den metriſchen Arbeiten ſind viele durch Zartheit und Innigkeit, durch wirklich poetiſch-ſchöne Gedanken und Bilder und reine correkte Technik ausgezeichnet. In allen aber athmet das ſtille, friedliche, milde Gemüth, der klare ruhige Geiſt des von echter warmer Menſchenliebe und der herzinnigſten Anhänglichkeit an die Heimat durchglüheten Schöpfers dieſer Dichtungen. Von der heutzutage ſo beliebten und cultivirten politiſchen Tendenz-Poeſie — wenn man überhaupt derlei in ein Versmaß gezwängten politiſchen Leitartikeln die Bezeichnung „Poeſie“ geben kann, — iſt in den ſchriftſtelleriſchen Arbeiten S. M. Mayer's eben ſo wenig eine Spur zu finden, als von lasciver Zweideutigkeit und ſtürmiſcher Leidenſchaft oder fader Weltſchmerzelei. Seine poetiſchen Erzeugniſſe übergab er häufig unter den Pſeudonymen „Julius Proben“ und „Aus Lutold's Papieren“ der Oeffentlichkeit; eine Geſammtausgabe ſeiner literariſchen Arbeiten hat er nie veranlaßt.

Unter den Mittheilungen in Proſa, welche Notizen und kritiſche Abhandlungen über neue Erſcheinungen im Gebiete der Kunſt und Literatur, Biographieen ausgezeichneter Heimatgenoſſen, Aufſätze über Geſchichte und Topographie Kärntens, Ergebniſſe antiquariſcher Ausflüge, Naturſchilderungen ꝛc. ꝛc. umfaſſen, ſind beſonders die anziehenden Beſchreibungen ſeiner wiederholten Reiſen in das — damals — öſtereichiſche Italien hervorzuheben, deſſen Kunſtſchätze dem für alles Schöne und Erhabene begeiſterten Manne ſtets neue Genüſſe und geiſtige Nahrung gewährten.

Die Jahrgänge der „Carinthia“, insbeſondere die älteren — beweiſen wie eifrig Mayer beſtrebt war und wie es ihm gelungen iſt, das Blatt zu einer wahrhaft vaterländiſchen Zeitſchrift zu machen.

Das liebevoll-emſige Wirken nnd Schaffen, Beitragen und Sammeln ſo Vieler zu der Einen ſchönen Aufgabe, die innige Vaterlandsliebe, die daraus hervorleuchtet, der Bienenfleiß, mit welchem nichts überſehen und übergangen wurde, was der theuren Heimat Ehre und Vortheil bringen konnte, der jedes aufzeichnungswürdige Vorkommniß, jede Merkwürdigkeit im Vaterlande vor Vergeſſenwerden zu bewahren ſtrebte, macht den wohlthuendſten Eindruck und ließ andererſeits die „Carinthia“ zur reichhaltigſten

Digitized by Google

Fundgrube für die profane wie kirchliche, Cultur- und Literatur-Geſchichte Kärntens, für die Topographie, Naturkunde und Ethnographie des Landes werden und verlieh dem Blatte einen dauernden, für den Freund und Forſcher der heimatlichen Geſchichte ſo bedeutenden Werth, daß vollſtändige Exemplare der — jetzt freilich ſchon 61jährigen — „Carinthia", die alle ihre, ihr nachgebildeten, Schweſtern in den Nachbarländern lange überdauert hat, mit verhältnißmäßig ſehr hohen Preiſen bezahlt werden, aber auch um ſolche kaum noch zu erhalten ſind.

Mayer's Liebe zu ſeinem Geburtslande ſprach ſich vorzüglich auch in dem lebendigen Intereſſe aus, welches er an allen wiſſenſchaftlichen und induſtriellen Fortſchritten, an gemeinnützigen Unternehmungen und Anſtalten desſelben, an jeder Beſtrebung zur Hebung und Verbeſſerung der vaterländiſchen Zuſtände nahm. Anregend, durch Wort und Schrift thätig beitragend wirkte er für ſolche mit allem Eifer in den von ihm redigirten Blättern, oder, wo dieß nicht geſchehen konnte, durch pekuniäre oder materielle Unterſtützung.

Er betheiligte ſich eifrig an der Gründung des „Vereines zum geſelligen Vergnügen" (Caſino) und für die Errichtung der Bibliothek desſelben, die er auch mit Beiträgen aus ſeiner eigenen Bücherſammlung reich beſchenkte, und fungirte durch mehrere Jahre als Direktions-Mitglied des Vereines. Eben ſo thätigen Antheil nahm er an der Errichtung und dem Fortbeſtande des im Jahre 1827 gegründeten Muſikvereines, ſowie er auch längere Zeit hindurch unterſtützendes Mitglied des im Jahre 1848 entſtandenen Männer-Geſangvereines war. Die kärntneriſche Landwirthſchafts-Geſellſchaft und der Gewerbe-Verein zählten ihn zu ihren Mitgliedern, wie nicht minder der Geſchichtverein, dem er ſeit ſeinem Inslebentreten (1844) bis noch vor wenigen Jahren als Mitglied des Vereins-Ausſchuſſes angehört hatte und deſſen Gedeihen er durch eifrige Mitwirkung in der heimatlichen Geſchichtforſchung ſowie durch zahlreiche werthvolle Geſchenke förderte. Ein vorzügliches Verdienſt erwarb ſich Mayer durch ſeine opferwillige Mitwirkung an dem Zuſtandekommen des Filial-Kunſtvereines in Klagenfurt, der den Klagenfurtern das Vergnügen einer jährlichen Gemälde-Ausſtellung verſchafft. Er war nicht nur Aktionär des öſterreichiſchen (Mutter-) Kunſt-Vereines, ſondern auch der Kunſtvereine in Prag, Salzburg und Steiermark.

Die Beiträge zu dieſen verſchiedenen gemeinnützigen Inſtituten leiſtete er aus ſeinem ſpärlichen Einkommen ſelbſtverſtändlich nur mit bedeutenden Opfern. Eben ſolche brachte er ſeinem lebendigen Kunſtſinne durch An-

Digitized by Google

käufe von Büchern, die im Laufe der langen Jahre zu einer ganz ſtattlichen, nebſt zahlreichen Vertretern der ſchöngeiſtigen Literatur auch viele treffliche und koſtſpielige wiſſenſchaftliche Werke enthaltenden Bibliothek anwuchſen, welche er Freunden und Bekannten mit liebenswürdigſter Liberalität offenhielt, — ſowie ſeiner Lieblingsneigung, — der Sammlung von Gemälden, deren er mehrere ſehr werthvolle, vorzügliche beſaß, die er zum Theile aus dem Nachlaſſe des Cardinals-Fürſtbiſchofes von Salm erworben hatte. Dieſe Gemälde-Sammlung nahm die Wände dreier Zimmer vollſtändig ein und zählte für Kunſtfreunde zu den Sehenswürdigkeiten der Landeshauptſtadt.

Am 16. Oktober 1859 feierte Mayer das fünfzigſte Jahr ſeiner prieſterlichen Thätigkeit. Die Bewohner der Stadt, die Geiſtlichkeit des Landes ſowie ſeine zahlreichen Freunde und Verehrer nahmen an dieſer Feier den herzlichſten, lebendigſten Antheil, die ſich denn auch durch dieſes allſeitige freudige Zuſammenwirken zu einem eben ſo ſchönen als würdigen Bürgerfeſte geſtaltete, welches für den edlen ehrwürdigen Jubilar noch durch die feierliche Uebergabe des ihm von Sr. Majeſtät, dem Kaiſer, für ſein langjähriges, eifriges und hingebendes gemeinnütziges Wirken in ſeinem Heimatlande verliehenen goldenen Verdienſtkreuzes mit der Krone verherrlicht wurde. Die Vertretung der Stadt Klagenfurt gab der aufrichtigen und warmen Anerkennung der Bevölkerung durch die Ernennung des greiſen Feſtträgers zum Ehrenbürger der Landeshauptſtadt entſprechenden Ausdruck. Zahlreiche Glückwünſche, Addreſſen, Telegramme ꝛc. aus allen Theilen Kärntens und aus den Nachbarländern bezeugten, wie allgemein die Verehrung für den liebenswürdigen, hochverdienten Bürger des Staates und des Landes war.

Mayer überlebte dieſen Feſttag, mit welchem er ſein Berufswirken abſchloß und theilweiſe auch von ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ſich zurückzog (von der Redaction der „Carinthia“ trat er erſt mit dem Schluſſe des Jahres 1862 ganz zurück), um faſt 13 Jahre, in deren zweiter Hälfte aber das hohe Greiſenalter allmählig ſeine Rechte geltend machte. Dem noch immer hellen und munteren, von allen intereſſanteren Zeitereigniſſen lebhaft angeregten Geiſte verſagte der Körper mehr und mehr ſeine Dienſte. Ohne an einer eigentlichen Krankheit zu leiden, konnte Mayer ſchon ſeit 4 bis 5 Jahren ſein Zimmer nicht mehr verlaſſen. Nur zweimal in dieſem Zeitpunkte gelang es einigen ſeiner intimſten Freunde, ihn mit großer Anſtrengung über die ſteilen Treppen von ſeiner, im zweiten Stockwerke gelegenen Wohnung, die er ſeit mehr als 40 Jahren ohne Unterbrechung

Digitized by Google

innegehabt hatte, hinab zu ſchaffen, um ihm durch eine Spazierfahrt den Genuß freier friſcher Waldesluft und den erſehnten Anblick der ſo oft von ihm begeiſtert beſungenen, Berge und der ſchönen Natur ſeines Heimatlandes zu ermöglichen.

So verlebte Mayer Tage, Wochen, Monate, meiſtens auf ſeinem Sopha ſitzend, wie von einem Kreiſe trauter Freunde umgeben von ſeinen Bildern, den Zeugen der längſt vorübergegangenen Zeit friſcher, kräftiger Mannesthätigkeit, vor deren Einzelnen er gerne im Genuſſe ſtillen Beſchauens, zuweilen in Erinnerungen verſunken, verweilte, — und harrte mit der Ruhe eines Weiſen, in echt chriſtlicher frommer Ergebung dem Augenblicke entgegen, der ihn mit ſeinen ihm vorangegangenen Lieben wieder vereinigen ſollte. „Ich warte auf's Sterben!" pflegte er den Freunden und Bekannten, deren einige ihn faſt täglich beſuchten, auf die Frage um ſein Befinden zu erwiedern. — Mehrere Wochen vor ſeinem Hinſcheiden brachte er, bei bereits häufig getrübtem Bewußtſein, auf dem Siechbette zu und manche bittere Leidens- und Schmerzes-Stunde ging über den ſtillen Dulder hin. — Am 16. Mai, eine Viertelſtunde vor Mitternacht, erloſch das edle Leben ſanft und ohne ſichtbaren Todeskampf. —

Mayer durfte ruhig auf die lange Bahn, die er durchwandert hatte zurück ſchauen. Da war kein Punkt, von dem er ſich ſchamerröthend oder mit dem Gefühle herber Reue hätte abwenden müſſen. Es war ein ſtilles, ruhiges, wenn auch nicht ſelten ſchwer geprüftes, aber nie von heftigen Stürmen bewegtes Leben, Vielen zur Freude und zum Segen dahingleitend in unermüdetem, anſpruchsloſen Wirken für ſein Vaterland und ſeine Mitbürger.

In Mayer wohnte ein mildes, menſchenfreundliches, ſanftes Gemüth, ein nicht blendender, aber heller klarer Geiſt. Er war ein edler, liebe- und hochachtungswürdiger Menſch, — ein Prieſter unſer göttlich-erhabenen ſchönen Religion der Liebe im wahren Sinne; ſtrenge gegen ſich ſelbſt, hatte er für die Fehler und Schwächen anderer nur das mildeſte ſchonendſte Urtheil. Von wahrer Menſchenliebe durchgeiſtet war er ein abgeſagter Feind alles Nationalitäts-Streites; ihm galt der Menſch, ohne daß er erſt fragte: weß' Landes biſt du? —; dem unbeſchadet war er aber ein Deutſcher in Wort, Schrift und That.

Mayer war durch langjährige Abgeſchloſſenheit der jüngeren Generation völlig fremd geworden. Sein kräftiges, liebevolles Wirken für die Schule und Jugendbildung liegt weit hinter unſeren Tagen; darum

Digitized by Google

wohl war ſeine Begräbnißfeier ohne offiziöſe Begleitung ſeitens der öffentlichen Schulen und Anſtalten. Aber ein langer Zug Leidtragender aus allen Klaſſen der ſtädtiſchen Bevölkerung begleitete mit dem Ausdrucke ungeheuchelter Trauer die Leiche des allgemein verehrten hochverdienten Mitbürgers zur letzten Ruheſtätte und manche, aus warmer ſchmerzerfüllter Freundesbruſt gequollene Thräne fiel auf die Schollen, die den edlen Todten bedeckten.

Sein Andenken wird in ſeinem Vaterlande dankbar geehrt bleiben bis in ſpäte Tage. — Möge er ſanft ſchlummern in der heißgeliebten heimatlichen Erde!

Die Fluggebiete der Schmetterlinge auf der Erde.

Von Guſtav Adolf Zwanziger.

Der verdienſtvolle Schmetterlingsgeograph Gabriel Koch theilt den ganzen Erdball mit Rückſicht auf die Verbreitung der Schmetterlinge in drei große Fluggebiete oder Faunen ein, die abendländiſche Fauna, welche Europa, das ganze nördliche Aſien bis Kamtſchatka, ſammt dem arktiſchen Amerika, Kleinaſien und Nordafrika umfaßt, die indiſche oder aſiatiſche, zu welcher als zu wenig eigenthümliche Gattungen enthaltend, auch Afrika ſüdlich der Sahara und Auſtralien gerechnet werden müſſen, und die transatlantiſche oder amerikaniſche, Süd- und Nordamerika umfaſſend, welche von beiden erſten am meiſten abweicht. Die meiſten Schmetterlinge, haben ungeheure Verbreitungsgebiete und einzelne Arten, wie der Diſtelfalter (Vanessa cardui) ſind über die ganze Erde verbreitet. Die Entfernung legt den Schmetterlingen nur geringe Hinderniſſe in den Weg, auf hohem Meere wie auf den höchſten Berggipfeln hat man Schmetterlinge, auf erſterem oft in dichten Scharen, rüſtig fliegen geſehen, ja es ſind ſchon Eulen und Schwärmer, welche die beſten Flieger ſind, von der Oſtküſte Amerika's nach England geflogen und haben ſich dort eine Weile lang fortgepflanzt. Der im ſüdlichen Europa einheimiſche Oleanderſchwärmer (Deilephila nerii) fliegt nicht ſelten über die Alpen bis an die Oſtſeeküſte. Es ergibt ſich daraus, daß die geographiſche Verbreitung der Schmetterlinge, obſchon ſie von den naturwiſſenſchaftlichen Reiſenden bisher ſehr wenig berückſichtigt wurde, zum weitaus größerem Theile von der Verbreitung der Nahrungspflanzen der an ſie und damit mehr an den Raum gebundenen Raupen abhängt, als von Wärme, Kälte

und Entfernung, ſowie, daß die eigentliche Grundurſache der Vertheilung der Schmetterlinge in der Geſtaltung und dem Zuſammenhange der Landmaſſen beruht. Die amerikaniſche Fauna iſt am gleichmäßigſten, entſprechend der geringen Gliederung dieſes Erdtheiles, und verbreitet ſich ſeiner Längenachſe nach, während in der europäiſch-indiſchen Fauna im Anſchluſſe an die Form des Feſtlandes der weſtlichen Halbkugel die Verbreitung der Arten von Weſten nach Oſten zieht.

Die abendländiſche Fauna zeigt im Allgemeinen gegen die Größe und glühende Farbenpracht der Tropen nur kleinere Formen mit mehr düſterer Färbung und rundem Flügelſchnitt. Die Spinner und Eulen ſind mit wenig Ausnahmen grau in grau gemalt. Doch iſt die europäiſche Fauna noch immer ſehr reich und ſchön zu nennen, wozu die prächtiggrünen Wieſen mit zahlreichen Gräſern und niederen Pflanzen in den Ebenen und auf den Gebirgen, die zahlreichen Laubholzwaldungen und das gemäßigte Klima am meiſten beitragen. Die Kleinſchmetterlinge, welche an Glanz und Farbe die meiſt düſteren Eulen weit übertreffen, ſind die Zierden der europäiſchen Schmetterlingsfauna. Eine Unterabtheilung der europäiſchen Fauna, abgetrennt von ihr durch die ungeheuren Gebirgsmauern der Pyrenäen, Alpen und Karpathen bis zum Kaukaſus, bildet die Mediterranfauna, doch iſt ſie viel zu wenig ſelbſtſtändig, um einen höheren Rang zu beanſpruchen, und durch die erwähnte Urſache nur räumlich beſchränkt. Mitteleuropa würde viel mehr Einwanderer von Süden und Oſten zeigen, wenn dieſe hohen Gebirge nicht die Weiterverbreitung vieler Arten verhinderten. Beſonders arm zeigt ſich die abendländiſche Fauna an Papilio- oder Schwalbenſchwanzarten, von denen ſie nur 4 beſitzt, während aus beiden andern Reichen über 300 Arten bekannt ſind. Von den 200 Weißlingen oder Pieriden kommen auf Europa kaum 7.

Die indiſche Fauna iſt als die Mutter aller Schmetterlingsfaunen der alten Welt zu betrachten, welche vielfach in einander greifen und ſich gegenſeitig durchdringen. Sie beginnt ſüdlich von den großen mittelaſiatiſchen Ebenen und Wüſten. Die Schmetterlinge dieſes großen Fluggebietes ſind in Größe, Tracht, Geſtalt und Färbung weſentlich von den abendländiſchen wie transantlantiſchen verſchieden. Sie zeigen oft ganz baroken, an chineſiſche Zeichnenkunſt erinnernden Flügelſchnitt und eben ſolche Zeichnungen, ſtehen aber im Ganzen und Großen, ſelbſtverſtändlich mit vielen Ausnahmen, den amerikaniſchen Arten nach, wenn letztere auch ſelten die bunte Unterſeite der indiſchen beſitzen. Eine große Abänderungsfähigkeit in der gleichen Art, ſogar im Flügelſchnitte, iſt ihnen eigen, herrührend

Digitized by Google

von der gleichmäßigen Wärme in ungeheuren Räumen, Verſchiedenheit der Nährpflanzen und den Gegenſätzen des feuchtwarmen Klimas des malaiſchen Archipels und dem trockenen dürren Auſtraliens.

Die Verwandtſchaft der afrikaniſchen und auſtraliſchen Faunen mit der indiſch-aſiatiſchen ſpricht ſich in den verwandten rothen Farben aus, welche in dem Carminroth der indiſchen als dem beiderſeitigen Stamme gipfeln. Die Entfernungen zwiſchen Indien und der polyneſiſchen Inſelwelt waren für die Schmetterlinge leicht zu überbrücken. So fand ſich auf der neuen Koralleninſel Radak, welche vor noch nicht langer Zeit ganz ſchmetterlingslos war, ſchon eine Ornithoptera. Auch die Fauna des auſtraliſchen Feſtlandes iſt nur eine Tochter der indiſchen.

Amerika, beſonders ſeine urwaldreiche ſüdliche Hälfte, iſt das eigentliche Schmetterlingsreich, in welchem allein mehr Arten fliegen, als in den andern vier Erdtheilen zuſammen. Nur die ſtreng indiſche Fauna kann ſich theilweiſe mit ihr meſſen. Die amerikaniſchen Schmetterlinge übertreffen alle andern an Größe und Farbenpracht, wenn es in Indien einen Tagfalter (Ornithoptera) mit 190 Millimeter Flugweite gibt, ſo finden wir in Braſilien einen Nachtfalter (Thysania agrippina Cram.) mit 250 Millimetern, bis jetzt der größte bekannte Schmetterling. Von den 400 Papilioarten oder Schwalbenſchwänzen kommen auf Amerika die Hälfte, die libellenähnlichen Heliconier gehören ihm ganz allein an.

Die Nachzügler der ſüdamerikaniſchen Fauna reichen über Mexiko hinaus bis Baltimore, von wo aus dann der allmälige Uebergang zu der im höheren Norden herrſchenden europäiſch-abendländiſchen Fauna ſtattfindet. In Nordamerika und an der Weſtküſte Californiens und Chili's ſind allerdings viele unſerer Gartengewächſe und Feldfrüchte, damit auch europäiſche Unkräuter und Schmetterlinge eingewandert, doch verliert ſich die Selbſtſtändigkeit der amerikaniſchen Fauna erſt jenſeits des Seegebietes.

Unterabtheilungen der großen amerikaniſchen Fauna bilden das weſtliche Südamerika jenſeits der Anden und Nordamerika von den großen Prairieen am Miſſouri und mittleren Miſſiſippi bis zur Küſte des ſtillen Meeres. Wären im atlantiſchen Ocean und in gemäßigtem Klima ſo viele Inſeln zerſtreut, wie im indiſchen und ſtillen Meere, beſonders ſüdlich des Gleichers, ſo würde die abendländiſche Fauna mehr Verwandtſchaft mit jener des nördlichen Amerikas zeigen. So deutet die amerikaniſche Fauna in ihrer Selbſtſtändigkeit auf die lange Trennung der neuen von der alten Welt hin, während welcher Zeit viele Uebergangsformen aus-

Digitized by Google

ſtarben und die am Leben bleibenden ſich von ihren Verwandten der alten Welt ſtets mehr und mehr entfernten.

Wenn bei genauerer Durchforſchung der Tropenländer ſich auch noch manche Unterabtheilungen oder Reiche unterſcheiden und ſchärfer begrenzen laſſen werden, wie dies zum Theile ſchon heute der Fall iſt, ſo wird doch im Allgemeinen an den Grundzügen der drei großen Verbreitungsgebiete der Schmetterlinge nicht viel geändert werden. Am beſchränkendſten für größere Ausbreitung einer Art ſind jedenfalls die Wüſten, wie in Afrika und in Mittelaſien, da die große Hitze und Trockenheit, welche für die Entwicklung der Pflanzenwelt einen zu kurzen Zeitraum im Jahre darbieten, wie dies auch im Innern des auſtraliſchen Continentes und ſelbſt in den Pampas, Llanos und Prairien Amerika's der Fall iſt, und die daher auch den Schmetterlingen wenig günſtig ſind.

Sehr merkwürdig und bezeichnend iſt es, wie die Natur in den verſchiedenſten Theilen der Erde bei den Schmetterlingen nach ähnlichem Muſter arbeitete, ſo daß die Hauptgruppen überall ſehr leicht zu erkennen ſind. Die Vaneſſen zeigen allerorts den gleichen geriſſenzackigen Flügelſchnitt, die Papilioarten die ſchwalbenſchwanzartige Tracht, die Attacus haben in Oſtindien wie in Mexiko die gleiche Gattungstracht, die Parnaſſier erſcheinen nach einem gewiſſen Muſter wie durch Farbendruck mittelſt Patronen hergeſtellt. In der nächſten Nummer ſollen dieſe Nachahmungs- und Aehnlichkeitsverhältniſſe eingehender betrachtet werden.

Die geſchichtlich merkwürdigen Orte an der Zweigbahn der Kronprinz-Rudolfbahn von Klagenfurt bis Hüttenberg.

Skizze vom k. k. Oberlandesgerichtsrathe Michael F. v. Jabornegg-Altenfels.

(Schluß.)

Wir übergehen nun die Periode vom X. bis XV. Jahrhundert, in welcher ſich für Maria Saal keine beſonders wichtigen Vorfälle ergaben.

Kaiſer Friedrich der IV. (der v. J. 1440 bis 1493 regierte), war mit Bernhard Erzbiſchof v. Salzburg in Streit gerathen und befahl, alle ſalzburgiſchen Beſitzungen in Oeſterreich, Steier und Kärnten für ihn zu beſetzen, worauf der Erzbiſchof den König Mathias v. Ungarn um Hilfe anrief, der dem Erzbiſchofe Schutz verſprach, wenn dieſer ihn die ſalzburgiſchen Orte in Kärnten durch ungariſche Truppen beſetzen laſſe, wozu ſich der Erzbiſchof verſtand. Im Jahre 1480 kamen dieſe Truppen

Digitized by Google

unter Anführung des ſchleſiſchen Edelmannes Hanns Haugwitz v. Siebersdorf, insgemein Maubitſch, und beſetzten Frieſach, Gmünd, Sachſenburg u. ſ. w. Mitte September 1480 zog Haugwitz mit einer Abtheilung ſeiner Söldner vor Maria Saal, das auch nach Salzburg gehörte, forderte die Uebergabe der mit Mauern und Thürmen befeſtigten Kirche, wohin ſich die Ortsbewohner mit ihrer Habe geflüchtet hatten, und beſchoß dann ſelbe, als ſeiner Aufforderung kein Gehör gegeben wurde, mit einer Kanone, und Steinkugeln, wovon eine ſolche noch jetzt ob dem Eingangsthore in die Kirche zum Andenken aufgehängt zu ſehen iſt. Die Kanone zerſprang und tödtete den Büchſenmeiſter, worauf Haugwitz die Kirche und den Friedhof aus Hackenbüchſen mit Feuerpfeilen und Steinwürfen beſchießen ließ; da er aber nichts ausrichtete und einen Entſatz befürchtete, zog er nach dreitägiger Belagerung nach Frieſach ab. Die Vertheidigung der Kirche leitete der unerſchrockene Chorherr Jakob Radhaupt, Pfarrer v. Tultſchnig, von einem der Thürme herab. Ein Gemälde in der Kirche bewahrt das Andenken an dieſe Belagerung.

Im Jahre 1669 am 5. November entſtand nächſt der Propſtei-Taferne eine Feuersbrunst, welche das Dach der Kirche und des einen Thurmes verzehrte, ſo daß die Glocken ſchmolzen. Im Jahre 1688 wurde die neue, in Klagenfurt gegoſſene, 118 Zentner ſchwere Glocke am 5. Februar nach Maria Saal mit 20 Pferden, wobei noch über 100 Perſonen mittelſt Stricken ziehen halfen, befördert, wo ihre herrlichen Töne noch jetzt an hohen Feſttagen erſchallen.

Schon vom Stationshofe Maria Saal ſieht man im Weſten auf der Kante eines bewaldeten Mittelgebirges die Ruine eines mächtigen Wartthurmes hervorſchauen; dieſer gehörte zu der einſt nahe dabei befindlichen Burg der Ritter v. Karlsberg, eines edlen Geſchlechtes, über deſſen Urſprung ſich jedoch nichts Geſchichtliches vorfindet. Im Jahre 1169 kommt der erſte Karlsberger, Namens Wichard, urkundlich vor, welcher auch im Jahre 1186 am St. Georgenberg an der Enns dabei war, wo Herzog Ottokar v. Steier, der letzte Traungauer, das Herzogthum Steier an Herzog Leopold von Oeſterreich abtrat.

Die Karlsberger erhielten vom Herzog Bernhard v. Kärnten, dem Sponheimer, das Marſchallamt. Als nach dem Ausſterben der Sponheimer Herzoge die Ritter v. Auffenſtein aus Tirol unter Meinhard Grafen von Tirol, Herzog von Kärnten, hier reich und mächtig wurden, da begann ein Kampf der Einheimiſchen gegen die Ankömmlinge und gegen die fremde Dynaſtie, welche Aemter und Güter unter ſich theilten. So auch die Karlsberger, von denen ſich Heinrich gegen Herzog Ludwig von Kärnten,

Digitized by Google

Meinhard's Sohn, mit Mehreren in eine Verſchwörung einließ, bei deſſen Gefangennahme in St. Veit im Jahre 1292 mitwirkte und dafür am Schafott büßte. Konrad v. Auffenſtein, der mehrere der Verräther zur Haft brachte, erhielt Karlsberg mit den dazu gehörigen Gütern und erbaute den noch jetzt ſichtbaren Wartthurm. Nach dem Falle der Auffenſteine blieb Karlsberg gegen 200 Jahre landesfürſtlich. Im Jahre 1586, am 2. Februar, erkaufte Georg Freiherr v. Khevenhüller Karlsberg vom Erzherzog Karl; von dieſem gelangte es an die Windiſchgräz und im Jahre 1687 an die Gräflich Goës'ſche Familie.

Auf derſelben Seite, aber im Vordergrunde des Glanthales liegt, auf einer bedeutenden Anhöhe das Schloß **Tanzenberg**, welches durch ſeine Größe einen impoſanten Anblick gewährt. Daſſelbe wurde im Anfange des XVI. Jahrhunderts von Leonhard, Erzbiſchofe von Salzburg, aus dem edlen Geſchlechte der Ritter von Keutſchach, in ſeiner jetzigen Geſtalt an dem Platze der früheren Burg erbaut, von welch Letzterer im Norden des Schloſſes noch einige Reſte zu ſehen ſind.

Das Schloß iſt ein feſter Bau mit ſchönen weiten Räumen; beſonders iſt der große Saal gegen Süden wegen ſeinen 2 Kaminen aus weißem Marmor mit Reliefs ſehenswerth. Die Ausſicht nach Oſten und Süden iſt prachtvoll. Die Keutſchacher als Beſitzer dieſes Schloſſes ließen aus den Ruinen des Zollfeldes viele der intereſſanteren Römerſteine mit Inſchriften und Abbildungen hinauf in ihr Schloß Tanzenberg bringen, und im Hofe in den Arkaden des erſten Stockes einmauern, wodurch viele koſtbare Denkmale der Nachwelt erhalten wurden, die nun in den Sammlungen des kärntneriſchen Geſchichtvereines untergebracht ſind. Unter den Nachfolgern der Keutſchacher im Beſitze dieſes Schloſſes kommen vor: Franz Andrä Graf Attems, Gottlieb Freiherr v. Ankershofen und ſein gleichnamiger Sohn, unſer kärntneriſcher Geſchichtſchreiber. Gegenwärtig beſitzt dieſes Schloß die gräfliche Familie Fugger-Babenhauſen, welche ſeit Kurzem entſprechende Reſtaurationen an demſelben begonnen hat, um es als Sommerſitz comfortabel herzuſtellen.

Am Fuße derſelben Anhöhe, auf welcher das Schloß Tanzenberg ſteht, befindet ſich auf einer Bodenerhebung nächſt dem Glanfluße das Schloß **Möderndorf**, das Stammhaus der ſchon längſt ausgeſtorbenen Möderndorfer. Im XV. Jahrhundert kam es in den Beſitz der Ritter von Keutſchach. Erzbiſchof Leonhard von Salzburg aus dem Hauſe Keutſchach ließ es im Jahre 1513 neu herſtellen. Am 14. Juni 1660 ſtarb Wolf Leonhard, der letzte Keutſchacher, geweſener Erblandhofmeiſter von Kärnten. Von ihm kam Möderndorf an ſeinen Schwiegerſohn Max

Digitized by Google

Freiherrn v. Jabornegg=Gamſenegg und ſeine Nachkommen, ſpäter an die Freiherrn v. Schluga u. ſ. w.

Wenn der Zug den Stationshof Maria Saal einige Minuten ſchon verlaſſen hat, kömmt er an jene Stelle, wo von Arndorf ein Weg über die Bahn, auf die Landſtraße führt. Dort wo beide zuſammentreffen, ſieht man mehrere Bäume ſtehen und zwiſchen denſelben ein eiſernes Staketten-Gitter, welches in einem Viereck den kärntnerischen Herzogſtuhl umgibt. Aus Quadern in grauer Vorzeit errichtet, ſteht derſelbe ohne Zweifel über 1000 Jahre an dieſem Platze. Auf dieſem Stuhle nahm der Herzog von Kärnten, nachdem er auf der nahen Karnburg in dieſer Würde inaugurirt worden, und im Dome zu Maria Saal in Begleitung der Edlen des Landes und des Volkes einem ſolennen Gottesdienſte beigewohnt hatte, die Huldigung des Landes an, ertheilte die Lehen und nahm die Anliegen und Wünſche der Bevölkerung entgegen.

Nun fährt der Zug am Rande eines Wäldchens in der Ebene vorüber, in welchem ſo wie in den umliegenden Aeckern zahlreiche Gebäudeſpuren nahe unter der Erdoberfläche gefunden werden. Dieſe Gegend wird das Zollfeld genannt. Auf dieſem klaſſiſchen Boden ſtand einſt die römiſche Stadt Virunum, über die wir hier einige Notizen mittheilen wollen. Dieſe Stadt, deren Name keltiſchen Urſprunges iſt, beſtand ſchon vor der im Jahre 13 vor Chriſti Geburt erfolgten Eroberung Norikums durch die Römer, aber wahrſcheinlich in einem beſcheidenen Umfange. Die beiden römiſchen Schriftſteller C. Plinius und C. Ptolomäus führen ſie in ihrer Geographie bereits unter den noriſchen Städten auf, aber auch in der uralten Landkarte, die gewöhnlich den Namen der Peutingeriſchen Tafel*) führt und das ganze alte römiſche Reich enthält, ſo wie in dem Antoniniſchen Reiſebuche kömmt dieſe Stadt namentlich vor.

Von Aquileja am oberſten Theile des adriatiſchen Meerbuſens führten zur Römerzeit drei Reichsſtraßen in verſchiedenen Richtungen nach Virunum und von da ebenfalls drei Straßen nach Norden, und zwar eine nach Juvavia (heute Salzburg) und zwei nach Ovilaba (heute Wels); auch 6 Inſchriftſteine, die in Kärnten gefunden wurden, enthalten den Namen Virunum; unter dieſen ſind 2 Meilenſteine, auf deren Inſchriften ſogar die Entfernung von Virunum angegeben iſt. Dieſe wurden in und bei Treibach auf der nördlichen Straße gefunden.

Dieſe alte Römerſtadt hatte den bedeutenden Umfang von einer

*) Dieſe Tafel befindet ſich in der Wiener Hofbibliothek.

Digitized by Google

Stunde und lag theils in der Ebene des heutigen Zollfeldes, theils auf dem ſanft aufſteigenden ſüdlichen Theile des jetzigen Töltſchacher-Berges. In ihr befanden ſich nach Inhalt der in dieſen Ruinen vorgefundenen Inſchriften auch mehrere Tempel, in denen die Götter Mythras, Jupiter, Merkur u. ſ. w. verehrt wurden. In dieſer Ruinenſtätte wurden über 100 Inſchriftſteine und Steine mit plaſtiſchen Abbildungen, Statuen u. ſ. w. ausgegraben. Aus einigen dieſer Inſchriften entnehmen wir, daß hier eine römiſche Beſatzung, auch ein Theil der II. Legion lag und mehrere höhere römiſche Staatsbeamte ihren Wohnſitz hatten. In dieſen Ruinen wurden auch häufig Gegenſtände des häuslichen Gebrauches von Bronce, Eiſen, Glas, Thon, Goldgeſchmeide, beſonders viele Münzen gefunden. Die römiſchen Geſchichtſchreiber geben uns über die Schickſale dieſer Stadt gar keine Auskunft; ihr Untergang dürfte wahrſcheinlich um die Mitte des V. Jahrhunderts erfolgt ſein. Im Jahre 452 nach Chriſti Geburt zogen nämlich die zahlreichen Horden der Hunnen gegen Italien und zwar durch unſer Land, wo ſie nach ihrer Gewohnheit alles mit Feuer und Schwert zerſtörten, was auf ihrem Zuge lag; daher laſſen ſich auch die in dieſen Ruinen wahrgenommenen häufigen Spuren eines allgemeinen Brandes erklären.

Kaum hat der Zug die Ruinenſtätte von Virunum, welche nördlich bis St. Michael reicht, verlaſſen, ſo gelangt derſelbe in einigen Minuten zum Fuße des Grazerkogels oder Heidenhügels, eines iſolirten bewaldeten, etwa 70 Fuß hohen Hügels. Auf der Höhe dieſes Hügels ſind Spuren der Fundamente eines länglichen Gebäudes, denn am Fuße und in der nächſten Umgebung desſelben wurden ſchon vor beinahe 200 Jahren Römerſteine mit Inſchriften und Abbildungen, wovon noch mehrere an der nahen Pfarrkirche des Dorfes St. Donat eingemauert ſind, ferners Opferwerkzeuge von Bronce und Eiſen, Abbildungen von Thieren u. ſ. w. gefunden. Man vermuthet daher, daß auf dieſem Hügel, der nur eine kleine Strecke von den Ruinen Virunums entfernt iſt, ein römiſcher Tempel geſtanden ſei.

In 12 Minuten ſind wir am Bahnhofe St. Veit angelangt. Der Urſprung von St. Veit reicht in das X. Jahrhundert. Im Jahre 901 machten die Ungarn einen Einfall in Carantanien und verwüſteten das Land, wurden aber dafür gezüchtigt. Dem Grafen Ratholb, Sohn des Grafen Sieghard an der Sempt und am Inn, wurde vom König Arnulf die Gränzhut in Carantanien übertragen; dieſer lieferte den eingefallenen Ungarn zwiſchen Frieſach und den heutigen Hungerbrunn am Charſamſtage den 27. März 901 eine Schlacht und ſchlug ſie aufs Haupt.

Digitized by Google

Zum Danke für den erfochtenen Sieg ließ er an der Stelle der heutigen Stadt St. Veit am Ausgange des Mühlbaches aus der Erlenſchlucht dem ſlaviſchen Volksheiligen St. Vitus, welcher ihm nach der Tradition in der Nacht vor der Schlacht im Traume erſchien und den Sieg vorausſagte, erbauen, welche St. Veit in den Erlen genannt wurde. Um dieſe ließen ſich bald Anſiedler nieder, und es wurde dann daraus bald ein Dorf, dann ein Marktflecken und endlich eine Stadt, welche um das Jahr 1130 die Reſidenz der Herzoge von Kärnten aus dem Hauſe Sponheim, und nach deren Ausſterben des Grafen Meinhard von Tirol und ſeiner Söhne als Herzoge von Kärnten und in Folge der Vereinigung der Behörden auch zur Landeshauptſtadt gedieh. Die Herzogsburg, deren Reſte noch ſichtbar ſind, war innerhalb der Stadtmauer, in deren nordöſtlichem Winkel. Als im Jahre 1335 Kärnten an Oeſterreich-Habsburg gelangte hielten ſich dort auch noch öfters die Herzoge auf, und ſtellten Urkunden aus.

Auf Anſuchen der Stände Kärntens ſchenkte Kaiſer Max I. denſelben die Stadt Klagenfurt mit Diplom vom 24. April 1518 und Klagenfurt wurde dann Kärntens Hauptſtadt. Dadurch ſank der frühere Wohlſtand in St. Veit tief herab; denn die Landtage wurden nun in Klagenfurt gehalten, auch die kaiſerlichen Richter und Räthe hielten da ihre Sitzungen, aller Adel zog nach Klagenfurt, und St. Veit, das in Zeiten K. Friedrichs noch bei 3000 Einwohner zählte, ſank über die Hälfte herunter, nur die ſchon ſehr lang in St. Veit beſtandene kaiſerliche Münze blieb noch dort zurück, und die Beſitzer von Eiſengewerkſchaften gaben dem Orte noch einige Lebhaftigkeit.

Vom Bahnhofe St. Veit erblickt man in öſtlicher Richtung in der Entfernung einer ſchwachen Stunde auf einem bewaldeten Berge die Burg-Ruine Taggenbrunn, welche Veſte zur Zeit der Sponheimer- und Tiroler-Herzoge von Kärnten, und auch noch ſpäter ein Eigenthum des Erzbisthums Salzburg war. Geſchichtlich Merkwürdiges iſt von derſelben blos die Begebenheit anzuführen, daß der Herzog Ludwig, welchen die Verſchworenen in St. Veit, wie wir dort erzählten, gefangen nahmen, zuerſt als Gefangener nach Taggenbrunn gebracht, und dann nach Werfen auf die dortige Veſte abgeführt wurde.

Nach einem Aufenthalte von 50 Minuten am St. Veiter-Bahnhofe führt uns der Zug gegen Launsdorf längs einem niederen Kalkgebirge hin, auf deſſen Südſeite ſeit den älteſten Zeiten bis zum ſiebzehnten Jahrhundert Weingärten beſtanden, weßhalb noch jetzt 2 Bauerhöfe an

dieſem Berge beim oberen und unteren Weinzer" (Weinzirl) heißen; nun deckt dieſen Bergabhang ein Waldboden.

In einer kleinen Entfernung vom Launsdorfer-Stationshofe ſteigt ein beinahe iſolirter gigantiſcher Kalkfels aus dem lieblichen Thale hoch empor; er trägt die Felſenveſte Hochoſterwitz, die Krone der kärntneriſchen Burgen aus der Vorzeit. Ein Gürtel von Mauern mit Zinnen, mit 14 Thürmen und Thoren windet ſich ſpiralförmig rings um dieſen Felſen hinauf; Oben befinden ſich die Gemächer, Rüſtkammern, Verließe ſo wie ein Brunnen von enormer Tiefe im Felſen gehauen, dann eine Kirche und eine Kapelle.

Dieſe Berghöhe war ſchon in der Vorzeit von den Kelten, ſpäter von den Römern und im Mittelalter von den Rittern Schenken bewohnt, welch' Letztere als die älteſten Dynaſten daſelbſt bekannt ſind. Der Name Oſterwitz kömmt urkundlich ſchon unter den Carolingern vor. Nach dem Ausſterben der Schenken um das Jahr 1480 fiel das Schloß dem Landesfürſten heim, und Kaiſer Max I. erhob es zu einem der erſten Waffenplätze.

Sein Urenkel Erzherzog Karl von Steiermark, verkaufte es im XVI. Jahrhundert dem Landeshauptmanne Georg Freiherrn von Khevenhüller, der dieſe Veſte fürſtlich ausſtattete; ſie iſt gegenwärtig im Beſitze der jetzigen Grafen dieſes in Kärntens Landesgeſchichte rühmlichſt bekannten Geſchlechtes.

Gleich außer Launsdorf läuft der Schienenſtrang der Kronprinz-Rudolfs-Hauptbahn in einer Biegung nach Norden, während die Zweigbahn längs dem Gurkfluſſe ſich nach Oſten wendet, und bei St. Johann am Brückl in das Görtſchitzthal einbiegt. Bald iſt die Station Eberſtein erreicht.

Ob dem Markte ſteht auf einem ſteilen Felſen das Schloß Eberſtein. Kaiſer Arnulf pflegte, wie wir aus einer Urkunde vom Jahre 890 entnehmen, in den damaligen ausgedehnten Forſten an den Abdachungen der Saualpe ſich dem Jagdvergnügen zu ergeben. Die Jagdreviere enthielten zu jener Zeit reichlich Wild, beſonders Eber, und es wurde daher das Jagdſchloß, welches der Kaiſer bei ſolchen Anläſſen bewohnte, „Eberſtein" genannt. Später als die Kaiſer nicht mehr nach Kärnten kamen, blieb Eberſtein ein Beſtandtheil der herzoglichen Pfalz, und gedieh endlich an Kärntens Pfalzgrafen, nämlich an die Grafen von Görz. Nachdem die Beſitzungen der Görzer-Grafen nach deren im Jahre 1500 erfolgten Ausſterben an Oeſterreich gefallen waren, wurden die Edlen des Landes damit von den Herzogen belehnt. Aus dieſem Anlaſſe gedieh Eberſtein

Digitized by Google

an die aus Oberſteier eingewanderten Welzer, welche von da an das Prädikat „von Eberſtein" führten. Dieſes edle Geſchlecht, reich an Gütern, aber noch vorragender an rühmlichen Thaten, die in Kärntens Annalen verzeichnet ſind, war, wie wir ſchon bei Welzenegg bemerkten, im Felde tapfer, und bekleidete auch die höchſten Aemter des Landes, und brachte es ſeiner hohen Verdienſte wegen bis zur Erhebung in den Grafenſtand.

Die Erbauung des Schloſſes iſt ihr Werk. Die älteſte Burg aus der Zeit Arnulfs lag aber noch höher an einer ſchroffen Felſenwand, und es ſind davon kaum noch kennbare Reſte vorhanden. Den Welzern folgte im Beſitze der Herrſchaft Eberſtein das Geſchlecht der jetzigen gräflichen Familie Chriſtalnigg von und zu Gillitzſtein, und iſt noch gegenwärtig ein Beſitzthum derſelben.

Wenn der Zug Eberſtein verlaſſen hat, paſſirt er bald die Ortſchaft Klein St. Paul, eine Pfarre des Benediktinerſtiftes St. Paul im Lavantthale. Ober dieſem Dorfe ſieht man die Ruinen des Schloſſes Hornburg auf einer Anhöhe, das Stammhaus der ſchon längſt ausgeſtorbenen Hornburger; ſpäter kam es in den Beſitz der Greißenegger. Im Jahre 1469 betheiligte ſich Andreas Greißenegg, Erbkämmerer in Kärnten, an dem Aufruhr, welcher unter der Leitung des Andreas Baumkircher und mehrer Genoſſen in Steiermark zur Zeit der Regierung Kaiſer Friedrich des IV. zum Ausbruche kam, und im Jahre 1471 damit endete, daß Baumkircher und Greißenegg in Graz enthauptet, und des Letzteren Güter Voitsberg, Lankowitz und Hauenſtein in die kaiſerliche Kammer eingezogen wurden, wornach ſeinem Sohne nur allein noch das Schloß Hornburg blieb. Hierauf wurden die Welzer und dann die Grafen Chriſtalnigg Beſitzer desſelben.

Die nächſte Ortſchaft iſt Wieting, welche der Bahnzug erreicht. Die dortige Propſteipfarre St. Margareth gehört dem Benediktinerſtifte St. Peter in Salzburg, und die Seelſorge ſo wie die Verwaltung des dazu gehörigen Realbeſitzes werden durch einen geiſtlichen Adminiſtrator beſorgt. Wie das Stift St. Peter in Salzburg in den Beſitz von Wieting gelangte, und die Propſtei gegründet wurde, erfahren wir aus folgenden geſchichtlichen Vorgängen.

Kaiſer Ludwig der Deutſche und Kaiſer Otto I. ſchenkten den Erzbiſchöfen von Salzburg Beſitzungen im heutigen Görtſchitzthale und am Krapfelde, wodurch die Dynaſten von Wieting Salzburgs Miniſterialen wurden. Einer von dieſen, Namens Gottfried, der Freie von Wieting, hatte keine Ausſicht, in der Ehe mit ſeiner Gattin Adela noch Nachkommen

12*

Digitized by Google

zu erhalten. Der in jener Zeit allgemein herrſchende Sinn für fromme Stiftungen vermochte das Ehepaar, ſich durch eine Spende der Frömmigkeit im Andenken zu erhalten, und ihr Seelenheil zu fördern.

In Gegenwart des Erzbiſchofes Eberhard von Salzburg, dann des Biſchofes Roman von Gurk und mehrerer Zeugen übergaben dieſe Eheleute dem Benediktinerſtifte St. Peter zu Salzburg ihr Gut Wieting mit allem Zugehör und allen Rechten mit der Bedingung, daß ſie davon noch den lebenslänglichen Fruchtgenuß haben, und daß in Wieting eine geiſtliche Verſammlung zum Dienſte Gottes und zur Erinnerung an die Stifter gebildet werden ſolle. Darüber ſtellte der Erzbiſchof Eberhard im Jahre 1147 die Confirmations-Urkunde aus. Gottfrieds Neffen Friedrich von Pettau, Friedrich von Lonsberg und Rudolf von Holneck fanden ſich aber durch dieſe Schenkung gekränkt, führten Klage, und ſuchten mit Gewalt das ihnen, wie ſie glaubten, unrechtmäßig entzogene Gut zu erhalten

Ein Vergleich mit dem Abte Heinrich von St. Peter vom 1. Jänner 1163 beruhigte ſie endlich, und ſie beſtätigten Gottfrieds Schenkung. Es wurde ſohin eine Verſammlung von 4 bis 5 Religioſen unter einem Propſte in Wieting gebildet, deren Zahl aber in der Folge eingeſchränkt wurde. Später ging die Propſtenwürde an den Abt von St. Peter über, und in Wieting wurde ein Adminiſtrator beſtellt.

Am Stationshof Mößl, woſelbſt der Zug von Eberſtein in 31 Minuten ankömmt, endet die Zweigbahn der Rudolfs-Eiſenbahn; indeſſen hat die Union der Hüttenberger-Eiſenwerkgeſellſchaft die Bahn bis Hüttenberg verlängert, und es geht daher der Zug der Rudolfs-Zweigbahn bis zum Stationshof in Hüttenberg.

Der Markt Hüttenberg iſt wegen den in ſeiner Nähe befindlichen uralten und reichen Eiſenminen von großer Bedeutung für Kärnten. Der Bergrücken zwiſchen dem Moſinz-, Görtſchitz- und Lölling-Bache, ein Ausläufer der Saualpe, enthält den Eiſenerz-Reichthum von vorzüglicher Güte. Dieſe Minen ſind uralt, denn neuere Schriftſteller ſind der Meinung, daß die Erzlager ſchon von den älteſten Bewohnern des Landes, den Kelten bebaut worden ſein mußten. Die römiſchen Schriftſteller erwähnen die Vortrefflichkeit des noriſchen Eiſens, und daß unter demſelben nicht blos die oberſteieriſchen Erze gemeint ſein konnten, ſondern auch die kärntneriſchen darunter begriffen geweſen ſein mußten, wird dadurch außer Zweifel geſetzt, weil im Markte Hüttenberg zwei römiſche Inſchriftſteine gefunden wurden, und ſich noch dort befinden, daß man weiters dort römiſche Münzen aus der Zeit der Antonine und Hadrians ausgegraben hat, daß beim Orte

Digitized by Google

Semlach am Erzberge ebenfalls zwei Römerſteine mit Inſchriften ausgeackert wurden, endlich, daß bei Semlach eine Eiſenſchlacken-Halde bei 120 Klafter lang, 80 Klafter breit und 8 Fuß mächtig unter der Erdoberfläche beſteht, deren Beſtandtheile bereits zu einem feſten Conglomerat gekittet ſind. Die Verwitterung dieſer Eiſenſchlacken iſt bereits ſo weit vorgeſchritten, daß ſie ſchon wahren Braunerzen ähnlich geworden ſind. In Anbetracht nun, welch' lang'e Zeit eine ſolche chemiſche Zerſetzung blos liegender Schlacken braucht, und welcher Zeitraum erforderlich iſt, um ſelbe zu einem feſtgebackenen Conglomerate zu verkitten: ſo muß man auf einen ſehr fernen Zeitpunkt ſchließen, in welchem an dieſem Platze ausgedehnte Hüttenwerke errichtet, und die Eiſenerze des Erzberges geſchmolzen und verarbeitet waren. Ueber das hohe Alter dieſer Schlacken haben ſich übrigens Fachmänner übereinſtimmend ausgeſprochen.

Wir haben nun alle bereits vollendeten Eiſenbahn-Strecken in Kärnten in geſchichtlicher Beziehung beſprochen, und behalten uns vor, ſeiner Zeit auch über die Strecke von Villach gegen Süden wenn ihre Richtung ermittelt ſein wird, eine ähnliche Skizze zu liefern.

P. Rainer Graf †.

Wir ſind in der traurigen Lage, in unſerem vorliegenden Blatte noch einem zweiten verehrten Freunde und Mitarbeiter desſelben ein Lebewohl nachrufen zu müſſen.

Am 7. Juni, Nachmittag 3 Uhr, ſtarb im Warmbade bei Villach am wiederholten Schlagfluſſe Herr P. Rainer Graf, Capitular des Benediktinerſtiftes St. Paul und k. k. Profeſſor am Obergymnaſium in Klagenfurt. Er war am 24. Mai 1811 in Laibach geboren, wo er auch ſeine Studien vollendete, trat im Jahre 1835 in das Benediktiner-Stift St. Paul und wurde im Jahre 1839 zum Prieſter geweiht. Wir behalten uns vor, ſeiner Thätigkeit als Lehrer und ſein wiſſenſchaftliches Wirken in einem ausführlichen Nekrologe zu würdigen und erwähnen dießbezüglich jetzt nur, daß er Mitglied der zoologiſch-botaniſchen Geſellſchaft und des botaniſchen Vereines in Regensburg ſowie durch eine Reihe von Jahren Mitglied der Ausſchüſſe des kärntneriſchen Geſchicht-Vereines und des naturhiſtoriſchen Muſealvereines war. Das Hinſcheiden des liebenswürdigen, wegen ſeiner Herzensgüte und tiefen wiſſenſchaftlichen Bildung allgemein geehrten und hochgeachteten, von ſeinen Schülern geliebten

Digitized by Google

und hochgehaltenen Mannes rief in Klagenfurt, wo er zahlreiche Freunde und Bekannte hatte, allſeitige lebhafte Theilnahme und aufrichtige Trauer hervor.

Ehre ſeinem Andenken; Friede ſeiner Aſche!

Beiträge zur Geſchichte von Kärnten.

1. Franzöſiſche Invaſion*).

In eben dieſem Jahr iſt auch ein großer Cometſtern lange Zeit geſehen worden, 1813 den 15. Auguſt wurde der hohe Geburtstag Sr. Majeſtät Kaiſer Napoleon das letztemal gefeiert, Ihro Gnaden Herr Johann Zoboth, damaliger würdigſter General-Vicarius hielt das feierliche Hochamt, die Predigt ein Kaplan, und auf eine ſolche Art wie es von dem franzöſiſchen Herrn Intendanten vorgeſchrieben wurde, daß, uns Gott der Herr einen ſo guten, weiſen, vorſichtigen Regenten verliehen habe, der alle ſeine Unterthanen nur ſucht glücklich zu machen, als wenn man zugleich die Hände und Füße abbräche.

Nach beendigter Predigt war der feierliche Umgang am Platze, während der Prozeſſion machte das franzöſiſche Militär eine ſchöne Parade und rebellten mit ihren Trommeln, als wenn der Feind ſchon vor der Naſe wäre.

Den 16. Auguſt hat der Krieg abermals ſeinen Anfang genommen, Oeſterreich mit Frankreich, und es kamen auch die kaiſ. den 20. vor die Villacher Stadt an; begehrten die Stadt zu übergeben, aber die Franzoſen wollten nicht, — allſogleich wurden die Brücken abgeworfen, den andern Tag als den 21. an einem Samstag wurde die Stadt Villach von der kaiſ. Artillerie mit 12 Kanonen beſchoſſen, von 9 bis 12 Uhr mit 10-, 12-, 15pfündigen Kanonenkugeln, auch mit Haubitzen. Indeſſen das fürchterliche Kanoniren währte, waren wir mit Furcht und Schrecken umgeben geweſen, und es wäre kein Wunder, wenn einige vor Furcht geſtorben wären, weil die Kanonenſchüſſe 10 Stunden weit gehört wurden, und es ſind nunmehr 537 Jahre verfloſſen daß Villach beſchoſſen wurde, aber an dem heutigen Tag hatten die Villacher abermals die Ehre, von der kaiſ. Artillerie mit Kanonen begrüßt zu werden, auch mußten ſehr viele ihr Haus verlaſſen, um ihr Leben zu verſichern, beſonders in der

*) Aus den Originalaufzeichnungen des Tiſchlermeiſters Reiniſch in Villach, der 1868 geſtorben, mitgetheilt von Dr. V. Pogatſchnigg.

Digitized by Google

Lederergaſſe. Den 23. wichen die Franzoſen Nachmittags um 3 Uhr, zwar aus der Stadt, verbargen ſich aber in den Federaunberg. Unterdeſſen wurde die Brücke gemacht, und Abends um 6 Uhr kamen die k. Huſaren und Kroaten herein, und lagerten ſich außer der Stadt voll an Wein, und ſchlaften ruhig, indeſſen aber ſchlaften die Franzoſen nicht, ſondern lauerten nur, wie ſie die k. übervortheilen könnten.

Den 24. als am Feſt des h. Apoſtel Bartholomäus in der Früh um halb 5 Uhr kamen die Franzoſen aus dem Fedcraunberg, weckten die k. auf, jagten ſie mit Sturm zurück in die Stadt, ſchoſſen mit Kartätſchen heftig nach. Indeſſen wurde von Früh Morgen bis Nachmittag beiderſeits heftig kanonirt, auch aus denen Häuſern gefeuert und über die Drau, die Franzoſen hinaus und die k. hinein, zogen doch Nachmittag um 2 Uhr ab, legten noch vorher Feuer bei dem Felix Friedrich, Schloſſermeiſter, verbargen ſich abermals im Federaunerberg.

Die k. kamen das zweite Mal herein, beſetzten und verſchanzten die Stadt aller Orten, daß Niemand hinaus in die obere Vorſtadt oder herein kommen könnte, zogen Palliſaden vor das Burgthor und blieben verſchanzt vom 24. bis 28. Auguſt. An dieſen Tagen kamen die Franzoſen aus ihrem Verborg hervor mit ihrem Vice-König Nachmittag 4 Uhr und wollten in die Stadt, weil aber von denen k. heftiger Widerſtand gemacht wurde, ſo wurde beiderſeits heftig kanonirt von 4 bis halb 8 Uhr Nachts. Den andern Tag als am 29. war der Schutzengel-Sonntag, wurde um 4 Uhr Morgens angefangen wieder zu kanoniren beiderſeits, und es konnte weder in der Stadt oder in der Vorſtadtpfarr kein Gottesdienſt gehalten werden, ſondern dieſer Feſttag wurde den ganzen Tag zugebracht mit Kanonen- und Muskefenfeuer, denn die Feinde, welche das bedrängte Villach umgaben, und keiner nachgeben wollte, ſondern jeder ſein Recht behaupten wollte, daher dann die Stadt Villach an dieſem Tag abermal einen ſehr heißen Sturm ausſtehen müſſen, dergleichen ſie in Zeit von 100 Jahren keine ſolche Feuersbrunſt nicht gehabt haben. Dann zu Mittag um ¼ auf 12 Uhr haben die Franzoſen mit einem Pechkranz in der obern Vorſtadt, bei dem ſogenannten deutſchen Wirth, angezunden, warfen auch allſogleich die angezündeten Pechkränze in die Stadt, daß die Stadt und die obere Vorſtadt zugleich in Feuer war, nebſt dem wurde beiderſeits heftig mit Kanonen gefeuert, daß Niemand mit Feuerſpritzen konnte zu Hilfe kommen. Die kaiſ. mußten retiriren über die Brücke in die Vorſtadt, alsdann machten ſie es ebenſo, wie die Franzoſen, zündeten mit gefüllten Granaten den unteren Theil der

Digitized by Google

Stadt an, und die Franzoſen kamen mit ſammt ihrem Vice-König herein, zogen ſogar von denen Brunnen die Röhre aus, daß nur Niemand kein Waſſer bekommen könnte, und an dieſem Tag iſt viel Ach und Weh gehört worden, es hatte alſo die Stadt Villach nicht umſonſt dieſen ſo traurigen Namen, und das Feuer währte von Mittag bis in die ſpäte Nacht ſammt denen unaufhörlichen Kanonenſchüſſen von beiden Feinden den ganzen Tag. Bei dieſer erlittenen Feuersbrunſt wurden in der oberen Vorſtadt 20 Häuſer abgebrannt, in der Stadt 156, auch in der unteren Vorſtadt 9 Häuſer, zuſammen 185 ſammt allen Lederer-Werkſtätten, auch alle Fleiſchbänke und 2 Joch von der Brücke, 53 Häuſer in der Stadt ſein verblieben, und auf eine ſolche traurige Art wurde der Schutzengel-Sonntag beſchloſſen.

Nachdem nun Villach durch das Feuer, welches die zwei Feinde uns zugefüget haben, beſtürmt worden, da wollte nun auch das Waſſer uns den gänzlichen Untergang anzeigen, da fing es an zu regnen ohne aufzuhören und man glaubte gänzlich, alle Böden werden von Vielheit des Waſſers einfallen, wie es auch wirklich geſchehen iſt, und wir hatten die ganze Zeit hindurch keinen trockenen Faden an unſerem Leib.

Indeſſen bereiteten die kaiſ. die 60pfündigen Kanonenkugeln, oder die ſogenannten Mauerbrecher und wollten die abgebrannte Stadt Villach zu einem Steinhaufen zuſammen ſchießen, und ſie würden es auch vollzogen haben, wenn nicht der Herr Joſef Wanggo, damaliger preiswürdigſter Pfarrer zu St. Nikolaus ſo demüthig vorgebeten hätte bei die Herren Generals, daß es nicht dem alſo wäre, wie damals Villach in einem ſo üblen Ruf geweſen iſt. Und die Franzoſen wollten auch nicht weichen, verfertigten derohalben Schiffbrücken, nahmen von dem Stadtpfarrthurme wie auch von dem Kirchthurm St. Peter an der Perau die Glockenſtricke und verwendeten ſolche zu den Schiffbrücken, wurden aber allezeit von denen k. Militärs verhindert, daß denen Franzoſen ihr Vorhaben iſt zu Waſſer worden. Nachdem nun die Franzoſen durch ihre Spionen berichtet worden, daß das k. Militär zu Nachts in der Stille Sonnſeiten aufmarſchirten, zogen ſie endlich in der Nacht am 20. September ganz in der Stille heimlich ab, nachdem ſie nach dem Feuer annoch 22 Tag hier geweſen ſein.

Stimmen vom Dobratſch.

Es war eine wunderſchöne mondhelle Nacht vom 7. auf den 8. September v. J. und die Luft ſo milde, daß mehrere Gäſte es vorzogen

Digitized by Google

die Nacht im Freien zuzubringen, ſtatt in dem allerdings für beſcheidene Anſprüche eingerichteten Hôtel. Es ward auf dem Tiſche von denſelben eine ziemliche Quantität ſchwarzen und weißen Kaffees vertilgt, denn auch die ſchöne Welt war ſtark vertreten.

Daß zwei ſpäter angekommene „Alpenfexen“ wie man uns Gebirgsfreunde häufig nennt — kein Prunkgemach mehr erhielten, that weniger zur Sache — auch, daß man uns im Vorhauſe unterbrachte, wo es Thüre auf und zu ging, wäre noch zu ertragen geweſen; daß aber Leute, recte Kerl's herauf kommen, lediglich zu trinken (und ſich zu betrinken), zu lärmen und zu ſingen, lediglich, um oben geweſen zu ſein (denn wie ſich Alles anſchickte, den Sonnenaufgang zu erwarten, zogen dieſe wieder thalabwärts) — iſt ein Uebelſtand, den eigentlich freilich nur Bildung hintanzuhalten vermag — deſſen Hintanhaltung aber — bis Bildung Gemeingut! — doch immer anzuſtreben wäre, ſei es denn: wie es wolle!

Die Cabinen mit Feldbetten ſind ſehr zweckmäßig, das „Unterdach“ muß wohl erſt regulirt werden, allein ein größeres Zimmer für Gäſte, die nicht — nur um zu ſaufen und poltern herauf kommen — wäre vor Allem ſehr erwünſcht. Nicht nur iſt die Bedienung gut, auch geſchmackvoll war das Eſſen bereitet und es iſt Alles zu haben, was auf ſolcher Höhe und für die Eröffnung einer Unternehmung verlangt werden kann, allein eine Vergrößerung und Verbeſſerung iſt um ſo dringender geboten, als auf die Frage: „ob es öfters ſo zugehe?“ — die Wirthsleute erwiederten, daß ſie ſeit 14 Tagen mehr in kein Bett gekommen ſeien!!!

Der Aufruf um Theilnahme wäre daher noch mehr zu veröffentlichen und mit Darſtellung des Planes zu verbreiten, denn Kärnten allein kann nicht Alles leiſten.

Obwohl nun überglücklich, den Dobratſch beſtiegen und ſeine Rundſchau genoſſen zu haben — zufrieden, doch den Anfang eines ſehr zweckmäßigen Unternehmens geſehen zu haben — überzeugt von der Brauchbarkeit des Panorama's für Freunde (zugleich eine ſchöne Erinnerung!), glaubt Schreiber dieſer Zeilen doch mit dieſen Andeutungen sine ira et studio! — nur der Sache zu nützen und hofft, daß man möglichſt in ſelbe eingehen und helfen werde, wie und wo es möglich iſt, denn es ſteht — wie der Stadt Villach durch die Kreuzung zweier ſo wichtigen Eiſenbahnen — der Alpe eine große Zukunft bevor und ein Beſuch, der

Digitized by Google

Kärnten bald in den Vordergrund der europäiſchen — wenigſtens deutſchen Alpenländer ſtellen wird.

Nicht alſo nur ein vulgo Salon, wie dies doch überall für die beſſere Klaſſe von Reiſenden Gebrauch iſt, ſondern Abweiſen ſolcher Leute, welche jede ſolide Geſellſchaft hintanweiſen, was eben dieſe bewog, ſich in's Freie zu flüchten und ein Preis der Rundſchau, der die Anſchaffung Jedem möglich macht, ſind allgemein dort oben (auf luftiger Höhe!) vernommene Wünſche, die wir hier der Oeffentlichkeit übergeben — in der angenehmen Hoffnung, daß ſie nicht pia desideria bleiben? —

J. C. H.

Das Projekt der deutſch-kroatiſchen Verbindungsbahn, ſo weit ſelbe Kärnten durchzieht.

Dieſe Bahn iſt gegenwärtig folgendermaßen projektirt. Es wird ſüdlich von Obdach die Waſſerſcheide der Dachshöhe überſetzt und die Bahn geht hoch über die Thalſohle am rechten Lavantufer fort. Der erſte kärnt. Bahnhof iſt zwiſchen St Leonhard und dem Schloſſe Wieſenau in Ausſicht genommen, weit vom Eiſenſchmelzwerke und weit vom Städtchen. Die Bahn ſoll dann am rechten Ufer fort gehen und die nächſte Station wahrſcheinlich Wolfsberg ſein, dann am rechten Ufer fort, der Bahnhof für St. Andrä unter dem Städtchen an deſſen ſüdlichem Ende. Wieder fort am rechten Ufer und der Bahnhof für St. Paul ungefähr am Anfang der in dieſen Marktflecken führenden Allee, zu welchem Zwecke die Reichsſtraße umlegt werden müßte, was keinem Anſtande unterliegen dürfte, da ſie verkürzt wird. Dann geht's wieder fort am rechten Ufer durch die das Thal ſchließende Schlucht, durch welche auch die Umlegung der Reichsſtraße geplant war, und es wird gegen Ende dieſes Grabens die Lavant hoch mit einem ſchönen Objekte überbrückt. Der Bahnhof von Lavamünd ſoll auf einem kleinen Plateau links von der Lavantbrücke zu ſtehen kommen. Dann ſoll die Drau überſetzt werden, wozu alternativ zwei Punkte in Ausſicht genommen ſind. Der Drauburger Bahnhof käme dann jenſeits des Marktes am rechten Ufer zu ſtehen, ein paar tauſend Schritte oberhalb des Südbahnhofes, und ſoll demſelben durch eine Verbindungs-Bahn angeſchloſſen, die Hauptbahn aber durch einen Tunnel nach Steiermark geführt werden, die Südbahn durchſchneiden ꝛc. Dieſes Projekt hat weſentliche Bedenken und wird hoffentlich mehrfach abgeändert werden.

Digitized by Google

Es iſt zwar ganz richtig, die Dachshöhe ſüdlich zu überſchreiten, da dieſe Waſſerſcheide niedriger iſt, als die nördliche, aber die Bahn betritt das Thal in ſolcher Höhe, daß es bei dem ſehr ſtarken Fall außerordentlich ſchwierig iſt, gehörig herab zu kommen Sie iſt noch 70—80 Fuß über dem Hochofen von St. Leonhard und es dürfte ſelbſt ſchwierig ſein, zu dem weder der Stadt noch dem Hochofen konvenirenden Stationsplatze herab zu kommen. Es iſt wieder ſehr ſchwer, in Twimberg einen für den Hochofen von Waldenſtein, das Hinterland, ſowie für die Kommunikation mit der Pack ſo nothwendigen Bahnhof anzubringen. In St. Gertraud dürfte es ganz unmöglich ſein, am rechten Ufer durchzukommen, da hiezu entweder das ganze Eiſenſchmelzwerk mit mindeſtens 200000 fl. abgelöſt, oder ein koſtſpieliger, vielleicht nicht einmal auszuführender Tunnel geplant werden müßte. Unterhalb Wolfsberg ſoll die Bahn weit ab von den am linken Ufer erſchloſſenen reichen Kohlenlagern führen, während das rechte Ufer außer dem armen Städtchen St. Andrä, welches gar keine Induſtrie hat, nichts bietet. Die größte Schwierigkeit beſteht aber in Unterdrauburg. Der dortige Bahnhof wäre ohne jede directe Verbindung mit dem Orte. Die Unterdrauburger könnten, wenn ihre Brücke wieder geſchädigt wäre, wie im vorigen Winter, von ihren Fenſtern zwei Bahnhöfe ſehen und keinen erreichen. Andererſeits beſtehen aber gegen einen Bahnhof am linken Ufer auch wieder große Bedenken. Es empfiehlt ſich die Bahnanlage wegen geringerer Grundablöſung ꝛc. unterhalb Lavamünd am rechten Ufer weit mehr als am linken, es müßten alſo dann bei Drauburg zwei Draubrücken angelegt und der Tunnel auf einem Punkte da aufgeführt werden, wo er nach Angabe der Ingenieurs viel länger und theurer würde und das Anlagekapital würde ſehr erhöht.

Dieſen Uebelſtänden könnte vielleicht folgendermaßen abgeholfen werden. Wenn die Waſſerſcheide auf der Dachshöhe paſſirt iſt, könnte die Bahn das Thal überſetzen und die Nordſeite desſelben gewinnen, aber nicht etwa mit einem koſtſpieligen Viadukt, ſondern längs der Berglehne. Dabei könnte ſie ſich entwickeln, reſp. herabſteigen, es könnte in St. Peter der Bahnhof für Reichenfels angelegt werden, es wäre in St. Leonhard leicht der Platz für den Bahnhof gegenüber des Hochofens, bequem für dieſen, näher dem Ort, zu gewinnen oder würde ſich vielmehr von ſelbſt ergeben. Hiernach müßte am Eingange des Twimbergergrabens die Lavant wieder überſetzt und das rechte Ufer gewonnen werden.. Der Bahnhof Twimberg iſt dann auch viel leichter anzulegen, weil die Terraine ſchon tiefer liegen und der durch die Station für die Entwicklung ver-

Digitized by Google

loren gehende Platz leichter geopfert werden könnte. In St. Gertraud muß das linke Ufer gewonnen werden, was gewiß viel billiger zu ſtehen kommt als eine Ablöſung des Hochofens. Dort wäre auch ein ſehr geeigneter Platz für einen Bahnhof. Dann müßte die Bahn freilich wieder an's rechte Ufer, weil ſie ſonſt bei Wolfsberg nicht vorüber kommt. In Wolfsberg eignet ſich am beſten der Platz bei den Teichen oder einige hundert Schritte ober demſelben für die Station. Würde der von andern vorgeſchlagene zwiſchen Reidau und Bairhofen gewählt, ſo würden ſowohl die Grundablöſung als die Zufahrtſtrecken viel mehr koſten. — Sollen nun die Kohlenlager berückſichtigt werden, was wohl außer Frage iſt, ſo muß die Bahn unter Wolfsberg wieder an's rechte Ufer und der Bahnhof an einem gelegenen Punkte angelegt werden. St. Andrä wird dadurch wohl etwas weiter davon entfernt, allein es würde einen reichlichen Erſatz in der vor ſeinen Augen ſich entwickelnden Induſtrie finden. Inwieferne nun durch dieſe Veränderungen die weitere Linie beirrt wird, ob noch das rechte Lavantufer gewonnen werden muß, ob die Bahn am linken Ufer bleiben kann, und die Grundablöſung viel billiger wäre (am rechten Ufer werden die ſchönſten Gründe des Stiftes St. Paul durchſchnitten), wage ich nicht zu entſcheiden.

In letzterem Falle, wenn nicht mehr überſetzt wird, würde ſich die Anlage des Bahnhofes für St. Paul bei der Federnfabrik Kollnitz empfehlen.

Zum Schluſſe betone ich noch, daß den Unterdrauburgern in irgend einer Weiſe geholfen werden muß. Stellt ſich die Anlage eines Bahnhofes am linken Drauufer wegen der doppelten Ueberbrückung und des längeren Tunnels wirklich als zu theuer heraus, ſo könnte entweder die beſtehende Draubrücke verbeſſert und gegen Elementarereigniſſe ausreichend geſichert werden, oder es könnte unmittelbar zum neuen Bahnhofe eine ganz neue Brücke hergeſtellt werden. Die Koſten einer ſolchen Brücke würden ſich circa auf 25000 fl. belaufen. Wenn die Länder Kärnten und Steiermark, die Bahnunternehmung, die konkurrirenden Gemeinden zuſammenhelfen, ſo dürfte dieſe Auslage denn doch erſchwinglich ſein. Eine dritte Möglichkeit wäre vielleicht die, daß zur projektirten Ueberbrückung der Drau oberhalb Drauburg, der tiefere Punkt gewählt und dort ein gemeinſchaftlicher Bahnhof für Lavamünd und Drauburg geſchaffen wird.

Herbert.

Digitized by Google

Aus Klagenfurt.

(Jubiläum der Liedertafel. — Dr. Brehm und ſein Vortrag. — Dr. F. v. Dreer und ſeine Münzenſammlung.)

Es war ein luſtiges buntes Leben in Klagenfurt in den 2 Feiertagen zu Ende Juni. Von allen Richtungen kamen Schaaren luſtiger Sangesbrüder, um mit dem hieſigen Männergeſangsverein das Feſt ſeines 25jährigen Beſtehens zu feiern. Die Stadt hatte ſich ein buntes Feſtkleid von vielfärbigen Fahnen, Kränzen, Feſtons, Triumphthoren u. ſ. w. angethan und dadurch war der Einzug der ſtattlichen Menge von Gäſten und Abgeſandten faſt aller Singvereine Oeſterreichs ein feſtlicher. — Das Concert, das unter Mitwirkung aller muſikaliſchen Kräfte der Stadt im ganzen ſehr gelungen, in manchem Einzelnen ausgezeichnet war, repräſentirte das künſtleriſche Streben des Vereines, im darauf folgenden Banquet im Salon beim Sandwirt von Feſtreden und Toaſten aber fand die eigentliche Feier des Tages ihren Ausdruck, daß Dr. Taurer, der als der eigentliche Gründer des Vereines anzuſehen und Max v. Moro der erſte Vorſtand, dabei mitwirkten, erhöhte die feſtliche Stimmung, die im Telegramme an Se. Majeſtät den Kaiſer und Fürſt Bismark ihren Gipfelpunkt erreichte. Die Abends abgehaltene Liedertafel, das in den Franz Joſefs Anlagen den Gäſten gegebene Frühſtück ſo wie der zwar verregnete, aber dennoch vielbeſuchte und fröhliche Ausflug nach Pörtſchach waren der geſelligen durch Lied und Sang erhöhten Freude gewidmet.

In die Tage der luſtigen Feſttage fiel die Anweſenheit des Doktors E. A. Brehm, des berühmten Verfaſſers des „illuſtrirten Thierlebens", „Lebens der Vögel" u. ſ. w. Den Einladungen des naturhiſtoriſchen Muſeums in liebenswürdigſter Weiſe entgegenkommend, hielt er am 30. Juni im Saale des Caſino einen ganz unentgeldlichen Vortrag über die „Vogelberge Lapplands". Der ſchon in ſeiner äußeren Form ungewöhnlich ſchöne und anſprechende Vortrag entwarf 3 Bilder aus dem Leben nordiſcher Vögel, die nicht nur ſehr lehrreich und ungemein anziehend, ſondern auch ausgeſtattet waren mit ſo vielen geiſtreichen Wendungen und feinen Zügen voll Humor und Gemüthes. Anknüpfend an eine nordiſche Sage ſchilderte das erſte die durch tiefe Meereseinſchnitte, Fiorde, zertheilte, vielfach zerriſſene und zerklüftete Felſenküſte Norwegens, das innige Vertrautſein der Eidergänſe mit den Lappen, die dieſen für heilig gehaltenen Vögeln zu ihrem Brutgeſchäfte nicht nur Dach, Kammern ꝛc. des Hauſes überlaſſen, ſondern ſie ſelbſt in ihrer Wohnſtube dulden; das zweite führte uns auf

Digitized by Google

einen der Felſenberge, auf welchen die Sturmmöven in zahlloſen Schaaren niſten und ließ uns in reizender Weiſe die erſten Flugverſuche einer jungen Möve ſehen; das dritte aber zeigte in großartigen Zügen den faſt unglaublichen fabelhaften Reichthum des nordiſchen Vogellebens. Wenn ſchon Faber ſagt, daß die Möven an den Vogelbergen in ſolcher Menge niſten, daß ſie die Sonne verdunkeln, wenn ſie auffliegen, das Meer bedecken wenn ſie ſitzen, die Ohren betäuben, wenn ſie ſchreien, ſo bekam ich doch, ſo erzählte uns Brehm am Schluſſe ſeines Vortrages, das wahre Bild eines Vogelberges, als ich am Vorgebirg Svärholt unweit des Nordcaps vorüberfuhr und mein Freund, der Führer des Poſtdampfſchiffes, ein Geſchütz abfeuerte, um die Möven aufzuſcheuchen. Die gewaltige Wand war mir erſchienen, wie eine rieſenhafte Schiefertafel, die mit Millionen kleiner weißer Pünktchen bedeckt iſt; nach dem Knall des Schuſſes löſten ſich die Punkte theilweiſe ab, wurden lebendig, wurden zu Vögeln, zu blendenden Möven und ſenkten ſich minutenlang auf das Meer nieder ſo dicht, ſo ununterbrochen, als wäre ein Schneeſturm losgebrochen, und wirble rieſenhafte Flocken vom Himmel nieder, minutenlang ſchneite es Vögel, in unüberſehbarer Ferne war das Meer damit bedeckt, und doch ſchienen an der Wand der weißen Punkte nicht weniger geworden.

Der Vortrag ſchloß unter dem lebhafteſten Beifall der zahlreichen Verſammlung.

In dieſe Tage der Freude fiel ein Ereigniß, das der Stadt Klagenfurt aber für alle Zukunft eine Zierde derſelben gebracht hat. Es wurde die von Dr. F. Dreer ſeiner Vaterſtadt vermachte Münzenſamlung der Gemeinde übergeben.

Franz Ritter v. Dreer, Dr. der Medizin und Primararzt des Irrenhauſes in Trieſt, war in Klagenfurt geboren, machte am hieſigen Gymnaſium ſeine Studien durch und promovirte in Wien zum Dr. der Medizin. Seine Abſicht war es in Klagenfurt, wo ſeine Aeltern lebten, als Arzt ſich niederzulaſſen; ein aſthmatiſches Leiden jedoch, das, ſo oft er von Reiſen, die er unternahm und theilweiſen Aufenthalt an anderen Orten nach Klagenfurt kam, ihn immer wieder befiel, beſtimmte ihn, ſeinen bleibenden Aufenthalt in einem wärmeren Klima zu nehmen; er wählte Trieſt, wo er ſich als Arzt niederließ. Dort verbrachte er bei 40 Jahre, den größten Theil ſeines Lebens, und kam, wenn er auch faſt jährlich Reiſen im wiſſenſchaftlichen Intereſſe unternahm, doch viele Jahre lang gar nicht nach Kärnten, um nicht den ſchlummernden Keim ſeiner Krankheit, wie er wenigſtens beſorgte, wieder zu wecken.

Digitized by Google

In Trieſt hatte er ſich ſchnell allgemeine Anerkennung erworben; er war ein ausgezeichneter Arzt, ſeine Standesgenoſſen anerkannten den ſicheren ſcharfen Blick für die Wurzel der Krankheit. Dreer war darum ein vielgeſuchter und ein beliebter Arzt auch, weil er in ſeinem Berufe das Mitgefühl für menſchliches Leiden ſich lebendig erhalten hatte. Ausgezeichnetes leiſtete er als Irrenarzt und vollendete oder bahnte wenigſtens an viele Reformen im dortigen Irrenhauſe; manche ſeiner gewonnenen Erfahrungen und neuen Ideen legte er in eigenen in italieniſcher Sprache geſchriebenen Abhandlungen nieder. Seine diesbezüglichen Leiſtungen wurden von mehreren gelehrten Geſellſchaften durch ſeine Ernennung zu ihrem Mitgliede und von Seite der Regierung durch Verleihung des Franz Joſefs Ordens anerkannt.

Sein lebendiger, reicher Geiſt erforderte aber noch andere vielfache wechſelnde Nahrung; wie er ſchon als Student des Gymnaſiums durch Privatſtudien, beſonders linguiſtiſche, und naturwiſſenſchaftliche, namentlich als Botaniker und Entomolog ſich hervorgethan, ſo wendete er ſich in Trieſt, wohl in Erinnerung an ſeinen Vater und durch das Beiſpiel ſeines viel früher heimgegangenen Freundes und Landsmannes Dr. Octav v. Veſt, der Geſchichte und dem Sammeln antiker Münzen mit ſo entſchiedenem Ernſte zu, daß er die Ausgabe großer Summen nicht ſcheute und in den Beſitz der herrlichen nachgelaſſenen Sammlung des eben genannten Dr. Veſt ſich ſetzte.

Dieſe Sammlung hatte freilich ganz außerordentliche Vorzüge. Während in der Regel die Sammler ſowohl chaldäiſche u. perſiſche als griechiſche und römiſche Münzen ſammeln, was eine, Privatkräften in der Regel nicht erreichbare Vollſtändigkeit ausſchließt, ſammelte Veſt mit geiſtreichem Entſchluß und Feſtigkeit nur Münzen der griechiſchen Epoche, die noch keine Spur römiſcher Oberherrſchaft zeigen, wie ſ. Z. Hunter für Schottland und leiſtete darin wahrhaft Vortreffliches. Es weht da der friſche Hauch helleniſcher Blüthezeit, der ſchönſten Zeit der Menſchheit. Dieſe Sammlung nun, die viele berühmte Unica enthält, kaufte Dreer, und vereinigte ſie mit ſeiner eigenen zu einer der reichſten ſchönſten Münzenſammlungen, die irgendwo in Privathänden exiſtirt. Dieſe große reiche ſchöne Sammlung nun vermachte Dreer ſeiner Vaterſtadt zur Aufſtellung im hiſtoriſchen Vereine mit allen Katalogen, Büchern, ſteuerfrei und unveräußerlich als Dreer'ſche Sammlung.

Sein Leben und ſeine volle Thatkraft widmete der vortreffliche Mann einer fremden Stadt, aber er hat auch dort ſeinem Vaterlande Ehre ge-

Digitized by Google

macht und die Liebe zu ſeiner Heimat, der er durch ein böſes Geſchick fern bleiben mußte, tief im Herzen warm und lebendig erhalten Dreer war unverheirathet geblieben und in den Jahren beginnenden Alters, die Furcht vor der Krankheit überwindend, doch öfter, wenigſtens auf Tage in die Heimat zu den Seinen gekommen, hatte da alte Freundſchaft wieder aufgeſucht und den Entſchluß gefaßt, ſeine letzten Lebensjahre da zu verleben. Das Schickſal wollte es anders; Allen ſeinen Freunden und Bekannten unerwartet, verſchied er am 9. Juni im Hauſe ſeines Freundes und Landsmannes Doctor Rabel nach eingetretenem Schlagfluß, in den letzten Stunden gepflegt und umgeben von ſeinen beſten, liebſten Freunden.

Durch ſein Vermächtniß hat er ein bleibendes Andenken ſeiner Heimathliebe der Vaterſtadt hinterlaſſen; ſeine Münzenſammlung, deren Werth nach vielen Tauſenden beziffert wird, wird im Muſeum des Geſchichtvereines aufgeſtellt, nicht nur eine Zierde desſelben, ſondern der Stadt und dem Geſchichtsſtudium von unſchätzbarem Werthe, das Ziel der Wallfahrt manches geſchichtsforſchenden Gelehrten ſein.

Uns aber ſeinen Landsleuten wird ſie ein äußerſt werthvolles Denkmal der Erinnerung an einen hochbegabten, vortrefflichen Landsman ſein, der, wenn ihm auch nicht gegönnt war, in und für die Heimat zu wirken, doch die Frucht ſeines jahrelangen emſigen Strebens und Suchen das Werk, für das er mit den edelſten Kräften ſeiner Seele gewirkt, das ſein Intereſſe und ſeine Freude war, ſeiner geliebten Vaterſtadt als ein Zeichen ſeiner nie geminderten Vaterlandsliebe vermachte. Ehre ſeinem Andenken!

Literariſches aus der Nachbarſchaft.

Chronik von Maria Raſt in Unterſteier. Von J. C. Hofrichter, Mitglied des ſteier. hiſtor. Vereines, Correſpondenten der k. k. Central-Commiſſion für öſterreichiſche Baudenkmale ꝛc. Gedrukt bei R. Bertſchinger in Klagenfurt; Verlag in Fr. Leyrer's Buchhandlung in Marburg.

Abgeſehen davon, daß der Verfaſſer dieſes Schriftſtückes Ehrenmitglied des kärntneriſchen Geſchicht-Vereines und ſeit einer Reihe von Jahren Mitarbeiter der „Carinthia“ iſt, bietet dasſelbe auch für Kärnten mannigfaches Intereſſe, obſchon das Objekt der vorliegenden „Chronik“ außerhalb unſeres Heimatlandes liegt.

Digitized by Google

Maria Raſt, Pfarrort an der Südbahn (Kärntnerbahn) gelegen und Station derſelben, beherbergte länger als durch ein Jahrhundert — bis zur Errichtung des Staatsgymnaſiums in Marburg, — eine wiſſenſchaftliche Lehranſtalt, deren Ruf damals ziemlich ausgebreitet war. Unter ihren Schülern, aus deren Reihen viele um Staat und Kirche verdiente Männer hervorgingen, finden wir auch zahlreiche Kärntner und Namen, deren Träger durch ihre ſpätere Laufbahn für unſer Land intereſſant und merkwürdig wurden. Nebſt drei ſpäteren Aebten von St. Paul — Albert I. Reichhart (ſtudirte 1646), Johann VI. Rainer (1683) und Benedikt Haßler aus Klagenfurt (1704), und drei nachmaligen Aebten von Viktring, — Johann Moſer (1666), Wulf von Jaring (1694) und Pitreich aus Marburg (1716), begegnen wir in den Verzeichniſſen der Studenten von Maria Raſt, welche den Zeitraum von 1645 bis 1760 umfaſſen, Sprößlingen aus den kärntneriſchen Adelsgeſchlechtern Aichelburg, Fromüller, Gabelkhoven, Galler, Grottenegg, Jabornegg von Gamſenegg, Jöchlinger, Kemether, Lobron, Mordax, Ottenfels, Rambſchüßel, Roſenberg, Sternbach, Silberegg, Stampfer, Teuffenbach, Thurn, Tſchabuſchnigg, Urſenbökh u. a., ſowie nicht minder bürgerlichen Familien, wie die Rohrmeiſter, Scheuchenſtuehl, Obermayer, Edlinger, Eggendorfer, Wanggo, Benedikt, Dörer, Rechperger, Pogatſchnig, ꝛc. ꝛc.

Das Buch iſt in 2 Abtheilungen geſchieden, deren erſte die Monographie der Pfarre Maria Raſt, die zweite den Auszug aus der pfarrlichen Chronik enthält. Dieſer bringt die von den einzelnen Pfarrern geführten Aufzeichnungen der die Kirche, Pfarre und den Ort ſelbſt betreffenden Memorabilien.

Das Schriftchen, welches für den Geſchichtfreund überhaupt nicht ohne Intereſſe iſt, kann insbeſondere dem hochwürdigen Clerus als ein ſehr entſprechender Fingerzeig bei Anlage der auch in der Gurker-Diözeſe ſchon ſeit längerem eingeführten pfarrlichen Gedenkbücher (libri memorabilium) empfohlen werden, welche, wenn ſie zweckmäßig und ſorgfältig geführt werden, für den Forſcher in der heimatlichen Geſchichte höchſt ſchätzenswerthe Behelfe ſind.

G.

Franz von Mygind, der Freund Jacquins,

von Ludwig Freiherr von Hohenbühel.

In den Verhandlungen der k. k. zoologiſch-botaniſchen Geſellſchaft

Digitized by Google

in Wien, Band XX. Jahrgang 1870. S. 879—924 findet ſich eine Lebensbeſchreibung:

Franz von Mygind, der Freund Jacquin's. Ein Beitrag zur Geſchichte der Botanik. Von Ludwig Freiherrn von Hohenbühel-Heufler.

Dieſe Abhandlung iſt deshalb für Kärnten von Bedeutung, weil Wulfen, der Vater unſerer heimiſchen Alpenflora, mit dem Botaniker Mygind in regem brieflichen Verkehre und Pflanzenaustauſche ſtand, ſowie letzterer auch zwei ſeiner botaniſchen Unterſuchungsreiſen in Kärnten mit Geldmitteln unterſtützte.

Mygind war geboren 1710 zu Brouſt, Stift Aalborg im nördlichen Jütland, kam um 1741 nach Wien, wurde Secretär und ſpäter Hofrath des Commerziendirectoriums und ſtarb als ſolcher zu Wien 1789. Er war einer der erſten Pflanzenliebhaber, welche volle zweihundert Jahre nach Matthioli den Pflanzen des Küſtenlandes und Iſtriens wieder ihre Aufmerkſamkeit zuwendeten, von denen er manche dortige Seltenheiten an den botaniſchen Garten in Wien einſandte. Myginds Aufenthalt in Iſtrien muß vor das Jahr 1760 gefallen ſein. Seine hinterlaſſene Bücherſammlung umfaßte 494 Werke, von denen über 200 botaniſchen Inhalts, war alſo für die damalige Zeit höchſt auserleſen und reichhaltig. Sein Herbar war nach dem Linné'ſchen Syſteme geordnet und beſtand aus 4240 Arten in 11 kleinen Käſtchen von hartem Holz eingeſchloſſen. Da Linné in ſeinen Werken nur bei 8500 Arten anführt, ſo beſaß Mygind die Hälfte aller Linné bekannten Arten, ſeine Sammlung war alſo verhältnißmäßig ſehr reich.

Als Nicolaus Freiherr von Jacquin 1759 aus Südamerika zurückkehrte, ſuchte Mygind ſeine Bekanntſchaft und wurde bald ein tüchtiger Pflanzenkenner, welcher mit Jacquin ſeine Bemerkungen und Beobachtungen austauſchte.

Wulfen ſchrieb nicht immer ſtets unmittelbar an Mygind, ſondern meiſt an Jacquin, dem er ſeine neuen Pflanzenfunde überſandte, der ſie wieder an Mygind mittheilte, welcher darüber ſein Urtheil abgab, das von Jacquin an Wulfen mitgetheilt wurde, der wieder ſeine Einreden erſtattete. Unter den 106 Briefen Wulfens an Jacquin ſind nicht weniger als 34, worin von Mygind die Rede iſt. Alle ſind von Klagenfurt datirt und meiſt in fließendem Franzöſiſch geſchrieben. Der erſte vom 7 Juni 1772 iſt ausnahmsweiſe lateiniſch, der letzte vom 14. Dezember 1786. Die Schlußergebniſſe dieſes Briefwechſels Wulfens mit

Digitized by Google

Jacquin und Mygind finden ſich in Wulfens Rariores Plantae carinthiacae in Jacquins Miscellanea und Collectanea. Es erhellt daraus der bisher unbekannte erhebliche Antheil, den Mygind an Wulfens botaniſchen Arbeiten hatte und wir erhalten ſehr lehrreiche Aufſchlüſſe über die neuen Entdeckungen Wulfens in den kärntiſchen Alpen, ſo von Artemisia Mutellina Vill., von Wulfen für A. glacialis L. gehalten, von Arenaria biflora L., von Wulfen für neu gehalten und als A. repens beſchrieben und abgebildet, welch letzterer Name, wie Mygind richtig bemerkt, ihrer Natur auch mehr angemeſſen, Primula Wulfeniana Schott. die er für Pr. integrifolia Jacq. hielt, Anemone apiifolia Wulf- = A. sulphurea L., Hypochoeris helvetica Wulf. (= H. uniflora Vill.) und nebſt vielen Anderen ſchließlich der Wulfenia carinthiaca Jacq., die Wulfen am 12. Juli 1779 auf der Kühweger Alpe entdeckte und Myginda nennen wollte, wenn ihm Linné, ſoll richtig heißen Jacquin, nicht zuvorgekommen wäre. Den 6. Februar 1780 äußert ſich Wulfen über das Vorhaben Jacquins, die von ihm gefundene neue Pflanzengattung Wulfenia zu nennen und drückt ſeine Erkenntlichkeit für den guten Willen aus und für die Ehre, die er ihm dadurch zu erweiſen gewillt ſei, bezweifelt aber ob ſeine Verdienſte in der Botanik ihn einer ſolchen Ehre würdig machten, unter Männern wie Cluſius, Tournefort, Jacquin Mygind und ſo vielen anderen großen und gelehrten Männern einen Rang einzunehmen.

Sehr bezeichnend für Wulfens Anſchauungen iſt eine Briefſtelle vom 18. Dezember 1774. Es handelte ſich darum, unter welchem Titel Wulfen als Mitarbeiter von Jacquins Miscellanea einzuführen ſei. Hierüber ſchreibt nun Wulfen, er bitte ihm keinen anderen Titel zu geben „que voici Patris Xaverii Wulfen. J'aime mieux qu'on m'apelle un sot etc. (Haquet hatte ihn nämlich in einem Briefe an Jacquin un sot d'exjésuite“ genannt.) que de me donner le titre de Baron. Je suis Jesuite et mourrais Jesuite, Adieu.“ Jacquin nannte ihn in Folge dieſes Wunſches zwar nicht Baron, aber auch nicht Pater; der Jeſuitenorden war nämlich fünf Jahre früher aufgehoben worden und es ſcheint, als ob Jacquin aus dieſem Grunde letzteres Wort vermieden hätte.

Die wichtigſte Nachricht, welche ſich in den Briefen Wulfens über Mygind findet, iſt noch zu erwähnen. Wulfen war ſehr arm und konnte deshalb die Koſten von Alpenreiſen ſchwer beſtreiten. In dem Briefe vom 1. Auguſt 1774 erzählt er, er habe in Nachahmung des Cluſius, der den Radſtädter Tauern beſtiegen habe, den Malnitzer Tauern bereiſt.

Digitized by Google

In ſeiner großen Armuth mache er noch die großen Ausgaben; ſei er nicht ein Narr, um ſo theuer die Spöttereien der guten Oeſterreicher zu erkaufen? Mygind erbot ſich, die Koſten der botaniſchen Expedition Wulfens zu beſtreiten, welcher ſich lange dagegen ſträubte, endlich aber ſich entſchloß Myginds Anbot anzunehmen.

Im Briefe vom 31. Auguſt 1777 bittet Wulfen, Jacquin möge Myginden ſagen, er habe wirklich die beabſichtigte Alpenreiſe gemacht, der Erfolg habe jedoch ſeinen Wünſchen nicht entſprochen, theils wegen Schneewetters,[1] theils weil er ſeinen Maler (Melling) nicht habe mit ſich nehmen können, ſo daß es nicht möglich war, die gefundenen Seltenheiten auch in Abbildungen mitzubringen. Er habe zwar friſche Pflanzen mit der Poſt ſogleich nach Klagenfurt geſchickt; allein der Maler habe ſie anſtatt in 24 Stunden nach 13 Tagen in einem vollkommen unbrauchbaren Zuſtande erhalten. Wulfen war zuerſt in den Reichenauer-Alpen, dann in den Alpen um Lienz, Tefereggen, Matrei, Kals, auf der Schleinitz, der Kerſchbaumer-Alpe u. ſ. w. geweſen. Eine dritte Reiſe nach Heiligenblut und ins Gailthal war durch den großen Brand, der den 17. Auguſt 1777 in Klagenfurt 58 Häuſer, darunter auch Wulfens Wohnung zerſtörte und wobei Wulfen in Gefahr war, ſeine botaniſche Bibliothek und Alles, was er ſonſt beſaß, zu verlieren, vereitelt worden. Er werde ſich Mühe geben, ihm (Jacquin) und Myginden im nächſten Jahre gute Abbildungen nach der Natur von den beiden Phaca-Arten, welche bis jetzt unter dem Namen australis L. verwechſelt werden und einigen andern Pflanzen zu ſchicken. Wulfen hat in der That ſpäter die Abbildungen von Phaca australis und ſeiner neuen Ph. alpina an Jacquin überſendet, welche dann in den Icon. rar. und Miscell. erſchienen.

Auch im nächſten Jahre machte Wulfen auf Koſten Myginds eine Alpenreiſe, welche er um die Mitte Auguſt 1778 ins Möllthal machte, mit dem Erfolge aber keineswegs zufrieden war. Die große Hitze des Sommers hatte auf die Pflanzen übel eingewirkt; das Meiſte war verblüht oder abgeweidet. Als einzige Neuigkeit konnte er die Swertia alpina carinthiaca (veröffentlicht als Swertia carinthiaca Wulf. in Jacq. Misc. = Lomatogonium carinthiacum A. Br.) aufweiſen. Mit der erſten Gelegenheit werde er eine Anemone fructu fragi simili ſchicken, die er auf der Spitze des Mochers gefunden und die er als An. fragifera veröffentlichte. Sie iſt aber nicht verſchieden von An. baldensis L.

Man würde ſehr irrig urtheilen, wenn man den Bericht, den Wulfen

Digitized by Google

über ſeine Alpenreiſe an Jacquin einſandte, als das ganze Ergebniß der auf Koſten Myginds gemachten Alpenreiſen anſehen würde, von denen Wulfen nur in ſeiner übergroßen Beſcheidenheit ſo nachtheilig ſpricht. Denn in den Jahren 1778—1790 erſchienen in den Jacquin'ſchen Sammelſchriften Miscellanea und Collectanea, unter dem Titel Rariores plantae carinthiacae jene 364 klaſſiſchen Beſchreibungen von Pflanzen Kärntens und der benachbarten Länder, welche ſo weſentlich zur Kenntniß der Alpenflora beigetragen und Wulfens Ruhm für alle Zeiten feſtgegründet haben. Sein Hauptwerk, die Flora norica erſchien, auf die Anregung des Verfaſſers dieſer Abhandlung, herausgegeben von Fenzl und Graf, durch die Unterſtützung des damals zoologiſch-botaniſchen Vereins in Wien bei C. Gerolds Sohn, ein großer Octavband von 816 Seiten, im Jahre 1858, alſo 53 Jahre nach ſeinem Tode als Erfüllung ſeines liebſten Wunſches. Auch darin begegnet man Blatt für Blatt den Früchten jener Reiſen. Mygind hat alſo, was bisher unbekannt war, einen erheblichen Antheil an den für die Fortſchritte der Botanik ſo wichtigen Arbeiten Wulfens als moraliſcher und ökonomiſcher Urheber. In Zukunft darf, wenn Wulfen und Jacquin genannt werden, Mygind als der dritte ebenbürtige in dem edlen Bunde niemals übergangen werden.

Nach dem Jahr 1780 ſcheint ſich Mygind wegen hohen Alters vom botaniſchen Verkehre zurückgezogen zu haben und Wulfen frägt ſich 1786 bei Jacquin an, ob denn die betrübende Nachricht von Myginds Tode wirklich wahr ſei, welcher aber noch etwas länger als zwei Jahre lebte und am 6. April 1789 ſtarb. Seine Pflanzenſammlung vermachte er der neu gegründeten Univerſität in Ofen.

Als Anhang dieſer geſchichtlichen Abhandlung folgt der nicht weniger als 14 Octavdruckſeiten füllende Bericht Wulfens über ſeine auf Koſten Myginds im Auguſt 1778 in die Möllthaler Alpen gemachte naturhiſtoriſche Reiſe. Ein Brief Wulfens an Jacquin ddo. Klagenfurt 31. October 1778 in urkundlich treuem Abdrucke. Der Anfang iſt franzöſiſch, der bei weitem größere Theil des auch die Geſteinsarten und Mineralien berückſichtigenden Berichtes iſt deutſch und es iſt ſonderbar, wie Wulfen mitten im Satze von einer Sprache zur andern übergeht: Dans mes lettres antérieures à Vous, et à Mons. de Linné, je croie, avoir dit assez de ce que j'avais vu ou trouvé de singulier depuis Clagenfort, jusque a Melbrücken, wo die Mel alles das geſammte häufige Schnee- und Eiswaſſer von ganz Großkirchheim in die Drag entladet."

In dieſem Briefe beklagt Wulfen den Mangel an perſönlichen Umgang mit Naturforſchern und ruft aus: „Daß ſich doch in Kärnten keine Naturforſcher ſtabiliren mögen, wo doch bis auf Zinn und Kupfernikel, alle Metalle und Halbmetalle, ſo mancherlei Steinarten, ſo ſeltene Pflanzen und Thiere ꝛc. zu finden ſind.“ Ueber den Wald im Möllthale ſagt er: Bis auf wenige Fichten, Tannen und Zirbisbäume trifft man ſchier keinen andern Baum in Großkirchheim an, als lauter Lerchenbäume. In meinem Leben habe ich derer nie ſo viele beiſammen geſehen, als hier, wo man ganze Tage zwiſchen lauter Lerchenbäume gehen kann.“ „So hoch aber beiderſeits das Gebirge zu ſein ſcheint, ſieht man dennoch nichts, als den unterſten waldigen Theil desſelben, der erſchrecklich jähe nnd prallig iſt, die wahren Anhöhen und hohen Gipfel der Eisberge bekömmt man erſt zu Geſichte, wenn man über alle dieſe ſteilen Waldungen hinauskömmt.“ Eine Menge gefundener Pflanzen werden aufgeführt. Der Schluß des Berichtes iſt wieder franzöſiſch.

In dieſem Auszuge iſt das Weſentliche gegeben, was ſich in Myginds Lebensbeſchreibung auf die botaniſche Durchforſchung Kärntens bezieht und es wird daraus erhellen, in wie hohem Grade wir Urſache haben Herrn Ludwig Freiherrn von Hohenbühel-Heufler für dieſen ſo ſchätzenswerthen Beitrag zur Geſchichte der Botanik in Kärnten verpflichtet zu ſein.

Die Zeiten ſind freilich längſt vorüber, in denen man bei jedem Alpenausfluge ganz neue unbeſchriebene Pflanzenarten zu finden erwartete und wenn das nicht der Fall war, unmuthig nach Hauſe ging. Doch iſt für den Botaniker die Arbeit auch in Kärnten durchaus nicht erſchöpft, im Gegentheile ſind nur die Anforderungen an ihn höher geſtiegen und ſchwieriger geworden, und er hat noch eine ſehr große Aufgabe zu löſen, deren rieſigen Umfang ich an anderem Orte andeuten werde und wofür bis jetzt eigentlich erſt die aufgeſchichteten Bauſteine bereit liegen. Doch auch für den bloßen Pflanzenſammler gibt es noch manche kleine Nachleſe, wie die in letzter Zeit in Kärnten entdeckten und beſchriebenen Alpenpflänzchen (Draba Pacheri Stur. Oxytropis carinthiaca Fisch. Oost, Serratula Vulpii Fisch. Oost., Taraxacum Pacheri C. H. Schultz, Hieracium Pacheri C. H. Schultz, Androsace Pacheri F. Leybold, u. a. m.) beweiſen, der nur für Kärnten neuen Funde Asplenium Seelosii Leyb., Woodsia glabella A. R. nicht zu gedenken.

(3 wgr.)

Digitized by Google

Bericht über das natur-hiſtoriſche Landesmuſeum.

Am 22. Mai d. J. wurde von dem Direktor des Muſeums Freih. v. Herbert die erſte General-Verſammlung des Muſeums-Vereines abgehalten. In einer kurzen Anſprache an die Mitglieder, gab der Vorſitzende eine kurze Ueberſicht der Geſchichte des Muſeums-Vereines und beziehungsweiſe ſeines Organes des Muſeums-Ausſchuſſes, welcher bei der Gründung des Muſeums von der Landwirthſchafts-Geſellſchaft unter dem Vorſitz des Direktors zuſammengeſetzt worden iſt, und ſich ſeither immer durch diejenigen Mitglieder des Muſeums verſtärkte, welchen die wiſſenſchaftlichen Aufgaben dieſer Anſtalt oblagen. Ueber Aufforderung dieſer Geſellſchaft als Mutter des Muſeums-Vereines, daß ſich dieſer de jure ſelbſtſtändig organiſiren möge, wie er ſchon längſt, insbeſondere ſeit der h. Landtag das Protektorat des Muſeums übernommen hatte, de facto ganz und gar unabhängig von der Landwirthſchafts-Geſellſchaft war, erfolgte die Vorlage der vom Ausſchuß verfaßten Statuten. Dieſe geben ganz treu das bisher unter den Muſeums-Mitgliedern beſtandene Verhältniß wieder und bringen es in Form von Satzungen. Der Verein wie das Muſeum ſelbſt war bisher durch den Ausſchuß vertreten, welcher aus ſeiner Mitte ein Verwaltungscomité, d. i. die Direktion beſtellte. Der Verein betrachtete die zum Muſeum gehörigen Sammlungen ſtets als dem Lande gewidmet, wie dieß ganz ausdrücklich in den Widmungsurkunden des Grafen Guſtav Egger und des Benediktinerſtiftes St. Paul ausgeſprochen iſt. Ihm war vom Lantag die Pflege und Vermehrung des botaniſchen Gartens übertragen und das Muſeum hat von jeher von den Dupletten der Naturalien-Sammlungen die Schulen mit Sammlungen für den erſten Unterricht in der Naturgeſchichte bedacht. Indem nun der Verein dieſes Verhältniß anerkennt und ſich verpflichtet alle darauf von der Landwirthſchafts-Geſellſchaft bei der Gründung des Muſeums eingegangenen Rechte und Verbindlichkeiten zu übernehmen, bezeichnet er damit durch ſein Statut das faktiſch ſchon längſt zu dieſer Geſellſchaft beſtandene Rechtsverhältniß. — Neu iſt in den Statuten die Beſtimmung über die Ehrenmitglieder und Gründer des Muſeums, über die Generalverſammlung der Mitglieder und ihren Wirkungskreis, die Wahl des Direktors und die Beſetzung der ſeiner Zeit erledigten Cuſtosſtelle und die Beſtimmung über das Vermögen des Vereines im Fall ſeiner Auflöſung.

Der Vorſitzende ſtellt hierauf die Anfrage, ob Jemand gegen die Statuten eine Einwendung hat, und nachdem ſich Niemand zum Wort meldete, wurden dieſelben unverändert einhellig angenommen und wird die Wahl des Präſidenten vorgenommen, welche einhellig auf Freih. v. Herbert fällt.

Hierauf wird beſchloſſen, daß der nun ſo conſtituirte Verein die von der Landwirthſchafts-Geſellſchaft gewünſchte Erklärung abfaſſe.

Der Cuſtos berichtet über die Wirkſamkeit des Muſeums im abgelaufenen Jahre. Dieſe war dem bisher ſeit Jahren beobachteten Programme treu. Es wurden in Verbindung mit dem Geſchichtsvereine regelmäßig während des Winters alle Freitage populäre Vorträge über Gegenſtände der Naturwiſſenſchaft und ihrer Anwendung für Herren gehalten, an denen ſich Dir. v. Burger, Cuſtos Canaval, Prof. Borſtner, Prof. Hohenwarter, Prof. Höfer, Dr. Huſſa, M. Freih. v. Jabornegg, Prof. Dr. Mitteregger, J. Prettner, Dir. J. Payer, Ferd. Seeland, Prof. Schrey, C. Schütz betheiligten. An zwei Tagen der Woche fan-

Digitized by Google

den fortlaufende Vorträge für Frauen ſtatt, welche die Profeſſoren Hohenwárter, Latzel, Borſtner und Höfer hielten, die ſich hiedurch den Anſpruch auf beſonderen Dank des Vereines erworben haben. Im Winter des verfloſſenen Jahres hat ſich der Verein durch die Güte der Herren Dr. Huſſa, Prof. Mitteregger und Dir. Payer auch mit Vorträgen in Villach betheiligt, welche jedoch im letzten Winter mit Ausnahme eines von Dr. Huſſa gehaltenen Vortrages nicht fortgeſetzt werden konnten.

Zu ſämmtlichen natur-hiſtoriſchen Vorträgen lieferte Prof. Rainer alle erforderlichen Illuſtrationen im großen Maßſtabe ausgeführt.

Der botaniſche Garten wurde in einer dem Bedürfniſſe des Unterrichtes entſprechenden Weiſe durch die opferwillige Thätigkeit des Obmannes des Comités über den botaniſchen Garteu L. v. Hueber und die Mitwirkung des Prof. Rainer Graf und des Freih. M. v. Jabornegg erhalten und erweitert.

Vom Jahrbuch des Muſeums iſt das 10. Heft erſchienen, das 11. befindet ſich im Druck und wird bis Ende des Jahres vollendet ſein. Das erſtere enthält die Abhandlungen über die Mineralien Kärntens und über das Anthracit-Vorkommen der Ofneralpe von H. Höfer; über botaniſche Beobachtungen in Raibl und über die Kryptogamenflora Kärntens von G. A. Zwanziger, Blütenbeobachtungen über die in den Alpenanlagen des botaniſchen Gartens gezogenen alpinen und ſubalpinen Pflanzen und eine Abhandlung zur Naturgeſchichte der Unionen, welche einen ſchönen und intereſſanten Beitrag zur Darwin'ſchen Theorie gibt, von L. v. Hueber. Bemerkungen zu den im Jahrbuch IX. veröffentlichten pflanzengeographiſchen Studien über Inneröſterreich von H. Höfer und M. Freih. v. Jabornegg, eine Abhandlung von Prof. Robida über das Weſen der materiellen Anziehung und die Tabellen der meteorologiſchen Beobachtungen zu Klagenfurt vom Jahre 1870 von J. Prettner.

Die wichtigſte und umfaſſendſte Abhandlung des nächſten Jahrbuches wird eine ausführliche Darſtellnng der Klimatologie Kärntens von J. Prettner abgeben. Es haben außerdem J. Birnbacher, G. A. Zwanziger, Dr. Huſſa Arbeiten geliefert und Gabr. Höfner eine Abhandlung über die Schmetterlinge des Lavantthales in Ausſicht geſtellt.

Die Sammlungen des Muſeums haben in dieſem Jahre die größte Bereicherung erfahren:

1. durch die Widmung des Herrn Grafen Franz Egger, beſtehend in einer Sammlung von 27 europäiſchen und 23 amerikaniſchen Vogelarten, 780 Arten Käfer und Schmetterlingen, darunter 200 exotiſche, 996 Arten Conchylien, 329 Petanfakten, 1) Korallen und 30 Arten Mineralien, endlich ein 4½ Fuß langes, vollkommen erhaltenes Exemplar des Ichthyosaurus tenuirostris;

2. bei Gelegenheit der vom berg- und hüttenmänniſchen Vereine veranſtalteten Ausſtellung von Bergwerksprodukten:

Es hat Herr C. Schnablegger die geognoſtiſchen Belegſtücke zu dem Blei- und Zinkerzvorkommen von Raibl in 54 Stücken dem Muſeum gegeben, zwei Tafeln des dortigen Schiefers mit einem prachtvollen Abdruck eines Cycadeenwedels, der im nächſten Jahrbuche ſeine eingehende Beſchreibung finden wird und einer Voltzia im Muſeum aufgeſtellt. — Die Graf Henkelſchen Bergverwalter Hrn. Riedl und Gußmann haben die geologiſch-montaniſtiſche Aufſtellung über das Eiſenerzvorkommen in Leonhard und Waldenſtein in 75 Stücken, letzterer zugleich einen ausgezeichneten Kriſtall des Bournonit von Waldenſtein, Hr. H. Jeſſernig 17 Stücke über das Bleivor-

Digitized by Google

kommen der Unterpetzen und Topla, Hr. Hartnigg 24 Stücke über das Bleierz und Lignitvorkommen von Keutſchach, Hr. v. Webern die Belegſtücke über das Fahlerzvorkommen von Schwabegg und Hr. Tunner Erze und Gebirgsarten über die in Olſa verhütteten Eiſenerze und den damit vorkommenden Korynit dem Muſeum gewidmet.

Prof. Höfer gab eine Sammlung von 18 meiſt ſeltenen Arten Mineralien, darunter eine Manganblende, einen Enargit, Kraurit, Chalkotrichit, Euſtatit, Keramohalit. — Ferner eine Suite Verſteinerungen der Silurformation von Böhmen, einen Fiſchabdruck von Weißenbach und ein Maſtodon-Kieferſtück von Eibiswald; Hr. Bergrath Trinker einen Trinkerit von Carpano; Hr. Seeland einen Ullmanit von Hüttenberg und Braunkohle mit Eiſenkies von Philippen; Hr. Dr. A. Luggin neue Salzvorkommen von Staßfurt; Hr. Münichsdorfer ausgezeichnete Kriſtalle von Baryt aus Hüttenberg; Hr. Fercher Cerußit von Montevecchio in Kriſtallnadeln und Stängeln; Hr. Rotky in Tarvis eine Suite ſehr wohl erhaltener Verſteinerungen vom Bombaſchgraben; Hr. Fid. Wapnik, Lehrer in Kappel, zwei Hippuriten von Kappel.

Das Herbarium erhält einen Zuwachs durch eine von Prof. Dr. A. Reyer in Sicilien geſammelte und geſchenkte Suite Pflanzenarten.

An das zoologiſche Cabinet gaben Hr. J. Birnbacher 3 Axolotl; Hr. Dr. v. Dreer eine Tridacna des rothen Meeres, Hr. A. Gobanz, k. k. Revierförſter in Cavaleſe, eine Suite Käfer; Hr. Höfner in Wolfsberg eine Suite Mikrolepidopteren; Hr. Gruber, Arzt in Maria Saal, eine Mißgeburt eines Huhnes; Prof. R. Graf 5 Sphodrus Schreibersii von Villach; Hr. Gußmann einen Mauerläufer; Baron Herbert einen braunen Geier; Hr. Hillinger einen Schwan von Lippitzbach; Hr. Kubovsky eine Garnele von Miramare und ein ſchwarzes Eichhörnchen; Hr. v. Steffen einen Seeadler; Hr. J. Rainer in St. Veit den Schädel eines Rehes mit monſtroſer Geweihbildung; Hr. v. Webenau in Feldkirchen zwei Scharben.

Der Stand der Mitglieder des Muſeums hat ſich ſeit dem Jahr 1870 bis zur Generalverſammlung des Vereins beträchtlich gebeſſert.

Es ſind als Mitglieder neu eingetreten, die Herren: Graf Fugger-Babenhauſen; Graf G. Wurmbrand; Val. Ritter, Reichsrathsabgeordneter, mit je 10 fl.; Sigm. v. Steinberg, k. k. Ing. mit 8 fl.; die Frau A. Ohrfandl und die Herren: Baron v. Brauneker, Graf Chorinsky, k. k. Regierungsrath, Baron v. Ceschi, Landespräſident, Baron v. Cnobloch, Gutsbeſitzer, Dr. Ernſt v. Edlmann, A. Fohr, k. k. Poſtmeiſter, C. Holzinger, Landesſchulinſpektor, E. Herbert-Kerchnawe, A. Klinzer, Senſenfabrikant, S. v. Karolyi, Gutsbeſitzer, J. Kurz, Privat, K. Ritter v. Reichenbach, k. k. Statthaltereirath, Se. Excellenz v. Reichlin-Meldegg, Feldmarſchallieutenant, Telſer, k. k. Poſtverwalter, Graf G. Thurn, K. Ritter v. Tarnoczy, k. k. Hofrath, Fr. Vigetter, Hüttenverweſer in Lippitzbach, Jul. v. Webenau, k. k. Bezirkshauptmann in Völkermarkt mit je 5 fl., Leop. Nagel mit 4 fl.—Die Frauen: Joſ. Boutrais, El. Beinitz, Pauline Clementſchitſch, Fr. v. Fradenegg, Emma Frey, Eliſe Horakh, M. Janeſch, S. Krenn, C. v. Knapitſch, Th. Müller, Vinc. Müller, Th. Rothauer, Caroline v. Rainer, A. Ratſchnig, Gräfin v. Welſersheimb,—Die Frl.: H. Eiſele, Marie v. Gröller, Leopoldine Nagel, Leop. Petritſch und die Herren: J. Abermann, Landesbauamts-Adjunkt, J. Aichholzer, Kaufmann in Hüttenberg, F. Vögl, Graf Arco'ſcher Inſpektor, A. Dorrer, Kaffeeſieder, Dr. Fer-

Digitized by Google

weger in St. Veit, J. Gruber, Bezirkswundarzt in Maria Saal, Dr. J. Gobanz, Landesſchulinſpektor, L. Herbſt, Apotheker in Bleiburg, Gab. Höfner, Muſikdirektor in Wolfsberg, R. Holenia, W. Hupfeld, Hüttendirektor in Prävali, J. Holzer, Realitätenbeſitzer in Gersdorf, P. Hartnig, Bergingenieur, Jugowitz, Ingenieur, J. Kielhauſer, Sect.-Ingenieur, J. Kummer, k. k. Notar in Bleiburg, F. Keller. Werksdirektor in Hüttenberg, M. Kerſchbaumer, Gaſthofbeſitzer, J. Knaus, Kaufmann und Franz Kral, Bezirkswundarzt in St. Veit G. Kazettl, Fab.-Dir. in Feiſtritz, P. Krebs, Spengler, J. Kuchler, Pfarrer, in Pontafel, J. Leopold, Buchhalter, Dr. Hub. Leitgeb, Univerſitäts-Profeſſor in Graz, Norb. Lebinger, Prof., P. Lax, Realitätenbeſitzer in Reichenau, J. Mayer, Gutsbeſitzer in Herzendorf, J. Marini, Baumeiſter in Hüttenberg, C. v. Mohrenfeld, Dr. Martinz in Wolfsberg, Silv. Maierhold, Werksarzt in Raibl, Dr. Moro in St. Veit, J. Naredi, k. k. Bezirksrichter in Frieſach, K. Ritter v. Panz, Hüttenverwalter in Kappel, Fr. Pobaſchnig, Gaſtwirth, Prinzhofer, Kunſtmaler, F. Pleſchutznig, Bergingenieur in Hüttenberg, Dr. Porges in Gmünd, K. Rotky, k. k. Finanzcommiſſär in Tarvis, Fr. Roth, Gaſthausbeſitzer, A. v. Rauſchenfels in Villach, G. Ruprecht, Graf v. Eggerſcher Adminiſtrator, Tob. Scheidenberger, Gaſtwirth in Raibl, Prof. Schrey, A. Steiner, k. k. Forſtinſpektor, K. Strobach, Forſtinſpektor, R. v. Tunner, Hütteningenieur, Dr. Ubl, Dr. Guido Visconti, A. Wich, Buchhalter, F. Wurianek, Dir., O. v. Wolfskron, k. k. Ingenieur, R. Waitzer, k. k. Steueramtscontrolor mit je 3 fl., Frau Tenſi in St. Veit mit 2 fl. 50 kr.

Das Muſeum hat dagegen folgende Mitglieder durch Tod verloren: Hrn. Thomas v. Moro, einen der erſten und verdienſtvollſten Gründer des Muſeums, welcher als Direktor der Landwirthſchafts-Geſellſchaft im Jahr 1847 ſich durch die Errichtung des Muſeums ein bleibendes Denkmal ſetzte, und ſeither der Wirkſamkeit desſelben unausgeſetztes Wohlwollen gewidmet und trotz ſeines hohen Alters bis wenige Monate vor ſeinem Tode den hier gehaltenen öffentlichen Vorträgen mit regſter Theilnahme beigewohnt hat. — Dann Simon Martin Mayer, der alte Herausgeber der Carinthia, welche unter ſeiner Redaktion ein reiches Archiv für die Geſchichte Kärntens geworden iſt; — der Landtags- und Reichsrathsabgeordnete Dr. Mertliſch, der penſ. Baron Herbertſche Fabriks-Direktor Melling, der Landesgerichtsrath v. Werzer; Dr. P. Hauſer, J. Mayer, Seifenſieder, F. Samitz, Bezirkswundarzt, J. Kreiner, Kaufmann und Frl. Maria Ebner.

Der hohe Landtag und die l. Sparkaſſe von Kärnten haben wie früher die gleichen Jahresbeiträge gnädigſt gewidmet. Die Hüttenberger Eiſenwerks-Geſellſchaft iſt der Gründung mit einem Jahresbeitrage von 100 fl. beigetreten und der Cuſtos hat auch im verfloſſenen Jahr 200 fl. dem Muſenm gewidmet.

Der Muſeums-Ausſchuß benützt die heutige Gelegenheit um den Wohlthätern und Freunden des Muſeums ſeinen Dank auszudrücken. — Die Mitglieder des Muſeums wurden regelmäßig mit der Carinthia betheilt, welche der Verein in Verbindung mit dem Geſchichtsverein herausgibt und wofür jener 7/10 der Koſten zu tragen hat, nach welchem Verhältniß auch in der Folge die Koſten vertheilt werden, in ſo weit ſich nicht das Verhältniß der zu betheilenden Mitglieder beider Vereine ändert, wenn nicht über den Fortbeſtand dieſer Zeitſchrift von der Generalverſammlung eine andere Beſtimmung getroffen wird.

Digitized by Google

Ueber dieſe Frage wurde beſchloſſen, die Zeitſchrift wie bisher fortzuführen und als Vereinsſchrift zu benützen.

Dr. Freiherr v. Aichelburg legt hierauf die Rechnung über das Jahr 1871 vor. Die Einnahmen ſind:

Kaſſareſt vom Jahr 1870	40 fl. 94 kr.
Beitrag des hohen Landtages	1050 „ — „
„ der k. Sparkaſſe	300 „ — „
„ der Hüttenberger Eiſenwerks-Geſellſchaft .	100 „ — „
„ des Cuſtos Canaval	200 „ — „
Beiträge der Mitglieder	1071 „ — „
Verſchiedene Einnahmen	40 „ — „
Vorſchuß vom Cuſtos gegeben	241 „ 35 „
Zuſammen .	3043 fl. 29 kr.

Ausgaben.

Gehalt des Cuſtos	525 fl. — kr.
Amanuenſis und Muſeumsdiener	478 „ 62 „
Beleuchtung	79 „ 25 „
Beheizung	331 „ 40 „
Kanzlei-Erforderniſſe	30 „ 57 „
Reparaturen und Neuherſtellungen . . .	90 „ 77 „
Porto für Carinthia und Jahrbuch, Frachten und Hausauslagen	109 „ 90 „
Vermehrung der Sammlungen	157 „ 70 „
Bibliothek	447 „ 08 „
Botaniſcher Garten	110 „ — „
Druckauslagen	572 „ — „
Beſondere Auslagen für Exped. der Carinthia	48 „ — „
Reiſeauslagen	53 „ — „
Zuſammen .	3043 fl. 29 kr.

Die Rechnung wird nach Ueberprüfung durch den Ausſchuß richtig erkannt und folgendes Präliminare für 1873 feſtgeſtellt:

Gehalt des Cuſtos	525 fl.
Amanuenſis und Diener	490 „
Botaniſcher Garten	150 „
außer den vom h. Landtage für die Regie gewidmeten 300 fl. worüber die Direktion beſonders Rechnung zu legen hat.	
Beheizung und Beleuchtung	370 „
Kanzlei- und Cabinetserforderniß	60 „
Hausauslagen, Porti, Frachten	80 „
Bibliothek	400 „
Druck	600 „
Vermehrung der Sammlungen	150 „
Zuſammen .	2825 fl.

Schließlich kam die Frage einer Betheiligung des Muſeums an der Wiener Weltausſtellung zur Behandlung und wurde beſchloſſen eine ſolche nur in Gemeinſchaft mit dem berg- und hüttenmänniſchen Vereine dann vorzunehmen, wenn es möglich

Digitized by Google

gemacht wird, daß eine entſprechende Aufſtellung in einer für die kärnt. Montaninduſtrie beſtimmten Abtheilung veranſtaltet werden kann. Die Durchführung wird dem Ausſchuß überlaſſen.

Witterung in Kärnten.

Frühling 1872.

Der diesjährige Frühling iſt für Kärnten im allgemeinen als warm und regenreich zu bezeichnen, alſo wie es die Felder und Wieſen verlangen, die auch jedenfalls ſehr vielverſprechendes Anſehen haben.

Der März hatte für Klagenfurt im Monatmittel 2·1° C. Wärme und 61mm Niederſchlag mehr als normal iſt, nur in 7 von den letzten 60 Jahren war er noch wärmer als heuer (+ 3·9 C.), und zwar 1866, 1863, 1862, 1859, 1846, 1836 und 1822, noch mehr Niederſchlag hatte er nur 1866 (114mm gegen 106). Schnee fiel darunter nur 15mm weniger als normal; an anderen Stationen war der Niederſchlag theils geringer: St. Paul 33, Hüttenberg 34, Sachſenburg 78; theils viel ſtärker: Kornat im Leſſachthale 191, Pontafel 213, Raibl 299.

Im April war in Klagenfurt die Mitteltemperatur 9·2, faſt normal, fiel nur einmal auf —0·5. der Niederſchlag 140mm, um 67 über den normalen, ſo daß nur die Jahre 1847 und 1833 noch mehr hatten. An den anderen Stationen fiel die Temperatur nur in St. Paul, Fellach und Villach unter 0°, in Maltein auf —1·0, in Obir auf —6·0, an der Goldzeche (8855′ Seehöhe) —10·0. Der Niederſchlag war überall ſehr ſtark: in Pontafel 270, in Raibl 345mm, beſonders am 18. mit Gewitter und allgemein Schneefall, in Raibl 96mm 10 Zoll hoch Schnee, und ebenſo wie in Saifnitz und Tröpolach Ueberſchwemmungen.

Der Mai, der anderen Ländern ſo große Waſſernoth brachte, war in Kärnten in der öſtlichen Hälfte ſehr trocken, in der weſtlichen ſehr naß, mit Sturm, Gewitter und Ueberſchwemmungen. In Klagenfurt war die Wärme 14·0° C. über der normalen, doch die Regenmenge 28mm ſo klein, daß ſeit 1813 nur 1834, 1833 und 1817 mit noch weniger, und nur wieder 3 Jahre, 1838, 1817, 1813, ohne Gewitter verzeichnet ſind. In St. Paul, St. Kanzian, Hüttenberg war er noch geringer, in Michelsdorf gar nur 17mm, dagegen war er in Sachſenburg und St. Peter 84, in Berg 118, Tröpolach und Kornat 186, in Saifnitz 172, in Pontafel und Raibl aber 310mm, alſo das 15fache von dem in Michelsdorf, am 13. fielen allein bei Gewitter Regen, Schnee und Hagel 75mm. So ungleich waren die Niederſchläge innerhalb eines ſehr kleinen Bezirkes vertheilt.

Kleine Mittheilungen.

(Die Schermaus,) Reitmaus oder Erdwolf (Arvicola terrestris L. sp.) kommt auch in den Gärten um Klagenfurt nicht ſelten vor und richtet daſelbſt durch Wühlen und Abfreſſen der Wurzeln von Gartenpflanzen und Gemüſen, ſowie durch Abnagen der Rinde der Wurzeln von Obſt- und Waldbäumen nicht unerheblichen Schaden an. Sie iſt um ein Viertel kleiner als die in Erdlöchern am Waſſer lebende Waſſerratte (A. amphibius L. sp.), (ein hier kürzlich erlegtes Thier hatte 5″ Länge, der behaarte

Schwanz mißt gegen 2"), von gleicher graubrauner Färbung, der Grund der Haare iſt aber bis zur Hälfte ſchwarz, die im Pelze verſteckten Ohren ſind durch einen Deckel ganz verſchließbar. In der Schweiz, wo die gemeine Waſſerratte ganz fehlt, iſt ſie ebenfalls ſehr häufig, wie überhaupt die Thierwelt der Alpenländer ſehr übereinſtimmend iſt. Im Teſſin ſucht man ſie, wie Tſchudi in ſeinem Thierleben der Alpenwelt erzählt, nicht ſelten durch Beſchwörung los zu werden, weil ſie unter der Erde ganze Magazine von Wurzeln, Nüſſen, Blumenzwiebeln u. ſ. w. anlegt. Sie wird oft mit dem Maulwurfe verwechſelt. doch ſind ihre aufgeſtoßenen Erdhaufen leicht von den ſeinigen zu unterſcheiden, weil ſie viel gröbere Klumpen und Ballen zurückläßt, als der Maulwurf, der eine viel feinere Arbeit macht.

(Lebendig gebärende Gräſer.) Es iſt bekannt, daß in den Alpen das Alpen-Riſpengras meiſt mit in blattige Knoſpen verwandelten Blüten als Poa alpina L. β vivipara vorkommt, ebenſo wie in wärmeren Niederungen (aber nicht in Kärnten, wo dieſe Art gar nicht vorkommt), die Form vivipara der Poa bulbosa L. häufiger iſt, als die normale Form. Am Kreuzbergl fand ich nun heuer die an ſonnigen Stellen ſehr häufige zartriſpige kniebogige Schmiele, Aira flexuosa L. ebenfalls nicht ſelten als vivipara mit ſchwertförmig gekrümmten Blattknoſpen. Vielleicht hat die naſſe Witterung dieſes Jahres die Erzeugung dieſer Form, welche ich von dieſem Graſe nirgends erwähnt finde, veranlaßt. (Zwgr.)

Statiſtiſche Notizen.

Oeſterreichiſcher Eiſen- und Bleihandel im Jahre 1871.

Im Jahre 1871 wurden in Oeſterreich-Ungarn	eingeführt:		ausgeführt:
Roheiſen	Ctn. 3,873.006	—	11.337
Gefriſchtes nicht faconirtes	441.686	—	48.837
Eiſenbahnſchienen	1,911.924	—	4.409
Stahl aller Art	22.235	—	72.092
Eiſenblech ſchwarzes und Eiſenplatten	67.558	—	17.963
Stahlblech rohes	8.403	—	21
Eiſenblech und Platten polirt	1.417	—	2.025
Stahlblech " " . . .	20	—	1
Tyres	5	—	11
Weißblech	2.134	—	354
Eiſendraht	49.180	—	8.694
Stahldraht	2.765	—	305
Eiſen façionirtes	142.653	—	5.659
Anker- und Schiffsketten	1.481	—	136
Roh vorgeſchmiedete Wagen- und Maſchinen-beſtandtheile	15.227	—	2
Pflugſchaareiſen	212	—	981
Eiſenguß grober	223.371	—	17.933
Eiſenwaaren gemeinſte	521.181	—	—

Senſen, Sichel, Futterklingen	1.089	—	54.845
Schneidewerkzeuge	8.218	—	1.767
Andere gemeine Eiſenwaaren	14.409	—	49.782
Feine Eiſenwaaren	21.331	—	33.452
Blei rohes	67.865	—	1.110
„ gewalztes	619	—	385
„ gegoſſenes	5.712	—	1.047
Bleidraht	5	—	—
Bleiglätte	2.182	—	5.763
Mennig	8.812	—	1.236
Bleiweiß	1.667	—	7.229
Bleizucker	424	—	54

Im Vergleich zum Jahr 1870 hat die Einfuhr mehr betragen:

Bei Roheiſen um 652.849 Ctr., gefriſchtes Eiſen 170.553 Ctr., Stahl 5.357 Ctr., Eiſenblech 76.965 Ctr., façonirtes Eiſen 40.421 Ctr., Eiſen- und Stahldraht 2.485 Ctr., Wagen- und Maſchinenbeſtandtheile roh, vorgeſchmiedet 4.484 Ctr., grober Eiſenguß 47.464 Ctr. Bei Blei roh um 20.300 Ctr., Blei gewalzt 86 Ctr., Blei gegoſſen 4.143, Bleiglätte 480 Ctr., Bleidraht 5 Ctr., Mennig 1.904.

Dagegen hat ſie weniger betragen als im Jahre 1870:

Bei Eiſenbahnſchienen um 784.336 Ctr., Stahlblech und rohe Stahlplatten 9.301 Ctr., Tyres 13.018 Ctr., Anker- und Schiffsketten 16.299 Ctr., Pflugſchaareiſen 214 Ctr., bei Bleiweiß um 40 Ctr., Bleizucker um 172 Ctr.

Eiſenverbrauch der europäiſchen Eiſenbahnen.

Das für die erſte Anlage aller europäiſchen Eiſenbahnen und ihres Betriebs-Materials verwendete Eiſen beträgt 239½ Millionen Zoll-Ctr., dazu die ſeit 1830 für die Inſtandhaltung verwendete Menge von ungefähr 50 Millionen Ctr., beträgt der Eiſenverbrauch für die europäiſchen Eiſenbahnen bisher 393 Millionen Ctr. oder 29.6 Procent der geſammten Eiſenproduktion ſeit 1830, welche ungefähr 3000 Millionen Ctr. beträgt. (Oeſterr. Oecon.)

Eiſenbahnen in Oeſterreich.

Vom Jahr 1867 bis zum Jahr 1872 hat ſich das öſterreichiſche Eiſenbahnnetz von 830 Meilen auf 1564 d. ſ. um 734 Meilen oder 88.3% erweitert. Im verfloſſenen Jahr wurde der größte Erfolg erzielt, da 280 Meilen vollendet und eröffnet worden ſind. Von den im Betriebe ſtehenden Bahnen entfallen 1306 Meilen auf die nicht ungariſchen 855 Meilen auf die ungariſchen Länder. (Kohn. Jahrb.)

Eiſenbahnverkehr in Preußen.

Nach der amtlichen preußiſchen Eiſenbahnſtatiſtik iſt die Einnahme für eine Meile Bahn aus dem Perſonenverkehr (einſchließlich der Gepäck-Ueberfracht) in 25 Jahren 1844—1869 faſt gleich geblieben (1844: 20.128; 1869: 20.879 Thl.) dagegen hat ſich diejenige aus dem Güterverkehr verfünffacht (1844: 10.106: 1867: 52.283 Thlr.) und ſind die ſonſtigen Einnahmen von 700 auf 5376 Thlr., für die Meile geſtiegen. Der Perſonentarif und daher der Durchſchnittsertrag für Perſon und Meile wurde von 40.7 Pfennig im Jahre 1844 auf 33 Pfennig bis zum Jahr 1869

Digitized by Google

vornämlich nur durch die allmählig allgemein gewordene Einführung der 4. Wagenklaſſe ermäßigt, dagegen iſt der Tarif und Durchſchnittsertrag pro Ctr. Güter und Meile von 6.8 Pfennig auf 2.3 Pfennig d. i. faſt auf den dritten Theil geſunken.

Amerikaniſche Bahnen.

Von der Raſchheit, mit der in den vereinigten Staaten Nord-Amerikas die Entwicklung der Eiſenbahnen vor ſich geht, geben folgende Zahlen einen Beleg. Es betrug der Zuwachs der neu in Betrieb geſetzten Eiſenbahnen

im Jahr	1867 : 1926	engliſche	Meilen,
„ „	1868 : 3450	„	„
„ „	1869 : 6588	„	„
„ „	1870 : 5575	„	„
„ „	1871 : 8212	„	„

In Ganzen waren dort bis Ende 1871 fertig 12600 öſterr. Meilen Bahnen mit ungefähr 470.000 fl. pr. öſterr. Meile Anlagekoſten. Die Eiſenbahnen in England und Irland betrugen 3200 öſterr. Meilen mit ungefähr 752.000 fl. Anlagekoſten per Meile und in Oeſterreich-Ungarn 1555 Meilen mit ungefähr 800.000 Anlagekapital per Meile.

Eiſen- und Bleipreiſe
im Juli.

Die Eiſenpreiſe haben ſeit zwei Monaten eine abermalige und gegen die Erfahrungen früherer Zeiten ganz außerordentliche Steigerung erfahren. Der Hauptregulator für ſämmtliche Plätze iſt der engliſche und ſchottiſche Markt, wo „Warrants“ auf 120 Schilling per Ton geſtiegen ſind und ſich noch auf 119 behaupten, daher koſtet dieſe Marke zu Köln der Zollcentner fl. 3·90 — 4·35 und zu Berlin zahlt man für gute und beſte ſchottiſche Marken fl. 4 — 4·20, engliſches Roheiſen fl. 3·55 — 3·83. Selbſt oberſchleſiſches Cokesroheiſen koſtet ab Hütte fl. 3·40 und Holzkohlen-Roheiſen fl. 3·50, während in Siegen für weſtphäliſches Roheiſen folgende Preiſe notirt werden und zwar: Holzkohlen-Roheiſen, Spiegeleiſen fl. 5·70, graues fl. 4.50, weißes und melirtes fl. 4·35, Cokes-Roheiſen Ia Spiegeleiſen fl. 5·10, IIa fl. 4·50, Beſſemereiſen fl. 4·35, graues fl. 4·05 — 4·12, weißes und melirtes fl. 3·90 — 3.98. Ebenſo ſind dort die Preiſe für die Eiſenerze geſtiegen. Ia Spatheiſenſtein der Ctnr. 60 kr., geröſteter Spatheiſenſtein 72 kr., Brauneiſenſtein 46.5 kr., Eiſenglanz 63 kr., Naſſauiſcher Eiſenſtein zu 45% mit 37·5 kr. Aus Charleroi wird berichtet, daß die Eiſenbeſtellungen ſo lebhaft ſind, daß meiſt nur Aufträge mit längerer Lieferzeit angenommen werden, und mehrere bedeutende Abſchlüſſe für 1873 und 1874 gemacht wurden. Belgiſche Walzwerke haben für engliſche Häuſer Schienenlieferungen übernommen, weil dieſe die Ordres in England trotz ausgedehntem Liefertermin nicht unterbringen konnten. Ebenſo wird aus Paris berichtet, daß täglich Beſtellungen von England dahin gelangen, daß aber die großen franzöſiſchen Eiſenwerke derart beſchäftigt ſind, daß ſie vielfach jene auswärtigen Aufträge zurückweiſen müſſen. Dieſe Thatſachen erklären die bisher unerhörte Erſcheinung, daß in Oeſterreich, während das Silberagio fortwährend fiel, die Eiſenpreiſe fortwährend ſtiegen. Bis 12. Juli waren die Preiſe

Digitized by Google

für weißes Roheiſen ab Vordernberg fl 4·73—4·82, Eiſenerz 4·19, Kärnten weiß und halbirt 4·28—4·40. Mit 12. Juli gibt die Hüttenberger Eiſenwerks-Geſellſchaft für weitere Abſchlüſſe folgende Preiſe ab Eiſenbahnſtation des Hochofen an: weißes und halbirtes fl. 4·75, einfach graues Gießerei-Roheiſen und Friſchblattel fl. 5·05, hochgraues Beſſemer-Roheiſen fl. 5·30, Coles-Roheiſen weißes und halbirtes fl. 4·60, einfach graues fl. 4·85, Beſſemer-Roheiſen fl. 5·05, für ein Silberagio von durchſchnittlich 8·5 berechnen ſich dieſe Preiſe mit fl. 4·37 — 4·65 in Silber.

Für Blei macht ſich auf dem deutſchen Markte größere Nachfrage geltend. Tarnowitzer ſteht ab Hütte fl. 10·25, Weichblei zu Cöln fl. 10·50, Hartblei fl. 10·80, Kärntnerblei fl. 13·40.

Getreidepreiſe vom Mai, Juni und Juli 1872.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt Mai	6·29	3.86	3.32	1.97	3.75	4.06
„ Juni	6.31	4.03	3.43	2.06	4.08	4.32
„ am 25. Juli	5.91	3·75	3.24	1.98	4.54	4.66
Peſt a) Mai	6.89	3·78	2·95	1·72	—	4.25
b) Juni	6.70	3.65	3.07	1.80	—	4.10
„ c) 1. Hälfte Juli	6.45	3·55	3·13	1.70	—	4.10
Wiener-Neuſtadt a)	7.03	4.24	3.21	2.25	—	4·25
„ „ b)	7.06	4·28	3·23	2·30	—	4·00
„ „ c)	7.05	4.20	3.28	2.23	—	4.00
Wels a)	6.75	4.57	3.23	2.07	—	4.58
„ b)	6.90	4.48	3.21	2.04	—	4.65
„ b)	7.13	4.50	3.18	2.05	—	4.60

Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

1 W.-Pf.	Rindſchmalz	Butter	Speck geſelcht,	roh.	Schweinſchmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	55	50	46	40	44	5

1 Pfund Rindfleiſch 26—28 kr.; 1 Pfund Kalbfleiſch 30—34 kr.
1 Klftr. Brennholz 12" lang, hartes fl. 4.20—4.60, weiches fl. 2.00—3.40
1 „ „ 30" „ weiches fl. 5.40—5.50
1 W.-Zentner Heu, mindeſte Qualität fl. 0.70 beſte 1.10.
1 „ Stroh, „ „ „ 0.65., „ 0.80.
Silberagio: Mai 110·90, Juni 109.73, vom 1. — 25. Juli 108.67.

Inhalt. Simon Martin Mayer. — Die Fluggebiete der Schmetterlinge auf der Erde. — Die geſchichtlich merkwürdigen Orte an der Zweigbahn der Kronprinz-Rudolfsbahn von Klagenfurt bis Hüttenberg. — P. Reiner Graf †. — Beiträge zur Geſchichte von Kärnten. — Stimmen vom Dobratſch. — Das Projekt der deutſch-kroatiſchen Verbindungsbahn, ſo weit ſelbe Kärnten durchzieht. — Aus Klagenfurt. — Literariſches aus der Nachbarſchaft. — Franz v. Mygind. — Bericht über das natur-hiſtoriſche Landesmuſeum. — Witterung in Kärnten. — Kleine Mittheilungen. — Statiſtiſche Notizen. — Eiſen- und Bleipreiſe. — Klagenfurter Lebensmitteldurchſchnittspreiſe.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenſtein.

Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 8. Zweiundſechzigſter Jahrgang. 1872

Nachahmung bei Schmetterlingen.

Von Guſtav Adolf Zwanziger.

Es bedarf wol kaum des Hinweiſes auf die allgemein bekannte Thatſache, daß die Schmetterlinge nach den Vögeln im Allgemeinen die ſchönſte und farbengeſchmückteſte Thiergruppe ſind, hinter welcher alle anderen Gruppen weit zurückbleiben, in denen nur einzelne Arten ſich ähnlicher Farbenpracht erfreuen. Hier ſoll daher nur auf einige neuere Entdeckungen und Folgerungen nach Koch, Bates, Wallace und Darwin aufmerkſam gemacht werden.

Wenn die unbeſchreibliche Schönheit und Tiefe der Farben der Schmetterlinge der Länder des heißen Erdgürtels, beſonders der Morpho- und Papilio-Arten, welche alle Töne des Spectrums umfaſſen, deren Sammt-, Seiden- oder Metallglanz und oft rieſige Größe meiſt auf Rechnung der großen Wärme und Feuchtigkeit, ſowie der ununterbrochenen Lebensbedingungen jener Gegenden geſetzt werden, ſo widerſtreiten dieſer Anſicht doch ſchön gefärbte Männchen und dunkle Weibchen in der gleichen Art, ſo wie das Vorkommen kleiner unſcheinbarer Arten, welche nur deshalb ſeltener in unſeren Sammlungen zu finden ſind, weil die meiſt unwiſſenſchaftlichen Sammler ſich nur auf den Fang der großen und ſchönen Arten verlegten, was erſt in neuerer Zeit durch die Reiſen wiſſenſchaftlich ausgebildeter Schmetterlingskenner etwas beſſer wird. Die Schönheit dieſer tropiſchen, im glühendſten Roth und feurigſten Blau prangenden Arten iſt ſo groß, daß nur ein Naturforſcher die gewaltige Erregung richtig zu würdigen weiß, welche Wal-

Digitized by Google

lace empfand, als er auf Borneo zuerſt das minder ſchön gefärbte Weibchen einer neuen Ornithoptera wahrnahm und bald darauf das prachtvolle, mit ausgeſpannten Flügeln ſieben Zoll breite, tief-ſammtſchwarze und feuerorangene Männchen in ſeine Gewalt bekam. Als er es aus dem Netze nahm und es die wunderherrlichen Schwingen entfaltete, begann ſein Herz heftig zu ſchlagen, das Blut ſtieg ihm zu Kopfe und er fühlte ſich einer Ohnmacht näher, als hätte er dem Tode ins Auge geſchaut. Er hatte den Reſt des Tages Kopfſchmerzen, ſo heftig war die Erregung, hervorgerufen durch etwas, was den meiſten Menſchen als eine ſehr unzureichende Urſache erſcheinen wird. Faſt jeder Naturforſcher wird ähnliche Augenblicke bei der Auffindung ihm neuer Thiere oder Pflanzen erlebt haben, denen dann ein unbeſchreibliches Luſtgefühl der höchſten Befriedigung folgt, das zu weiterem Eifer antreibt. Dieſe nur mit den Entdeckungen neuer Naturgeſetze und auf andern Gebieten der Wiſſenſchaft oder dem erſten Liebeskuſſe zu vergleichenden Empfindungen des edelſten Hochgefühles bilden eben den Sporn, der ſo viele Männer der Wiſſenſchaft unerſchrocken in die unzugänglichſten und lebensgefährlichſten Länder des Erdballs treibt und die größten Entbehrungen ertragen läßt, welchen Trieb Nichtfachmänner in keiner Weiſe zu begreifen vermögen und meiſtens ſtolz belächeln.

Die heißen dunſtigen Urwälder Südamerika's und Indiens, die Wüſten Aſiens und Afrika's, die Steppen Sibiriens, die Savannen und Prairien Nord- und Südamerika's, die Buſchwälder Auſtraliens und des Cap's, die ſchneebedeckten Häupter des Himalaya, der Anden und Alpen, die unzähligen Inſeln des Meeres, die unwirthlichen Wildniſſe der eiſigen Polarzonen, endlich die Wälder und Wieſen Europa's und Nordamerika's, kurz, jegliches Land der Erde wird vom Meeresgrunde bis zu den höchſten Gipfeln nach ſeinen natürlichen Erzeugniſſen durchforſcht und mögen bei dieſen Unternehmungen noch ſo Viele umkommen, ſo wird ſtets ein immer mehr anſchwellendes Heer von Naturforſchern in ihre Fußſtapfen treten und das Begonnene raſtlos fortſetzen. Denn gar viel iſt noch zu thun, ſogar bei uns in dem vieldurchſuchten Mitteleuropa, und es handelt ſich weniger mehr um die Entdeckung und Beſchreibung neuer Arten, als um die Lebensweiſe und deren Bedingungen, die geographiſche Verbreitung der Thiere und Pflanzen, bei Schmetterlingen insbeſondere um die bei ausländiſchen Arten meiſt noch unbekannte Verwandlung und die Kenntniß der Raupen und Puppen und viele andere Fragen der Wiſſenſchaft, welche von den älteren Reiſenden, berauſcht von Sammel-

Digitized by Google

freude, unberückſichtigt blieben und noch ihre Löſung finden müſſen. Für eine wiſſenſchaftliche Schmetterlingsſammlung iſt es auch durchaus nicht hinreichend, wenn die ausgebildeten Thiere unverſehrt und ſchön ausgeſpannt mit Namen verſehen in ſyſtematiſcher Ordnung reihenweiſe in Käſtchen geſteckt prangen, es gehören dazu auch noch die vielen Abänderungen, Männchen und Weibchen mit Vorder- und Rückſeite der Flügel und in den verſchiedenen Ruheſtellungen, dann die geſammte Verwandlung vom Ei zur ausgeblaſenen Raupe und Puppe und endlich die genauen Angaben über Fundort und Nährpflanze. Dann erſt kann die Sammlung einen wiſſenſchaftlichen Werth beanſpruchen, der den meiſten älteren Sammlungen fehlt, welche nur zur Augenweide des Laien dienen und den Mord der ſchönen armen Thierchen nur zu oft bedauern laſſen, beſonders wenn ſie als ſogenannte Bilder mit Käfern untermiſcht in bunteſtem und namenloſem Durcheinander eine Zimmerwand ſchmücken ſollen, was auf den Fachmann eine äußerſt klägliche Wirkung hervorbringt, der noch dazu nicht ſelten in den Fall kommt, ein ſolches Augen und Gefühl beleidigendes, vollkommen werthloſes Leichenhaus bewundern und loben zu ſollen.

Kleiden ſich unſere europäiſchen Schmetterlinge auch in ein etwas beſcheideneres Gewand und erreichen ſie nicht die Größe und den Farbenſchmelz ihrer ſtolzen Brüder und Schweſtern der Tropen, ſo wird ihnen doch auch von dem größten Liebhaber der letzteren die unſerem Klima und Pflanzenwuchſe entſprechende Lieblichkeit, Anmuth und ſchöne Färbung nicht abgeſprochen werden. Die großen tropiſchen Schmetterlinge, welche viele Vögel an Schönheit weit hinter ſich zurücklaſſen, zeichnen ſich mehr durch glühende tiefe Farbenpracht und den Glanz ihrer Flügel aus, ſind aber meiſtentheils mehr eintönig in der Farbe und zeigen nicht, ſelbſtverſtändlich mit Ausnahmen, die fein ausgeführten Zeichnungen unſerer Arten, welche beſonders die dem Laien ſo unſcheinbar ſcheinenden Eulen und Motten für den Eingeweihten ſo anziehend machen. Unſer Admiral (Vanessa Atalanta), die Perlmutterfalter (Argynnis-Arten) u. v. a. können ſich an Schönheit kühn mit den tropiſchen Gattungen zweiter Schönheitsordnung, den Heliconiern u. ſ. w. meſſen und nichts vermag dem wunderbaren Anblicke unſerer, von oben geſehen braunen, von der Seite prachtvoll blauen Schillerfalter (Apatura Iris und Ilia) an die Seite geſetzt zu werden. Wir haben daher die gegründetſte Urſache, mit der unſeren Gegenden zu Theil gewordenen Schmetterlingswelt zufrieden zu ſein und die heißen Länder um die ihnen

Digitized by Google

ſchöner und zahlreicher zugemeſſenen Prachtfalter nicht zu beneiden. Bei dem herrlichen Anblicke, den uns die als Thierblumen auf Blumen ſitzenden oder in der Luft ſchwebenden und zuſammen ſpielenden Schmetterlinge gewähren, welchem Spiele leider aber nur zu oft der erbittertſte wuthentbrannte Kampf eiferſüchtiger, ſcheinbar ſo harmloſer Männchen zu Grunde liegt, gehört gewiß eine große Rohheit des Gemüthes dazu, ſelbe, ohne wiſſenſchaftlichen Zweck oder zum Schutze vor verheerendem Raupenfraß, aus reiner Mordluſt zu jagen, zu fangen und zu tödten, wobei dann gewöhnlich von ungeſchickten Händen die Flügel zerriſſen und die ſo ſchön gefärbten federartigen Schuppen abgewiſcht werden. Daher Schutz den ſeltenen und ſchönen Tagfaltern und Vernichtung nur den ſchädlichen, deren Raupen unſere Getreidefelder, Gemüſe, Obſt- und Waldbäume, ſowie Kleider bedrohen, wie der Kohlweißling und die meiſten Nachtfalter.

Die eingehende Betrachtung der Schmetterlinge läßt uns jedoch noch ganz andere Dinge wahrnehmen, als deren Schönheit und Farbenpracht allein. Vor Allem fällt uns das abweichende Ausſehen der Geſchlechter in's Auge, von denen die Männchen meiſt mit viel helleren auffallenderen Farben geſchmückt ſind, während die Weibchen eine dunklere Färbung beſitzen. Bei vielen tropiſchen Schmetterlingen ſind Männchen und Weibchen ſo ſehr verſchieden, daß ſie früher oft als andere Arten betrachtet wurden. Bei den Nachtfaltern ſind, wenn auch beide Geſchlechter in der Farbe ſich gleichen, die Fühlhörner anders geſtaltet, bei den Männchen doppelt kammförmig gefiedert, bei den Weibchen borſtenförmig, die zurückgebliebene Fiederung aber durch Kerben angedeutet. Manche Spinnerweibchen bleiben ganz flügellos. Es wird nun wohl nicht unzweckmäßig ſein, über den Grund dieſer Erſcheinungen nachzudenken und ihre Erklärung zu verſuchen. Am nächſten liegt uns hierbei, um die größere Schönheit der männlichen Schmetterlinge zu erklären, der Gedanke an die geſchlechtliche Zuchtwahl, d. h. daß die Weibchen, wie bei den meiſten Thieren, jene Männchen bevorzugten, welche reicher geſchmückt waren, als ihre Mitbewerber, und ſelbe an Schönheit übertrafen. Daß die Schmetterlingsmännchen vor dem Weibchen ſitzend, ihre Schwingen entfalten, um ihre Reize zu zeigen, können wir in der ſchönen Jahreszeit täglich beobachten. Sie erheben die Flügel und ſenken ſie langſam wieder. Wir müſſen dem Weibchen hinreichende geiſtige Fähigkeit zutrauen, welche überhaupt bei den Schmetterlingen nicht zu klein iſt und für ſie vollſtändig ausreicht, die Schönheit der Männchen zu bewundern, ſowie

Digitized by Google

ſie auch hellgefärbte Blüten aufſuchen. Es wurde geſehen, daß der Taubenſchwanz (Macroglossa stellatarum) auf gemalte Blumen einer Zimmerwand zuflog und dort Honig ſaugen wollte. Kohlweißlinge (Pieris brassicæ) ſtießen auf ein Stück weißes Papier auf der Erde, es für ihres Gleichen haltend. In den Tropen gehört es zu den nicht zu unterſchätzenden Hilfsmitteln der Sammler, um wegen der Höhe des Fluges, großer Scheu oder aus anderen Urſachen ſchwer zu fangende Schmetterlinge in ihre Gewalt zu bekommen, todte Schmetterlinge gleicher Art an Aeſte zu ſpießen, welche beſonders das andere Geſchlecht anziehen, wenn ſie von ſelbem bemerkt werden, und die ſich dann aus der Höhe auf dasſelbe herabſtürzen.

Pei vielen unſerer ſchönen Arten, dem Admiral (Vanessa Atalanta), wohl unſerem farbenſchönſten Schmetterlinge, dem Pfauenauge (Van. Jo), dem Fuchs (Van. Polychloros) ſind beide Geſchlechter gleich und wie auch bei den Weißlingen (Pieris) und Schwalbenſchwänzen (Papilio) gleich auffallend, ſowie auch bei vielen zahlreichen prächtigen Tropenfaltern. Bei unſeren braunen Grasfaltern (Hipparchia) ſind die unter ſich gleichen Geſchlechter auch gleich unauffällig. — Die Schillerfalter (Apatura) die Bläulinge Lycæna) und der Aurorafalter (Anthocharis Cardamines) weichen ſchon bedeutend ab, bei dem letzteren hat das Männchen an der Spitze der Vorderflügel einen ſchön orangerothen Fleck, welcher beim Weibchen nur angedeutet iſt, doch gibt es in Amerika Arten derſelben Gattung, wo dieſer Fleck bei beiden Geſchlechtern auftritt. Die Weibchen unſeres ſchon in den erſten Frühlingstagen fliegenden Buttervogels oder Citronenfalters (Rhodocera rhamni) ſind viel bläſſer gelb als die Männchen. Das Männchen des Hopfenſpinners (Hepialus humuli) iſt weiß, das Weibchen gelb, doch gibt es Gegenden, in denen beide in der Farbe gleich ſind. Die ſchönſten Nachtfalter, wie die Widderchen (Zygæna), die Schwärmer (Sphingidæ), die Nachtpfauenaugen (Saturnia) fliegen bei Tage und am frühen Abend herum. Strenge Nachtthiere ſind nur ſelten ſchön, wie die Lithoſien. Die Geſchlechter der ſchönen Nachtfalter ſind meiſt gleich, die verſchieden gefärbten braun, ſchmutziggelb oder weiß.

Schwieriger als die Schönheit der Männchen iſt jene der Weibchen zu erklären, welche nur auf Vererbung beruhen kann, da kein Grund vorhanden iſt, daß die Männchen von der Schönheit der Weibchen angezogen werden, ſonſt müßten, wären die ſchönen Weibchen vorgezogen

Digitized by Google

worden, die Weibchen oft auch ſchöner ſein, wie ihre männlichen Genoſſen, was nur in einigen wenigen Ausnahmsfällen vorkommt.

Die untere Fläche der Flügel der ſchönen Tagfalter, welche beim Sitzen die Flügel aufrecht halten, iſt in den meiſten Fällen dunkel und gleicht der Baumrinde, dem Boden u. ſ. w., alſo Gegenſtänden, auf die ſie ſich ſetzen, während die Oberfläche der Flügel bunt iſt. Doch iſt bei einigen Schmetterlingen, wie den rothen und braunen Perlmutterfaltern (Argynnis) die Unterfläche bunter als die Oberfläche und zeigt allein die ſchönen Silberflecken. Bei der dachförmigen herabhängenden Flügelhaltung der Nachtfalter werden die oft ſehr grell gefärbten Hinterflügel, wie bei den Ordensbändern (Catocala) verdeckt. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß dieſe dunkle Färbung der unteren Fläche der Flügel den Schmetterlingen zum Schutze gegen ihre Feinde, beſonders die Vögel dient, welche ſie im Sitzen nicht bemerken. Eine ähnliche Uebereinſtimmung macht ſich hier bemerkbar, wie beim Löwen die gelbe Sandfarbe ſeines Felles mit der Wüſte, die graue Erdfarbe des Haſen, das Weißwerden des Alpenhaſen, Schneehuhnes, Wieſels und anderer Thiere im Winter. Beim Löwen kann man allerdings nicht behaupten, daß ihn ſeine Farbe gegen Feinde ſchützt; das Verhältniß iſt hier aber ſo, daß er von den Thieren, die ihm zur Nahrung dienen, bei ſeiner Jagd auf ſie nicht ſo raſch bemerkt wird. Die Nachtfalter ſind meiſt dunkel gefärbt, wenn auch oft wunderſam gebändert und geſtreift, und gleichen den Baumrinden, auf denen ſie bei Tag regungslos ſitzen, die Unterſeite der Flügel iſt ſehr ſelten auffallend. Die beim Sitzen verborgenen rothgebänderten ſchönen Hinterflügel der Bräute oder Catocalen, welche im Fluge für ſie gefahrbringend erſcheinen, gewähren ſelben doch Schutz, da die Vögel auf die glänzende Fläche und nicht auf den Körper ſtoßen. Wallace beobachtete in den amazoniſchen Wäldern und auf den malaiſchen Inſeln viele häufige auffallend große und ſchön gefärbte Schmetterlinge, welche trotz der großen Flügelfläche ſchwache Flieger waren. Die Vögel ſtießen auf die bunten Flügel, durchlöcherten und brachen ſie, ohne den Leib zu verletzen, wodurch ſie der Gefahr entgingen. Ebenſo ſchützt viele Schmetterlingsarten ihr raſcher und ſtarker Flug, ohne welchen ſie ſchon längſt ausgerottet wären.

Das Weibchen iſt des Schutzes zur Erhaltung der Art bedürftiger als das Männchen und deshalb unſcheinbarer. Auch ſind die Männchen gewöhnlich raſchere Flieger und es wird ihnen daher ihre ſchönere Färbung minder gefährlich und nachtheilig. Wenn die Männchen verſchiedener

Spinnerarten eben ſo verkümmerte, zum Fluge unbrauchbare Flügel hätten, als die Weibchen, ſo wäre dies der Erhaltung der Art entſchieden verderblich geweſen. Das weiße Weibchen des Spilosoma mendica gleicht dem gemeinen Spilosoma menthastri, bei welchem beide Geſchlechter weiß ſind und das von Truthühnern mit größtem Widerwillen verſchmäht wird. Wenn daher das Weibchen von Spilosoma mendica von unſeren Vögeln für Sp. menthastri gehalten würde, ſo entgeht es dem Gefreſſenwerden. Das Männchen von mendica iſt bräunlich. Eine ſehr auffällige Nachahmung finden wir bei den Eulen Moma Orion und Agriopis aprilina, von denen erſtere um geringes kleiner iſt: die wellenförmige ſchwarze Zeichnung und Bänderung auf lichtgrauem Grunde der Vorderflügel aber in überraſchendſter Weiſe wiederholt, welchen Umſtand ich nirgends verzeichnet gefunden habe. Bei den ſchönen Heliconiern der Tropen ſind Männchen und Weibchen gleich prächtig, aber durch einen den Vögeln unangenehmen Geruch geſchützt, während in anderen Gruppen die Weibchen, weil ſchutzbedürftiger, unanſehnlicher ſind. Nun werden die Heliconier von vielen tropiſchen Gattungen der verſchiedenſten Sippen nachgeahmt, was ihnen vortheilhaft ſein wird. Die Heliconier ſelbſt ahmen mit ihrem langen dünnen Leibe und den verlängerten, daher ſchmal erſcheinenden abgerundeten Flügeln, welche ſogar bei manchen Arten ſtellenweiſe glasartig durchſichtig werden, die Form der Waſſerjungfern nach. Unſere Seſien ähneln mit ihren glasartigen Flügeln, quer gelb geſtreiftem Leibe u. ſ. w. täuſchend Hummeln, Horniſſen, Weſpen und Mücken.

Dieſe Beiſpiele ließen ſich ins Unendliche vermehren. Nur eines ſehr merkwürdigen Falles von Nachahmung (Nachäffung, Maskirung, mimicry) ſoll hier noch gedacht werden, nämlich der von Wallace auf Sumatra beobachteten Kallima paralecta, eines im Fluge ſehr auffallenden Schmetterlinges mit eckig ausgeſchweiften, oben dunkelpurpurnen Flügeln, durch welche ſich ein queres breites Orangeband zieht. Der Schmetterling war auf einmal im Gebüſche ſpurlos verſchwunden, flog plötzlich wieder auf, um abermals raſch zu verſchwinden, bis es endlich Wallace gelang, ſelben auf einem beblätterten Aſte ſitzend zu entdecken. In dieſer Ruheſtellung, wobei er Kopf und Fühler zwiſchen die Flügel einzog, glich er mit den in eine feine Spitze, gleich vielen Blättern der dortigen Gegend ausgezogenen und aufgerichteten, unterſeits aſchbraunen und röthlichen Flügeln wunderbar täuſchend einem dürren Blatte mit Mittelrippe und Queradern, während die ſtumpfen, dem Aſte anliegenden Spitzen

Digitized by Google

der Hinterflügel vollkommen einem Blattſtiel glichen. Hieher gehört auch die Haltung der ſich aufbäumenden Spannerraupen, welche abſtehenden Aeſtchen gleichen.

Vieles iſt in dieſer Richtung noch dunkel. Bates in Amazonien und Wallace auf den malaiſchen Inſeln haben eine Menge Belege geſammelt und ſie durch natürliche und geſchlechtliche Zuchtwahl zu erklären verſucht, wobei allerdings manche zu weit gehende märchenhafte Anſichten mit unterlaufen ſein können, die aber nicht gar viel ſchaden, da ſie wohl ſeinerzeit werden widerlegt werden. Die Thatſachen ſelbſt laſſen ſich nicht abläugnen und der richtige Weg zu einer Erklärung wurde gefunden und betreten. An die Beſtändigkeit der Art denkt heute im Ernſte ohnehin kein Naturforſcher mehr und bei der zugeſtandenen Abänderungs- und Umwandlungsfähigkeit, der Summirung anfangs kleiner Unterſchiede und der Abweichungsvererbung, ſowie dem ſteten Kampf ums Daſein werden ſich die meiſten noch ſo räthſelhaften Erſcheinungen ungezwungen erklären laſſen.

Wenn Wagner noch die Lehre von der Wanderung der Thiere und Pflanzen unter veränderten Lebensbedingungen, um neue Arten zu bilden, hinzufügt, ſo iſt das nur eine Weiterfortbildung der natürlichen Zuchtwahlslehre, da eben die Bildung der Art das Ergebniß von äußerſt verwickelten und mannigfaltigen Bedingungen iſt.

Die Abänderungsfähigkeit der Schmetterlinge zeigt am beſten unſer Seidenſpinner (Bombyx mori), welcher, wie die andern Hausthiere, durch die vom Menſchen hervorgebrachte künſtliche Zuchtwahl, durch ſorgfältige Auswahl der ihm am meiſten Vortheil verſprechenden Männchen und Weibchen, ſowohl in Europa, als in Indien, China und Japan in eine Menge von Spielarten auseinander gegangen iſt. Die erwachſenen Schmetterlinge, welche durch lang dauernde Zucht und Nichtgebrauch der Flügel das Fliegen faſt verlernt haben, was ſie im wilden Zuſtande gewiß thaten, weichen wenig ab, wohl aber die Raupen und im größten Grade die Cocons, auf welche es dem Menſchen eben ankam. Auch deutet die Veränderlichkeit der augenartigen Flecken auf den Flügeln vieler Schmetterlinge, das Auftreten eckig ausgeſchweifter Flügel und die ſchwanzförmige Verlängerung der Hinterflügel in den verſchiedenſten Gruppen und Gattungen auf eine gemeinſame Verwandtſchaft hin. In der Schmetterlingsſammlung des naturhiſtoriſchen Landesmuſeums können alle angeführten Erſcheinungen nachgeſehen werden, da ich mich nur

Digitized by Google

auf ſolche Arten und Gattungen beſchränkte, von denen Belege vorhanden ſind.

Bates ſagt: „Die Flügel der Schmetterlinge dienen als Tafeln, auf welche die Natur die Geſchichte der Umänderungen der Arten einſchreibt."

Das Hauptleben des Schmetterlinges fällt offenbar in die Raupenzeit, in welcher faſt nur allein Nahrung aufgenommen wird, während das vollkommene Thier nur der Fortpflanzung und Erhaltung der Art dient. Die Raupe iſt das ausgeprägteſte Magenthier, da es täglich das Doppelte des eigenen Gewichtes verzehrt und erſt durch die Verwandlung zu einem faſt keiner Nahrung mehr bedürftigen Luftthiere wird. Zwiſchen Schmetterling und Pflanze herrſcht die lebendigſte Wechſelwirkung. Der an Vernunft grenzende Inſtinkt, wenn wir dieſes Wort noch beibehalten wollen, läßt die Mutter die geeignete Futterpflanze für die Raupen aufſuchen, wobei es merkwürdig iſt, daß manche Schmetterlinge, denen der Saugrüſſel fehlt, wie bei einigen Spinnern, und die daher gar keine Nahrung mehr zu ſich nehmen, während alle anderen nur Blumenhonig oder Waſſer aus Tümpeln ſaugen, beim Eierlegen plötzlich wieder auf die Nährpflanze zurückkommen, die ſie als Raupe verzehrten und falls dieſe nicht zu finden, eine andere Futterpflanze aufſuchen. Der Schmetterling muß daher aus dem Raupenſtande ein in der Puppenzeit ruhendes Erinnerungsvermögen mit ſich genommen haben.

Die Futterpflanze der Raupe bringt auch verſchiedene Färbungen der Schmetterlinge hervor, wobei Verſuche nur bei ſolchen Arten angeſtellt werden können, die in ihrer Nahrung nicht wähleriſch ſind und ſich nicht auf eine Nährpflanze beſchränken. Schon in der Puppe, aber erſt kurz vor dem Auskriechen, kann man die Entſtehung und Entwicklung der Farben beobachten, es lagert ſich ein gelblicher Schleim über die Flügel, welcher aus faſt gleich großen Körnchen beſteht, die in der Folge die eigentlichen Farbenkörperchen der Flügelſchuppen bilden. Nach Koch enthält dieſer Schleim die von der Raupe aus der Pflanze aufgenommenen Pflanzenſalze. Säuren und Gerbſtoffe, welche in die Puppe übertragen werden, bis ſie bei der vollſtändigen Ausbildung des Thieres reagiren und ſich zu Farben bilden. Gewiſſe Pflanzen erzeugen auch gewiſſe Farben, ſo erzeugen die meiſt auf Zapfenbäumen lebenden Raupen düſtere, graubraune Schmetterlinge. Nicht nur zufällig einige Arten, ſondern ganze Gattungen ſtehen nach Form und Zeichnung mit gewiſſen Pflanzengattungen im innigſten Zuſammenhange und in Beziehung und hängen geradezu

Digitized by Google

von ihnen ab. So erhielt Koch eine neue ſehr beſchädigte Limenitis aus Queensland und da es ihm darum zu thun war unbeſchädigte Beiſpiele dieſes Schmetterlinges zu bekommen, berichtete er nach Auſtralien, daß die Raupen unſerer Limenitis-Arten auf Loniceren lebten. Das traf auch zu, der Geisblattſtrauch wurde ſammt den Raupen gefunden und die Schmetterlinge daraus erzogen und nach Europa geſandt. Es liegt daher in dem Bilde des Dichters eine tiefere Wahrheit verborgen, als man bisher ahnte, wenn er ſagt, daß „die Schmetterlinge die fliegenden Blumen der Pflanzen bilden", da es die innigſten Beziehungen zwiſchen Schmetterling und Pflanze andeutet.

Die Vögel zeigen mit den Schmetterlingen viele Aehnlichkeiten. Die Männchen ſind in der Regel ſchöner als die Weibchen und kampfluſtig, mit Kämmen, Hörnern, Fleiſchlappen und langen oft prachtvollen Schmuckfedern zum Zwecke der Entfaltung vor dem Weibchen geziert und mit Geſang begabt. Das Auftreten ſchöner Augenflecken iſt beiden Thierklaſſen gemeinſam. In gewiſſen minder zahlreichen Gruppen ſind beide Geſchlechter gleich ſchön oder einfach, in ſehr wenigen Ausnahmsfällen ſind die Weibchen ſchöner als die Männchen. Die Weibchen würden beim Brutgeſchäfte durch lange Schwanzfedern beirrt werden und durch helle Färbung ihren Feinden leicht zur Beute werden, denen ſie durch ihre Unſcheinbarkeit entgehen. Die weiblichen Vögel zeigen wie die Schmetteringe mehr oder weniger deutliche Spuren der Merkmale, welche die Männchen beſitzen und die Erklärung für die verwandten Eigenſchaften iſt die gleiche durch natürliche und geſchlechtliche Zuchtwahl, Abänderungs- und Vererbungsfähigkeit.

Einen merkwürdigen Fall von kaum glaublicher Nachahmung von Seite eines Schmetterlinges nach einem Vogel erwähnt Bates. Er bildet einen Kolibri und einen dem unſeren ähnlichen und gleich großen Taubenſchwanz aus Amazonien ab, welche um die gleichen Blumen ſchwirren, deren Geſtalt, Farbe, Flügelhaltung und ſchwebender Flug ſich bei aller grundſätzlichen Verſchiedenheit in märchenhafteſter Weiſe gleichen; ja ſogar der Saugrüſſel entſpricht der Spaltzunge des edelſteinſchimmernden Vögelchens.

Solche Betrachtungen, Vermuthungen und Erklärungsverſuche ſind, wenn ſie ſich mit der Zeit durch langwieriges Forſchen tiefer begründen laſſen, gewiß anziehender, als die ehemals ausſchließlich geübte trockene Beſchreibung und Anordnung, welche auch heute noch von Vielen als ausreichend für die Naturforſchung angeſehen werden will, die ihre Gren-

zen nicht überſchreiten und keine Gedanken äußern dürfe, aus welchen Gründen iſt bekannt.

So kurz auch in unſern Breiten das Sommer- und Liebesleben der Schmetterlinge dauert, ſo wird es doch gewöhnlich erfüllt und ſie gewähren uns ein Bild des heiterſten Daſeins, das beim Menſchen um ſo ſchwerer zu finden, als er ſich ſeines Elendes und der ihn beherrſchenden unerbittlichen Naturnothwendigkeit ſeines Werdens und Vergehens bewußt iſt und es ihm in den ſeltenſten Fällen vergönnt iſt, ſich in Erreichung ſeiner berechtigtſten Wünſche glücklich zu fühlen.

Ueber Geſchichte der Schrift und der Schreibekunſt.

(Vortrag im naturhiſtoriſchen Muſeum, gehalten von A. v. Gallenſtein.)

Die Uranfänge der Schrift, wie wir dieſe heutzutage kennen, angehören jedenfalls einer Zeit, die über jede geſchichtliche Kenntniß hinausreicht. Dennoch aber mußte der Menſch damals ſchon aus den primitivſten roheſten Lebenszuſtänden herausgetreten ſein; er mußte bereits ein Bedürfniß haben, ſeine Gedanken und Vorſtellungen anderen mitzutheilen, ſie nach außenhin erſichtlich zu machen, ſie fortzupflanzen; er mußte bereits zu dem Gefühle der Notbwendigkeit gelangt ſein, den flüchtigen Ausdruck des Gedankens — den Laut — feſtzuhalten, ihn aus der Sphäre des Gehöres in die des Geſichtes zu übertragen, — er mußte — wie der gelehrte Abdallah Ibn Abbas ſagt — „ſeiner Hand eine Zunge geben“.

Welche ungeheure Strecke geiſtigen Fortſchrittes liegt aber zwiſchen jenen Anfängen, die in den einfachſten, der umgebenden Natur entnommenen bildlichen Andeutungen beſtanden, und der Erfindung und Ausbildung eines ſelbſtſtändigen Schriftſyſtems!

Wie wenig der Geiſt des ganz ungebildeten, einfachen und rohen Naturmenſchen fähig iſt, das Weſen der Schrift zu faſſen, kann kaum ſchlagender dargeſtellt werden, als durch die bekannte Erzählung des berühmten engliſchen Reiſenden Mariner über den Eindruck, welchen die Schrift und die Kunſt zu ſchreiben, auf einen Fürſten der Tonga-Inſeln, Namens Feenow (Finow), hervorbrachte. Mariner hatte ſich vergeblich bemüht, dem Könige die ſchriftliche Mittheilung der Gedanken begreiflich zu machen. Sie blieb ihm ein unauflösliches

Räthſel. Einen Brief, der zufällig in ſeine Hände gekommen war, beſah und behorchte er lange auf allen Seiten, nahm ihn immer und immer wieder zur Hand und vertiefte ſich in ſchweigendem Nachdenken. — Endlich ließ er den Engländer rufen und verlangte, daß er etwas ſchreibe. Auf Mariner's Frage, „was er ſchreiben ſolle?" — rief Finow: „Schreibe mich!" — Mariner ſchrieb ſofort den Namen des Königs in engliſcher Sprache auf und ſprach ihn laut aus. Nun ließ dieſer einen anderen Engländer herbeiholen, der von den vorhergegangenen Geſprächen nichts wußte. Mariner mußte ſich abſeits wenden und durfte den Kommenden nicht anſehen. Dieſem gab der König das Papier und frug ihn: was darauf ſtehe? Der Engländer ſprach ſogleich laut: „Finow". — Aufs höchſte erſtaunt, faſt beſtürzt, riß Finow ihm das Papier aus der Hand, drehte und unterſuchte es ſorgfältig nach allen Seiten und rief dann ganz verwundert aus: „Seltſam! Das ſieht mir ja gar nicht ähnlich — und auch keinem Anderen. — Wo ſind meine Augen, — wo meine Füße? — Wo iſt mein Kopf? — Wie könnt Ihr wiſſen, das ich das bin?" — Stundenlang ließ er nun Mariner nicht von ſich, dieſer mußte ihm eine Menge Namen von Perſonen, Sachen und Orten aufſchreiben, die er immer wieder von anderen ſich vorleſen ließ, indem ſeine Betroffenheit immer zunahm und die Meinung, daß ein Zauber in dem Papier ſtecke, immer mehr in ihm ſich befeſtigte. Endlich, nach langem, angeſtrengtem Nachſinnen, ſchien ihm der Vorgang etwas klarer zu werden; er äußerte ſich gegen die Anweſenden: „er begreife, daß man von gewiſſen Dingen, die ſowohl vom Schreiber, als vom Leſenden geſehen wurden, ein beſtimmtes Zeichen hinmalen könne, an welchem beide den Gegenſtand erkennen".

Als Mariner ihm hierauf den Namen des letztverſtorbenen Königs aufſchrieb, fand ſein Erſtaunen keine Grenze, und als ihm erklärt wurde, daß man mittelſt der Schrift Nachrichten in weit entfernte Gegenden und Länder ſenden und ſolche auch für zukünftige Zeiten aufbewahren könne, kam er allmählig zur Erkenntniß, daß der Nutzen dieſer ſeltſamen Kunſt außerordentlich groß, daß deren Erlernung aber gleichwohl für ſeine Unterthanen weder paſſend noch rathſam ſei, weil Aufruhr und Verſchwörungen und für ihn wohl gar der Verluſt ſeiner Herrſchaft, ja ſeines Lebens, die Folgen der Verbreitung dieſes Zaubers ſein würden.

Er geſtand hiedurch ein, daß ſein Volk geradezu unfähig ſei, das Weſen und die Vortheile der Schreibekunſt zu begreifen, obgleich die

Digitized by Google

Bewohner der Tonga-Inſeln zur Zeit, als Mariner dieſe beſuchte — gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts — als der in geiſtiger Beziehung vorgeſchrittenſte Stamm der Süd-Inſulaner galten.

Das geheimnißvolle, für einen auf noch faſt kindlicher Ausbildungsſtufe ſtehenden Geiſt völlig unerklärbare Weſen der Schrift läßt es natürlich finden, daß viele alte Völker die Schreibekunſt in eine Zeit ſetzen, wo die Menſchen noch in unmittelbarem Verkehre mit den Göttern ſtanden, von denen ſie dieſe herrliche Gabe empfingen. So erzählt der jüdiſche Geſchichtſchreiber Joſephus Flavius, daß ein Engel den Seth ſchreiben gelehrt habe. Die Aegypter verehrten als den Erfinder der Hieroglyphenſchrift den heiligen Toth, der nach Einigen ein Sohn des Königs Menes war, beiläufig um 1900 vor Chriſtus lebte und für den Schöpfer des ganzen ägyptiſchen Cultus galt.

Zu den allererſten Anfängen ſchriftlicher Ueberlieferungen — ſpeziell als die Urform der ſpäter entwickelten Bilderſchrift, kann man die einfachen Steinmale zählen, — Steinhaufen, welche man zur Erinnerung an einzelne Begebenheiten errichtete, um das Andenken an dieſe wach zu erhalten und den bezüglichen mündlichen Ueberlieferungen eine Stütze, — eine Grundlage zu geben. Schon im graueſten Alterthume war dies in Uebung. So lieſt man im I. Buche Moſis (31. 46): „Als Jakob zu Laban kam und einen Bund mit ihm ſchloß, nahm er einen Stein und richtete ihn auf zu einem Male und ſeine Brüder thaten auf ſeinen Befehl das Gleiche. Man nannte den Steinhaufen „Gilead“ und Laban ſprach zu Jakob: dieſes Steinmal ſei heute Zeuge zwiſchen dir und mir“. — —

Dieſen Steinmalen zunächſt ſteht als älteſtes bildliches Zeichen, als einer der älteſten Schriftverſuche, die Bezeichnung von Zahlenwerthen durch Striche, die ſelbſt jetzt noch bei Völkern im Gebrauche iſt, deren geiſtige Ausbildung ſie noch nicht fähig macht, eine Reihe von Vorſtellungen bildlich darzuſtellen. — So merkt ſich der Indianer durch Einſchnitte in Bäume die Zahl der erbeuteten Scalp's, und die Form oder Richtung der eingegrabenen Striche kennzeichnet unterſcheidend die Kopfhaut eines Mannes oder eines Weibes. Dieſes Hilfmittel erbte ſich fort bis auf unſere Tage. Der jetzt noch — beſonders auf dem Lande — in Uebung ſtehende „Raſch“, ein hölzerner Stab, auf welchem man die Tagſchichten der Arbeiter durch Einſchnitte anzumerken pflegt, iſt ein Abkömmling des zu ähnlichen Zwecken dienenden Kerb-

Digitized by Google

holzes der alten Deutſchen, welches man auch in ein oft angewendetes Sprüchwort aufgenommen hat.

Eine ungleich höhere Stufe geiſtiger Bildung, als dieſe rohen Denkmale, die — an ſich bedeutungslos — lediglich Erinnerungs-Male waren, ſetzt die Erfindung der Knotenſchrift voraus, welche urſprünglich von den alten, längſt untergegangenen Culturvölkern Ame-rika's herſtammt, auch den Chineſen bekannt iſt und als Erbtheil ihrer Voreltern auch unter vielen Indianer-Stämmen der heutigen „neuen Welt" ſich erhalten hat.

Dieſe Knotenſchrift iſt wirkliche Schrift; die Verbindung der einzelnen Schnüre mit der Hauptſchnur, die Verſchlingung der Kno-ten, ihre Entfernung von einander und ihre Abſtände von der Haupt-ſchnur ſind nicht zufällig oder willkührlich, ſondern haben beſtimmten Sinn und Bedeutung, — repräſentiren gewiſſe Vorſtellungen, welche durch den Anblick der Knoten auch in Anderen, die mit dem Schlüſſel der Schrift vertraut ſind, erweckt werden. So bezeichnen z. B. die Eingebornen der Südſee-Inſeln ihr Eigenthum, die Grenze ihrer Be-ſitzungen, dadurch, daß ſie auf Bäume und Zäune verſchlungene Blätter hängen, welche den Namen des Eigenthümers darſtellen.

Die alten Mexikaner und Peruaner hatten unter der Re-gierung der Inka's die Knotenſchrift auf eine verhältnißmäßig hohe Stufe künſtlicher Entwicklung gebracht. Gerichtliche Akte, Geſetze, Urkun-den, geſchichtliche Begebenheiten, wurden durch die hundertfach verſchlun-genen Netze und Geflechte dargeſtellt und für ſpätere Nachkommen er-halten. Damals gab es bei den mexikaniſchen und peruaniſchen Behörden keine Schreiber, ſondern Knotenſchürzer, welche gleich den Schreibern unſerer öffentlichen Aemter fungirten.

Eine Modification der Knotenſchrift ſind die bei indianiſchen Völ-kerſchaften noch gebräuchlichen Wampumgürtel, — Bänder mit kleinen Seeſchnecken und Muſcheln, wohl auch mit Thier- und Menſchen-Zähnen beſetzt, deren Zuſammenſtellung, ſowie die Länge, Breite und Farbe der Bänder ſelbſt beſtimmte Bedeutungen hat und die verſchiedenſten Mit-theilungen vermittelt.

Begreiflicher Weiſe waren dieſe Arten ſymboliſcher Schrift, bei denen die Mittheilung durch beſtimmte Körper geſchah, denen man durch Uebereinkunft gewiſſe Bedeutungen beilegte, die mit ihrer Natur und Weſenheit in gar keinem Zuſammen-hange ſtanden, in ihrer Anwendung viel zu beſchränkt und ſchwerfällig

Digitized by Google

und in ihren Bezeichnungen zu ungenau, als daß ſie einen weſentlichen Einfluß auf die geiſtige Entwicklung eines Volkes üben, geſchweige die Ausbildung einer eigentlichen Literatur hätten ermöglichen können, ſo wie auch ihre eigene Fortbildung dadurch behindert war.

Zum Cultur-Elemente wurde die Schrift erſt, als man bildliche Darſtellungen der zu bezeichnenden Gegenſtände ihr als Grundlage gab, — als man die Bilderſchrift — die eigentliche Mutter aller übrigen, ſpäter hervorgegangenen Schrift-Syſteme — erfand, indem man zu dem einfachſten, natürlichſten, dem wenig entwickelten Geiſte am nächſten liegenden Mittel — zum Gebrauch von Bildern griff, um Vorſtellungen zu erwecken und feſtzuhalten, wie dies jetzt noch in unſeren Kleinkinder- und Taubſtummen-Schulen durch den ſogenannten „Anſchauungs-Unterricht" geſchieht.

Für die Bilderſchrift im engſten Sinne iſt — wie für die Knotenſchrift — Amerika das eigentliche Mutterland, in welchem dieſelbe noch heutzutage unter den Indianer-Stämmen volle Geltung und in reiner unveränderter Form ſich erhalten hat. — In rohen, kunſtloſen Umriſſen zeichnet der Indianer die Objecte ſeiner Mittheilungen, ſehr oft — um Raum und Arbeit zu ſparen — nur durch einzelne Körpertheile, durch Striche, angedeutet — ähnlich der Malerei eines 4—6jährigen Kindes, und in ſolcher Ausführung darum in vielen Fällen nur dem mit der Schrift ſeines Volkes vertrauten Eingebornen entwirrbar. Die Bilder ſind immer dem wirklichen, freilich einförmigen und gleichartigen Leben der einzelnen Stämme entnommen, auf Jagd, Fiſchfang, Krieg u. ſ. w. ſich beziehend, und darum mehr oder minder allen Indianer-Stämmen von Florida bis hinauf an die Hudſonsbai bekannt und geläufig. Ja ſelbſt für abſtrakte Begriffe finden ſich Zeichen, indem das Bild eines Dinges, welches eine gewiſſe Eigenſchaft beſitzt, zur Bezeichnung dieſer Eigenſchaft ſelbſt angewendet wird; ſo z. B. das Sonnenbild für Licht, — das Ohr für Hören, — das Auge für Sehen ꝛc. Gewöhnlich werden ſolche bildliche Nachrichten in Baumrinden, auf abgeſchälte Baumſtämme, in glatte Felswände eingegraben, je nachdem der Zweck der Mittheilung es geſtattet. Uebrigens ſind in den allermeiſten Fällen dieſe Bilder ohne alle Schönheit und Richtigkeit in der Zeichnung, roh und grell, nur darauf berechnet, Vorſtellungen von wirklich Beſtehendem anzuregen, keineswegs aber durch Formenſchönheit zu feſſeln und zu ergötzen.

Digitized by Google

Enge verwandt mit der Bilderſchrift der nordamerikaniſchen Indianer, aber durch Reichthum an Ideen und Bildern viel höher ſtehend, als dieſe, iſt die mexikaniſche Bilderſchrift.

Unter den alten Bewohnern Mexiko's — den Tolteken — war bereits ein großartiges Culturleben entwickelt. Heute noch bewundert man die Ruinen der von ihnen errichteten Bauwerke, eben ſo gewaltig in der Anlage, wie prächtig in der Ausführung — und die wenigen erhalten gebliebenen bedeutenderen Schriftdenkmäler zeugen für eine reiche, ſehr vorgeſchrittene literariſche Bildung, für welche beiſpielsweiſe der Umſtand ſprechen mag, daß Kaiſer Montezuma II. von fünf der bedeutendſten Städte ſeines Reiches einen jährlichen Tribut von 20.000 Ballen Agave-Papiers bezogen hatte. Als die Spanier zur Zeit der Herrſchaft dieſes Fürſten in Mexiko landeten, fanden ſie reichhaltige Bibliotheken und Archive mit Werken jedweden Inhaltes, auf gegerbten Hirſchhäuten, Seidentüchern und auf einem aus den Faſern einer Agave-Art verfertigten Papiere in den ſeltſamen Charakteren der erwähnten Bilderſchrift geſchrieben, welche leider zum größten Theile von den fanatiſchen chriſtlichen Eroberern als durch Zauberei entſtandene Werke vernichtet wurden. Dieſer Bilderſchrift, welche in den öffentlichen Tempelſchulen gelehrt wurde, war faſt jeder Mexikaner kundig.

In Folge der Eroberung Mexiko's durch die Spanier, welche überhaupt der mexikaniſchen Cultur den Todesſtoß gab, ging auch die Kenntniß der Bilderſchrift allmählig verloren. Das ſtrenge Verbot, dieſer Schrift, der man böſe Zauberkräfte beilegte, ſich zu bedienen, verminderte mehr und mehr die Schriftkundigen, ſo daß binnen einem Jahrhunderte nach dem Einfalle der Spanier ein mexikaniſcher Schriftſteller im ganzen Lande nur zwei alte Leute fand, welche die Bilderſchrift noch verſtanden. —

Aber ſelbſt in ihrer höchſten Blüthe überſchritt die mexikaniſche Bilderſchrift nicht die verhältnißmäßig noch immer ſehr engen Grenzen, an welche ſie als ſolche gebunden war. Immer blieb nur das Bild der Ausdruck des vollen Gedankens; es wurde wohl abgekürzt, aber nie zu einem bloßen Zeichen umſtaltet, es blieb noch immer — ein Bild.

Dieſe Fortbildung der Bilderſchrift konnte aber nur erreicht werden, indem man, um die Vorſtellung eines Gegenſtandes, ſeiner Eigenſchaften ꝛc. zu erwecken, nicht mehr eines darauf ſich beziehenden Bildes ſich bediente, ſondern für die einzelnen Worte Zeichen ſetzte, welche an und für ſich bedeutungslos waren und auch zu dem zu bezeichnenden Gegenſtande

Digitized by Google

keinerlei Beziehung hatten, ſondern das Eine oder das Andere erſt durch Wahl und Uebereinkunft erhielten. Man mußte die Bildſchrift zur Begriffsſchrift umbilden.

Dies geſchah auch wirklich bei einem anderen zu den älteſten Culturvölkern zählenden Volke, — bei den Chineſen. Auch ihre Schrift war urſprünglich Bilderſchrift. Noch hat ſich unter den jetzt nach Tauſenden zählenden chineſiſchen Schriftzeichen eine kleine Zahl dieſer urſprünglichen Schriftbilder erhalten, aber auch dieſe haben im Laufe der Zeit eine Umſtaltung erfahren, welche den urſprünglich dargeſtellten Gegenſtand darin kaum mehr erkennen läßt. Um gewiſſe, zum Theile abſtrakte, Begriffe zu bezeichnen, griff man zur Zuſammenſetzung der urſprünglich durchweg einfachen Bilder; man ſtellte z. B. den Begriff „Glanz“ dadurch dar, daß man die Bilder von Sonne und Mond zuſammenfügte; man ſetzte „Waſſer“ und „Auge“ für „Thräne“, „Thür“ und „Ohr“ für „Hören“ u. ſ. w. — Aber auch dieſe zuſammengeſetzten Bilder veränderten allmählig ihre Form bis zur Unkenntlichkeit der urſprünglichen Elemente und wurden aus Schriftbildern „Begriffszeichen“. — Auch für ganz abſtrakte Begriffe oder ſchwer bildlich darzuſtellende ſinnliche Gegenſtände, für Eigenſchaften ꝛc., z. B. für Farben hat man Symbole erfunden, die aber gleichfalls mit der Zeit in bloße Zeichen ſich verwandelten. Zur Bezeichnung der räumlichen und Zahlen-Verhältniſſe bedient man ſich lediglich der Punkte und Striche. So bedeutet z. B. ⊥ „oben“, ⊤ „unten“.

Die chineſiſche Schrift iſt übrigens auch noch keine Buchſtaben-, ſondern eine Silben-Schrift, weil alle Worte der chineſiſchen Sprache nur einſilbig ſind und nur aus einem Vocale mit vorgeſetztem Conſonanten beſtehen. Nun hat der Chineſe zwar 36 verſchiedene Anfangs-Mitlaute und 125 Endvocale; trotzdem iſt es aber nicht möglich, die unendliche Mannigfaltigkeit von Begriffen durch die beſchränkte Zahl der hienach zuläſſigen Lautverbindungen erſchöpfend zu bezeichnen. Man mußte alſo einer und derſelben Silbe mehrere Bedeutungen beilegen. So hat z. B. die chineſiſche Lautverbindung tscheu gegen fünfzig verſchiedene Bedeutungen, die durchaus keine logiſche Verbindung oder Beziehung zu einander haben. Um nur einige davon heraus zu heben, nennen wir: Vogelgetſchwitſcher, Waſſerbecken, antworten, zanken, Inſel, umſchließen, Eſelin, eine Gattung Weines u. ſ. w. Um den Verwechslungen ſo ganz verſchiedenartiger Begriffe zu begegnen, hat man mit dem Lautzeichen (im gegebenen Falle alſo mit tscheu) noch ein anderes erklärendes Zeichen

Digitized by Google

verbunden. Einzelne Lautverbindungen fehlen der chineſiſchen Sprache ganz. Dieſer Umſtand iſt Urſache, daß Fremdwörter, in denen der Chineſe für jede Silbe ein beſtimmtes abgeſondertes Lautzeichen ſetzt, oft ganz verändert werden.*)

Die Zahl der chineſiſchen Laut- oder Schriftzeichen iſt, wie ſich aus dem Vorhergehenden erklärt, außerordentlich groß. Die ſogenannte „Mandarinenſprache", welche nur die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln umfaßt, hat einige Hundert Lautzeichen; die Summe aller Schriftzeichen aber, welche ein gelehrter Schriftkundiger ſeinem Gedächtniſſe einprägen muß, beläuft ſich auf beinahe 50.000, ja nach Einigen ſogar auf nahezu 80.000 Zeichen. Jedes einzelne Lautzeichen beſteht aus einer beſtimmten Anzahl von Strichen, deren höchſte Zahl 17 iſt. Man unterſcheidet hiebei den wagrechten Strich (kung), den ſenkrechten (schou), den ſchiefen nach rechts (na), den ſchiefen nach links (p'ie), den hackenförmigen in 13 Formen, endlich den Punkt oder Tropfen. Hiedurch ſind 214 Wurzelzeichen feſtgeſetzt, welche die Elemente aller Lautzeichen bilden. Große Wörterbücher, in welchen alle Schrift-Charaktere nach Gruppen geordnet ſind. beſtehen im Reiche der Mitte ſchon ſeit Jahrhunderten, ohne deren Beihilfe wiſſenſchaftliche Werke von Laien gar nicht verſtanden werden können. Uebrigens iſt der größte Theil der Bevölkerung China's des Leſens und Schreibens kundig. — Der Erfinder der chineſiſchen Schrift ſoll der König Tu-hi geweſen ſein, der um das Jahr 2941 vor Chriſtus regierte. Eine Reformirung und theilweiſe Erneuerung der Schriftzeichen geſchah im 9., eine weitere, zur Zeit des Con-fu-tſe, im 5. Jahrhunderte vor Chriſtus. — Die jetzt, ſeit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts, gebräuchliche Schönſchrift heißt Kiai-ſing-tſchou. —

Es kömmt nun noch die Schriftart eines der älteſten, intereſſanteſten Kulturvölker — der Aegypter — zu erwähnen, nämlich: die Hieroglyphen-Schrift.

Seit langem überall bekannt und genannt, ja, faſt ſprüchwörtlich geworden iſt die Hieroglyphe, und doch iſt es erſt den mühſamſten ausdauerndſten Forſchungen der Neuzeit gelungen, dieſe räthſelhaften Bilder zu entziffern, und die Tauſende von Inſchriften, die von Niederägypten bis an die Grenze Abyſſiniens in Tempel-Ruinen und Grabgewölben, auf Obelisken und Mumienſärgen, auf unzähligen Papyrus-

*) Statt „Europa" „Eulopa", ſtatt „Amerika" „Jamelikia".

Rollen aufgefunden worden ſind, der Wiſſenſchaft zugänglich zu machen. —

Im Auguſt 1799 während der franzöſiſchen Expedition fand der franzöſiſche Artilleriſt Bouchard bei den Grundausſhebungen für ein in Roſette zu erbauendes Fort an einer der Nil-Mündungen eine Baſaltplatte, welche Inſchriften in dreierlei verſchiedenen Charakteren trug. Eine derſelben wurde von den Gelehrten als griechiſch erkannt, die beiden anderen waren in der — damals noch faſt unbekannten — Hieroglyphen-Schrift abgefaßt. Aus erſterer ergab ſich, daß man ein Edikt des Königs Ptolemäus Epiphanes*) vor ſich hatte, welches meldete, daß ihm — dem Könige — von der ägyptiſchen Prieſterſchaft gewiſſe Ehrenbezeugungen bewilligt worden ſeien und daß dieſe Geſtattung auf dieſen Stein in heiliger Schrift und in Landesſchrift geſchrieben ſei. Es war alſo unzweifelhaft, daß die beiden ägyptiſchen Inſchriften den gleichen Inhalt haben, welchen die griechiſche Schrift ausdrückt, und man hatte nun einen Anhaltspunkt für die Verſuche zur Erklärung der erſteren, wobei noch der glückliche Umſtand ſehr zu Statten kommen mußte, daß gleich im Anfange der Inſchrift ſehr viele Eigennamen vorkommen, welche ſelbſt in bedeutend verſchiedenen Sprachen wenig verändert zu werden pflegen. Der Stein kam ſpäter in das britiſche Muſeum in London und bildet noch jetzt eine Hauptzierde desſelben. Die Auffindung dieſer Baſaltplatte gab den erſten Anſtoß zu der Entzifferung der Hieroglyphen, welcher von da ab die gelehrten Aegyptologen die eifrigſten, unabläſſigſten Studien zuwendeten. — —

Auch die Hieroglyphen ſind eine Bilderſchrift. Gleich den Mexikanern und Chineſen bezeichneten die Aegypter in der älteſten Zeit die ſinnlich wahrnehmbaren Gegenſtände durch Abbildungen in rohen einfachen Umriſſen. Die Geſtirne des Himmels, Menſchen, Thiere, Pflanzen, — kurz Alles, was ſich durch die Sinne erkennen läßt, fanden die entſprechenden Bilder. Die Geſammtzahl der bis jetzt auf den altägyptiſchen Denkmälern unterſcheidbaren Hieroglyphen, welche der gelehrte Geſchichtforſcher Dr. Bunſen ſehr treffend mit dem Namen „Dingebilder" belegt hat, beläuft ſich auf ungefähr neunhundert. In Hieroglyphen ſind faſt durchweg die Inſchriften der altägyptiſchen Steinmonumente, der Obelisken, Mumien, Särge ꝛc., abgefaßt. Auf den Papyrus-Rollen, deren faſt jeder Mumie eine oder mehrere beigegeben ſind, deren Zahl alſo

*) Aus dem 9. Jahre ſeiner Regierung, ungefähr anno 197 vor Chriſtus.

außerordentlich groß iſt, findet man aber eine andere, der Hieroglyphen-Schrift zwar in Einzelnheiten ähnliche, aber dennoch einen von dieſer ganz verſchiedenen Charakter tragende Schriftart. Es iſt die hieratiſche, die ſogenannte „Prieſterſchrift". Sie enthält ebenfalls noch vielfach Abbildungen ſinnlich wahrnehmbarer Gegenſtände, z. B. Bilder von Menſchen, Thieren, Gefäßen ꝛc. Allermeiſt aber ſind dieſe in ſo flüchtigen Umriſſen und Verkürzungen angedeutet, daß ihre eigentliche Geſtalt nur durch Vergleichung mit den wirklichen, deutlicheren Hieroglyphenbildern erkennbar iſt. Die Mehrzahl der hieratiſchen Schriftzeichen aber beſteht in willkürlichen Zeichen, — ſchon unſeren Buchſtaben ähnlich; — nur iſt deren Anzahl ungleich größer als die Buchſtabenzahl unſerer Alphabete.

Sie hieß die „Prieſterſchrift", weil die ägyptiſchen Prieſter, in deren Händen faſt ausſchließlich die Volksbildung lag, ſchon frühzeitig ſpeziell zu ihrem Gebrauche eine eigene Schrift ſich geſchaffen hatten, die nur dem Eingeweihten verſtändlich und lesbar war, im bürgerlichen Leben und Verkehre aber nie in Anwendung kam. Aus ihr wurde ſpäter die „enchoriſche" Schrift, auch „demotiſche" oder „Volksſchrift", von Einigen „epiſtolographiſche" oder „Briefſchrift" genannt, entwickelt. Der Name „enchoriſch" oder „Landesſchrift" wird ihr, wahrſcheinlich als der allgemein üblichen Verkehrsſchrift, auch in den griechiſch abgefaßten Inſchriften des alten Aegyptens durchweg beigelegt. Sie enthält faſt gar keine hieroglyphiſchen Bilder ſinnlich wahrnehmbarer Gegenſtände und nur durch Vergleichung mit ähnlichen hieroglyphiſchen oder hieratiſchen Schriftzeichen iſt in einzelnen Fällen der Urſprung aus einem durch Verflüchtigung oder Abkürzungen allmählig veränderten hieroglyphiſchem Bilde zu errathen. Die enchoriſche Schrift ähnelt in noch viel höherem Grade als die hieratiſche der heutigen Buchſtabenſchrift, obſchon auch die Zahl ihrer Schriftzeichen viel größer iſt, als die unſerer Buchſtaben. Man findet ſie hauptſächlich auf den Papyrus-Rollen und kleinen Steintäfelchen angewendet, welche bürgerliche Angelegenheiten, z. B. Käufe, Verträge, Empfangsbeſtätigungen u. dgl. zum Gegenſtande haben; ſie ſcheint alſo in der That die eigentliche Currentſchrift für den gewöhnlichen bürgerlichen Geſchäftsverkehr geweſen zu ſein.

Die Entzifferung der altägyptiſchen Schrifttexte bot, da man nur höchſt dürftige Mittheilungen über die Einrichtung der ägyptiſchen Schriftarten des Alterthums hat, außerordentliche Schwierigkeiten, welche übrigens nicht blos in der Beſchaffenheit der Schrift, ſondern beſonders auch in der ganz unbekannten Sprache lagen. Man kennt dieſe letztere wohl

Digitized by Google

genauer aus dem 2. und 3. Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung, das iſt aus der Zeit der Einführung des Chriſtenthums in Aegypten, und zwar unter dem Namen „koptiſche Sprache"; ob aber dieſe Sprache auch bereits zur Zeit der alten einheimiſchen Könige, unter der Regierung der Ptolemäer und unter der perſiſchen Herrſchaft die Landesſprache geweſen ſei, blieb lange in Frage geſtellt, bis man durch ſorgfältige Unterſuchung und Vergleichung der altägyptiſchen Worte und Namen, welche in Schriften der Griechen, Römer und Hebräer vorkommen, zur Wahrſcheinlichkeit, ja zur Gewißheit gelangte, daß die jetzt die „koptiſche" benannte Sprache wirklich auch die in der älteren Zeit in Aegypten gangbare Landesſprache war, die nur im Laufe der Jahrhunderte einige Veränderungen erfahren hatte. — Von vorzüglichem Intereſſe iſt es, daß die alten Aegypter die urſprüngliche Bilderſchrift bereits zur phonetiſchen oder Lautſprache ausbildeten, indem durch die Schriftzeichen nicht mehr die Gegenſtände, ſondern Worte, Laute ausgedrückt wurden.

So bedeutet z. B. im Altkoptiſchen das Wort „iri" „Auge" und wurde hieroglyphiſch durch das Bild eines Auges ausgedrückt. Eben dieſes Wort hat aber auch die Bedeutung „thun", „machen". Man verſinnlichte nun in dieſer letzteren Bedeutung das Wort „iri" gleichfalls durch die Abbildung eines Auges, fügte aber, um die Thätigkeit, das „Thun" oder „Machen" zu bezeichnen, dieſer Hieroglyphe zwei fortſchreitende Beine bei. Solche Zeichen, von Dr. Bunſen „Beſtimmungs-Zeichen" genannt, findet man ſehr häufig angewendet. — Einen beiläufigen Begriff der Lautſchrift geben unſere „Rebus". Auch in dieſen bezeichnen die einzelnen Bilder meiſtens nicht ganze Worte, ſondern die einzelnen Laute, welche das Wort bilden.

Aus der allmähligen Umwandlung der eigentlichen Hieroglyphen-Schrift in eine Lautſchrift entwickelten ſich in ganz natürlichem Vorgange zuerſt eine Silbenſchrift und in weiterer Fortbildung derſelben die Anfänge einer Buchſtabenſchrift, indem man die Worte in ihre einzelnen Laute zerlegte und dieſe durch Hieroglyphen bezeichnete, deren Bedeutungswort mit demſelben Buchſtaben beginnt, wie der Laut.

„Fuß" heißt z. B. im Altkoptiſchen „pat"; hienach ward das Bild eines Fußes zum Buchſtab p; — „Arm" heißt „amahe", deſſen Bild gab alſo den Buchſtab a; — das Bild der „Schlange", „Set", gab den Buchſtab S u. ſ. w. Außerordentlich erſchwert wurde das Verſtändniß der phonetiſchen Hieroglyphen dadurch, daß die alten Aegypter dieſe abzukürzen pflegten, indem ſie, wenn es der Sinn nicht unbedingt for-

Digitized by Google

derte, die zwiſchen die Conſonanten zu ſtellenden Vocale ſehr häufig wegließen und es dem Leſer anheimgaben, dieſelben einzuſchieben. Die Gewohnheit bildete hiebei eine gewiſſe Orthographie, ſo daß für einzelne Worte nur genau beſtimmte Zeichen geſetzt werden konnten. — Da nun Ein Conſonant durch verſchiedene Bilder dargeſtellt werden konnte, ſo war es durchaus nicht gleichgiltig, welche Bilder man zur Bezeichnung der Conſonanten wählte. Wenn z. B. der alte Aegypter das Wort „Suki“ = „Krokodil“ ſchreiben wollte, bezeichnete er das S durch ein Viereck, das k durch zwei Ringel. Er mußte hiefür aber eben nur dieſe Bilder wählen, denn das Wort Suki wurde nie zu Stande gebracht, wemm man für die Conſonanten S und k andere Beſtimmungszeichen wählte, z. B. für das S die „Schlange“ = Set und für das k den „Henkelkorb“ = Kot. Erleichtert wurde hinwieder die Erklärung der Hieroglyphen-Schrift dadurch, daß man hinter Eigennamen zur Bezeichnung des Geſchlechtes und Alters die Bilder eines Mannes, einer Frau oder eines Kindes beiſetzte. Den Namen der Verſtorbenen folgte die Bezeichnung des Todtengerichtes: eine Elle, eine Wage, oder ein Gewicht; den Namen der Götter wurde das Zeichen der Macht und Gewalt, ein Beil, beigegeben. Die Zweizahl eines Gegenſtandes wurde durch die doppelte Anſetzung desſelben Bildes ausgedrückt. —

Das Hauptverdienſt um die Erklärung der alten ägyptiſchen Schriftzeichen gebührt nach vorausgegangenen mehr oder minder glücklichen, aber im Ganzen noch immer unzureichenden Verſuchen Anderer, dem Engländer Thomas Young und dem Franzoſen Champollion dem Jüngern, deren Entdeckungen in neuerer Zeit Salt, Koſegarten, Roſellini, Ideler und andere Gelehrte weiter ausführten. Für die erſten und für viele ſpätere Studien zur Erklärung der altägyptiſchen Schriften gab die erwähnte Inſchriften-Trias von Roſette die hauptſächlichſte Grundlage. Thomas Young machte ſich zuerſt an die Entzifferung jenes Theiles der Inſchrift, welcher in der griechiſchen Abtheilung als mit enchoriſcher oder Landesſchrift geſchrieben bezeichnet iſt, die auf den erſten Anblick Buchſtabenſchrift zu ſein ſchien.

Mit Hilfe des griechiſchen Textes entzifferten er und andere Forſcher — der Franzoſe Sylveſtre de Sacy und der Schwede Ackerblad, indem ſie die ägyptiſche Inſchrift von der Rechten zur Linken laſen, eine Anzahl Eigennamen, unter denen beſonders der Name „Ptolemaeos“ wiederholt vorkam und Young ſtellte im Jahre 1814 aus dieſen ein ziemlich vollſtändiges enchoriſches Alphabet zuſammen. Als mau aber

auf deſſen Grundlage zur weiteren Auflöſung und Erklärung der enchoriſchen Inſchrift von Roſette vorgehen wollte, traf man unerwartet auf neue große Schwierigkeiten, indem man noch eine Menge Schriftzeichen vor ſich ſah, deren Werth und Bedeutung aus dieſem Alphabete ſich nicht enträthſeln ließ. Einzelne dieſer Schriftgruppen konnte man zwar aus dem Zuſammenhange mit Sicherheit erklären. Allein wie dieſe Gruppen in ägyptiſcher Sprache lauteten, welche Bedeutung den einzelnen Zeichen zukam, blieb dunkel, weil von den aus Eigennamen bekannt gewordenen Buchſtaben keiner darin vorkam.

Young, der mittlerweile die in der großen franzöſiſchen Beſchreibung von Aegypten abgedruckten Papyrusrollen ſorgfältig ſtudirt hatte, machte in dieſen die Entdeckung einer dritten, auf dem Steine von Roſette nicht vorkommenden ägyptiſchen Schriftart, die man die „hieratiſche“ benannte; er erkannte ihre Verwandtſchaft mit der reinen Hieroglyphen- und andererſeits auch mit der Landesſchrift und kam durch dieſe Forſchungen auf die Vermuthung, daß in allen drei Schriftarten phonetiſche Zeichen oder Buchſtaben mit ſymboliſchen Zeichen, — das iſt mit wirklichen Hieroglyphen, gemiſcht erſcheinen. Dieſes wichtige Ergebniß fand ſeit dem vielfältig Beſtätigung und erwies ſich auch als die Hauptſchwierigkeit einer vollſtändigen Entzifferung der größeren altägyptiſchen Schrifttexte. —

Seit dem Jahre 1819 beſchäftigte ſich Young auch mit der Erklärung der rein hieroglyphiſchen Schriftgruppen, die er als ſymboliſche Zeichen erkannt hatte. Er lieferte als erſte Frucht ſeiner diesbezüglichen Forſchungen ein Verzeichniß von 200 hieroglyphiſchen Schriftgruppen aus der Inſchrift von Roſette mit den muthmaßlichen Bedeutungen derſelben, die ſich bei vielen ſpäter wirklich als die richtigen beſtätigten. Auch in dem hieroglyphiſchen Theile der roſettiſchen Inſchrift fand er den Namen „Ptolemaeos“ vorkommend und entwickelte in ſeinen Bemerkungen darüber die Baſis zu den ſpäteren Entdeckungen der alphabetiſchen Hieroglyphen. Er hätte dieſe wahrſcheinlich ſelbſt ziemlich vollſtändig zuſammenſtellen können, wenn er eine größere Zahl hieroglyphiſcher Eigennamen vor ſich gehabt hätte, deren Bedeutung ſo ſicher feſtgeſtellt war, wie jene des Namens „Ptolemaeos“. Allein das Mißgeſchick wollte, daß von dem Schriftſteine von Roſette jener Theil, welcher die hieroglyphiſch abgefaßte Schrift enthalten hatte, bis auf das kleine Stück, auf dem der Name „Ptolemaeos“ vorkam, abgebrochen war und nicht mehr aufgefunden werden konnte.

Digitized by Google

Champollion's Studien an einem auf der Nil-Inſel Philä befindlichen Obelisken und ſpäter an den Inſchriften, die er unter den Ruinen des Tempels von Karnak aufgefunden hatte, waren von höchſt intereſſanten Entdeckungen gekrönt über den Buchſtabenwerth der phonetiſchen Hieroglyphen in den griechiſchen und römiſchen Namengruppen, mit deren Hilfe auch die ägyptiſchen Namengruppen ſich mit Sicherheit erklären ließen.

Er ſtellte durch ſeine Unterſuchungen feſt, daß dieſelbe hieroglyphiſche Buchſtabenſchrift in die älteſten Zeiten hinauf reichte und daß die größeren Texte ſtets aus alphabetiſchen und ſymboliſchen Hieroglyphen gemiſcht ſind. Er durchforſchte zahlreiche in Turin und Rom aufbewahrte Denkmäler und Papyrusrollen und entdeckte hiebei den größten Theil der hieratiſchen und hieroglyphiſchen Zahlzeichen. Noch in den letzten Jahren ſeines Lebens unternahm er eine Reiſe nach Aegypten und Nubien und erweiterte durch die hiebei gewonnenen Zeichnungen beträchtlich die Kenntniß der Hieroglyphen. Auch die ſchon früher aufgeſtellte Anſicht, daß die altägyptiſche Sprache die koptiſche ſei, wurde durch Champollion's Entdeckungen zur Gewißheit erhoben.

Die von Young und insbeſondere die von Champollion gegebenen zuverläſſigen Erklärungen haben, ungeachtet ſie meiſtens nur zerſtreute Einzelnheiten betreffen, doch ſchon zu wichtigen hiſtoriſchen Aufklärungen über das Alter und die Beſtimmung zahlreicher ägyptiſcher Tempel und aſtronomiſcher Denkmäler, über die Benennungen und die Genealogie der alten ägyptiſchen Könige und über die Einrichtungen der alten ägyptiſchen Schrift und Sprache geführt. Durch die Entzifferung der hieroglyphiſchen Gruppen erhielt man Belehrung, welche alten Denkmäler Aegyptens aus den Zeiten der einheimiſchen Fürſten, aus der Regierungsperiode der Ptolemäer oder aus den Tagen der Römerherrſchaft in Aegypten ſtammen. Die nun entzifferten Schriftgruppen, welche den großen Gemälden von Schlachten und feierlichen Triumphzügen an den Wänden der ägyptiſchen Tempel beigegeben ſind, bieten die intereſſanteſten Aufklärungen über die Länder und Völkerſchaften, gegen welche jene Kriege geführt wurden, ſowie durch andere hieroglyphiſche Gruppen die altägyptiſche Mythologie bekannt und erklärt worden iſt.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Auszüge aus den Briefen des Profeſſors Hans Höfer.

Bergen, am 4 Juni 1872.

Wenn ich erſt heute dazu komme, ein ſo gern gegebenes Verſprechen zu erfüllen, zum Wenigſten zu beginnen, ſo liegt der Umſtand darin daß ich vor unſerer Abfahrt von Hamburg, wie Sie aus Nachſtehendem entnehmen können, eine völlige Hetzjagd durchmachte und darnach bei der Meerfahrt mit beſtem Willen nicht ſchreiben konnte, von wegen eines Seegeſpenſtes, das mir faſt auf den Kragen geſprungen wäre. Doch heute liegen wir ruhig im Hafen und da will ich Ihnen das Weſentlichſte von dem Erlebten und Erſchauten erzählen. Das Ausführliche ſoll Ihnen mein Tagebuch mittheilen oder ich ſelbſt, wenn wir im bevorſtehenden Winter wieder behäbig und wohlbehalten beiſammen ſitzen werden.

Am 25. Mai, Früh $10^{1}/_{2}$ Uhr fand die Abfahrt von Wien ſtatt per Eilzug ohne Raſt und Aufenthalt via Breslau, Berlin und Hamburg, wo wir Abends am 26. Mai eintrafen und bis zum 30. Mai Morgens blieben, an dem wir uns auf dem norwegiſchen Dampfer „Tordenſkjold“ einſchifften und am 2. Juni Nachmittags in Chriſtianſand landeten. —

Laſſen Sie mich hier gleich das norwegiſche Haus beſchreiben, es begegnet uns immer wieder an Straßen gereiht und ſo nach den Dimenſionen und Richtungen ꝛc. andere Varietäten von einer Stadt gebend. Die norwegiſchen Häuſer ſind ebenerdig und einſtöckig, hier und da ſitzt noch in der Mitte ein Erker darauf. Es iſt ein Sockelfundament aus Stein und darauf ein kompletes Blockhaus errichtet, doch mit S-förmigen Ziegeln eingedeckt. Die Fenſter ſind groß, einfach und dahinter ſelbſt bei einem „Skomaker“ recht nette Vorhänge; überall blickt Einem die denkbarſte Reinlichkeit entgegen. Schauen wir hinein, ſo finden wir lauter kleine überaus nette Zimmerchen, meiſt tapetirt. Sie werden von dem Aeußeren eines norwegiſchen Hauſes ſich ein düſteres Bild machen; doch denken Sie ſich daran ſchmale Bretter, wagerecht und jalouſienartig übergreifend, oder ſenkrecht und mit Leiſten übernagelt, dieſe mit allerhand weißen und lichten Oelfarben beſtrichen, ſo daß ſie von Weitem wie Steinhäuschen ausſehen, ſo gibt das Aeußere dasſelbe liebliche Bild wie das Innere. Wir ſahen hier bei Bergen in dieſem Sinne auch die Villen ausgeführt. Ich kann mit gutem Gewiſſen verſichern, daß ich in meinem Leben nicht viel Reizenderes in dieſer Art ſah.

Digitized by Google

Die norwegiſchen Städte machen auf uns den Eindruck einer ganz vollkommenen Nettigkeit, Sauberkeit und Behaglichkeit; Zinskaſernen gibt es nicht. Das norweg'ſche Volk lernten wir bisher ſo viel wie gar nicht kennen; in Bergen ſehe ich ein Conglomerat von Trachten.

Norwegens Küſten, an welchen wir faſt ununterbrochen fuhren, ſind ganz originell, doch durchaus nicht ſo reizend, wie wir es uns ausmalen. Erſt heute bei einer Spazierfahrt in der Umgebung Bergens beſuchte ich einen Punkt, der wirklich unbeſchreiblich ſchön iſt. Die Küſtenpartien bei Stavanger bis Bergen erinnerten mich lebhaft an den Blick nach Norden von der Bleiburger Ebene; doch denken Sie ſich letztere zu einem Meere belebt und das Kärntner Bild wird viel an Reiz gewinnen. Doch an Naturſchönheiten ſind wir Kärntner ſtark verwöhnt und wir brauchen eine ſtarke Doſis davon, um in Entzücken zu gerathen.

Heute waren wir in Bergen's Muſeum, urſprünglich gegründet von den hieſigen reichen Leuten, nun durch Geldmittel von Seite des Staates, der Stadt und reicher Private erhalten. Wie uns der öſterreichiſche Conſul ſagte, iſt das der Stolz eines jeden gebildeten Bergeners. Sie haben ein ſchönes großes Ziegelhaus, das ſchönſte Gebäude der Stadt, eigens hiezu gebaut. Man möge bedenken, daß Bergen eine ganz excluſive Handelsſtadt iſt und daß jeder der hieſigen Kaufleute ſtolz iſt auf ſein Muſeum, — unwillkürlich mußten auch hier mich wieder Reflexionen aus meiner Heimat befallen.

Norwegens Schulen ſcheinen aus Allem, was ich erfuhr und ſah, ganz vortrefflich zu ſein. Der Schulzwang wird ſtreng gehandhabt. Die Knaben werden als Soldaten eingexerzirt, in den Hauptſchulen wird Naturgeſchichte lebhaft betrieben und zwar nicht durch todte Buchſtaben, ſondern in der Natur. Heute trafen wir Knaben rottenweiſe mit Cigarrenkiſtchen unter dem Arme, es iſt das ihre Botaniſirbüchſe. Vor der Stadt trafen wir eine zweite Rotte von Jungen im Alter von 9—11 Jahren mit zwei Lehrern, die auch von einer Excurſion zurückkamen. Sie ſtanden abſeits von der Straße (dieſe ſind meiſt ſehr gut, doch ſchmal) und ein Burſche putzte dem andern den Staub von den Kleidern. Kommt ein Kind unrein in die Schule, ſo wird es „unter die Pumpe geführt“.

Unſer Fiaker (meiſt fährt man mit der einſitzigen Carriole) blieb während der Fahrt ohne Veranlaſſung heute Abends am Wege ſtehen. Zufallsweiſe ſah ich eine Blechtafel mit einer Aufſchrift. Ich fragte unſeren Conſul um die Bedeutung dieſes Dinges. „Gedenke, daß auch das Pferd der Ruhe bedarf“, lautete die Ueberſetzung. Es iſt das ein Aus-

Digitized by Google

fluß des Thierſchutzvereines Bergens, wo nicht blos Nobili, ſondern auch Fiaker Mitglieder ſind.

Der Norweger hat einen Patriotismus, der mit Ungarn keck wetteifern kann, in Folge deſſen heben dieſe wie jene die Leiſtungen ihrer heimiſchen Kräfte in den Himmel. So komiſch uns manche Aeußerung, z. B. ihres lokalen, provinzialen und nationalen Kunſtenthuſiasmus, vorkommen mag, welcher ihnen jedes richtige Urtheil nimmt, ſo hat er doch eine ſegensreiche Wirkung. Wenn auch das Mittelmäßige oft zu einer ungebührlichen Höhe hinaufgeſchraubt wird, ſo braucht doch das wahrhaft Gediegene niemals betteln zu gehen, es findet in jeder Richtung Anerkennung, Unterſtützung und Befriedigung.

In geologiſcher Richtung vermag ich Ihnen nichts Bedeutendes zu ſchreiben, es iſt ja alles ſchon viel eingehender ſtudirt worden. Ich wollte nur bemerken, daß die Umgebung von Chriſtianſand Schritt für Schritt von der Eiszeit erzählt. In dieſer Gegend unternahmen wir eine größere Excurſion in das Innere. Wir paſſirten 10 Landſeen, fingerförmig gegabelt, kleine Inſeln in Mitten und von Kieferlandſchaften umgeben. Den Schluß bildete ein anſtändiger Waſſerfall.

Trondhjem, 10. Juni, $^1/_4 12^h$ Nachts.

Zu den allgemeinen Reiſeeindrücken will ich noch jene anfügen, welche ich aus den Fjorden zwiſchen Bergen und Trondhjem auffaßte. Die Scenerien werden hier intereſſanter und zwar dadurch, daß die Bergformen ihr Abgerundetſein verlieren und ſehr ſcharf werden. Auch ſtellt ſich bereits ein Mittelgrund in die Landſchaft und der Hintergrund wird von 3—4000′ hohen Häuptern gebildet, in deren Schluchten und Tulken Schneefelder liegen. Rechts hatten wir immerwährend dieſe Bilder von der Feſtlandsküſte, links die Schären, welche gewöhnlich, wie auch das Feſtland, gar nicht oder dürftig bewaldet ſind; ebenſo iſt es mit den Matten. Doch treffen dieſe einen Löß- oder Lehmboden, ſo treten ſie mit einer Ueppigkeit nnd Saftigkeit auf, wie bei uns die allerfruchtbarſten Wieſen; die Flora darauf fand ich gegenüber der unſerigen gar nicht weſentlich verſchieden. Nur fällt mir hier auf, daß die Umbelliferen ſo mächtig entwickelt und jetzt in der Blüte ſind, daneben gelbes Frühlings-Fünffingerkraut (Potentilla verna), die Erdbeere (Fragaria vesca), der Frauenmantel (Alchemilla vulgaris), das Katzenpfötchen (Gnaphalium dioicum), alles in voller Blüte. Der Günſel (Ajuga reptans) iſt eben im Begriffe, ſeine Blüten vollends zu entfalten. Leider bin ich zu wenig Botaniker, doch ſcheinen mir hier Pflanzen gleiche Blütenzeiten zu haben,

Digitized by Google

die bei uns um Wochen getrennt liegen. Ueberall, wohin wir kamen, war der Flieder gerade zur Hälfte aufgeblüht.

Gewaltig mußte ich meine Meinung über Norwegens Baumdecke modificiren. Ich ſtellte mir vor, ausgedehnte Birkenwälder zu finden, doch finde ich die Birke ſchier ſeltener wie bei uns, hingegen iſt in Bergen die Linde ſehr häufig und hier in Trondhjem eine Pappel, deren Name mir nicht mehr beifällt, ihre Knoſpen ſind ſehr harzreich und aromatiſch. Nadelhölzer fand ich mit Ausnahme der kleinen Kiefer bei Chriſtianſand ſehr ſelten zu Wäldern gruppirt, erſt hier fand ich in circa meilenweiter Ferne einen Fichtenwald — wirklich, es ward mir heimiſch zu Muthe.

Eine andere lebhafte Erinnerung an mein liebes Daheim habe ich heute Nachmittags unerwartet genoſſen. Staunen Sie, wie ich es that, ich fand bei meinen Excurſionen unſern Kreuzbergelſchiefer. Ein anderer Punkt, der mich ſehr intereſſirte, iſt das Vorkommen von Protogyngranit in der Nähe von Trondhjem.

Es wird nun bei der Nacht gar nicht mehr dunkel; verfloſſene Nacht um halb 1 Uhr ſchrieb ich noch bei Tageshelle Tagebuch. Um halb 2 Uhr Mittags zeigte das Thermometer 17 ½°, Abends um 9^h 16° + R., jetzt um halb 12^h Nachts 12·2° + R. Sie ſehen von Kälte leiden wir nicht. Auch bei der Nacht haben wir in unſerem Zimmer immer ein Fenſter offen.

An Seen und Waſſerfällen iſt Norwegen überreich. Man hat die Staubfälle ebenſo wie die Maſſenfälle. Geſtern ſahen wir den Leerfoß, es iſt das ein Fluß wie die Drau bei Villach, welcher in einem Sturz auf 80—100′ herabfällt. Der Eindruck iſt koloſſal. Dieſe großartige Naturkraft wird weiter gar nicht ausgebeutet als zum Betriebe einiger vorſündflutlicher Mühlen und Stampfen eines Chromwerkes. Unwillkürlich überlief mich trotz der Bewunderung dieſes großartigen Naturſchauſpieles das Bedauern, daß dieſe unvergleichlich große Kraft nicht beſſer ausgenützt wird.

Bisher bot die Natur zwar ſehr viel Schönes, doch gar nichts, was uns ſo ganz beſonders in Entzücken gebracht hätte.

Wir haben bis jetzt gute Nachrichten von unſerem Reiſeterrain bekommen; hingegen ſoll Grönland ſehr ungünſtige Eisverhältniſſe haben; eine amerikaniſche Expedition mußte daſelbſt mit Schiffsverluſten den Rückweg antreten. Wir ſind alle ſehr geſund, der Verkehr recht angenehm und vertreiben uns die Zeit mit Polliteratur, Vorbereitungen und Uebun-

Digitized by Google

gen. Ich beſchäftige mich ziemlich lebhaft mit meinen Schleppnetzen, (6 Stück), habe aber bisher noch keinen Chriſtus an Bord gehabt.

Tromſö, 17. Juni, 2h Nachts.

Es iſt zwar ſchon Mitternacht vorüber, doch will ich mich noch beeilen, Ihnen für einige Zeit den letzten Brief zu ſchreiben. Es iſt ja draußen und in den Zimmern ſo hell, als wie bei uns im Hochſommer um 7h und die helle Sonne ſcheint neben meinem Tiſche herein und draußen gehen die Leute noch ganz fleißig ſpazieren, — warum ſollten ſie es auch nicht, iſt's ja Sonntag und ein prächtiges Wetter, von dem wir Gott ſei Dank faſt ununterbrochen begleitet waren.

Wenn ich den Reiſefaden weiter ſpinne, ſo hätte ich die Fortſetzung von Trondhjem aus zu beginnen. Wenig iſt darüber Neues zu ſagen. Die Möven, Kormorane, Eidergänſe, Papageitaucher werden häufiger, wenige Quadratklafter große Inſelchen ſind von ihnen beſpickt wie ein treffliches Wildpret in heimatlicher Küche. Auch die Landſchaft beginnt für uns mehr Reiz zu haben, da die Formen ausgezackt und reichlich mit Schneefeldern, ſelten einmal mit einem Gletſcher bedeckt ſind. Ein Bild von einer kleinen Loſoden-Inſel, in deren Nähe wir vor Anker legten, mahnte mich lebhaft an unſere Karavanken. nur wo möglich noch mehr zerriſſene Formen zeigend und noch mit Schnee bedeckt, als ſei's der März und denken Sie ſich hiebei die Satnitz weg, das ganze Panorama in dem Waſſer des ernſten meiſt kahlen Fjords wiedergeſpiegelt, denken Sie ſich eine etwas dunkelviolette Beleuchtung jener Partien, die zwiſchen uns und der Mittagsſonne liegen, Möven nahe dem Waſſer dahinfliegend, ſich zeitweiſe auf den kurzen Wellen ſchaukelnd, ſo dürften Sie im Geiſte das vor ſich haben, was ich vor zwei Tagen ſchaute. Das waren denn endlich einmal Partien, welche uns an Bord feſſeln konnten und welche unſeren früheren Vorſtellungen von Norweg's Küſte entſprachen. Deſſen waren wir froh.

Was wir in dieſen Breiten für Wetter haben, kann ich Ihnen zwar nicht genau in Graden und Pariſer Zollen angeben, doch eine kurze Geſchichte mag es Ihnen erläutern Am 14. Juni paſſirten wir Nachmittags den Polarkreis. Es war mir doch gewiß eigenthümlich jubelnd zu Muthe! Ich dachte, daß unſere Fortſchritte im Courſe bis 12h Mitternachts möglicher Weiſe ſo viel ausgeben, als die Differenz zu den Solſtitien beträgt, ſo daß ich das erſte Mal in meinem Leben die Sonne nicht untergehend am tiefſten Punkte ſehen könnte. Und ſo war es auch. Ihr tiefſter Stand mag 2—3° über dem Horizont geweſen ſein, ich

ſchaute und beobachtete bis 2^h; nicht der Schlaf, ſondern der Gedanke, daß ich Morgen aufſtehen müſſe, trieb mich in die Koje hinab. Es iſt wirklich ein ganz eigenthümliches Gefühl, die Sonne um Mitternacht am Himmel zu haben; ich glaube, es müßte Einen ganz aus Rand und Band bringen, wenn man nicht durch Wochen an die immer länger und heller werdenden Nächte gewohnt wäre und wenn man nicht ein ſo profaner Menſch wäre, dabei zu denken: „Wie ſoll bei der Helllichten ein ordentlicher Menſch ſchlafen gehen und können!“ Tagesordnung gibt es jetzt überhaupt keine, weil der Regulator, die Nachtordnung, fehlt. So recht ſchläfrig bin ich eigentlich gar nie, mir brennen nur hie und da die Augen mehr. Hunger haben wir immerwährend, ergo wird auch immer zur unregelmäßigſten Zeit dieſem Drange nachgekommen, ebenſo macht die „Seeluft“ und vielleicht noch mehr das vorzügliche Bier und der ganz gute franzöſiſche Wein ein ſtetiges Verlangen nach durſtſtillenden Mitteln rege.

Ja, ich komme ab, Ihnen zu ſagen, daß ich die erſte Mitternachtsſonne bis nahezu $\frac{1}{2}11^h$ in meinem einfachen Reiſeanzuge, ohne zu frieren, abwartete. Hätte ich gerade meine Abhärtung forciren wollen, ſo hätte ich mir auch das Hervorſuchen meines leichten Ueberziehers erſparen können und mir wäre ſicherlich nicht ſo kalt geworden, wie im lieben Klagenfurt daheim wintersüber im dicken Ueberrocke. Nun ſollen wir es Tag haben bis etwa Ende September — ein langer Tag, um viel zu ſchaffen.

Tromſö (69° 38′) iſt ein ganz netter Ort und meine frühere Vorſtellung hievon hat ſich gewaltig geändert. Wir denken eben gleich an Baraken, wenn wir von Holzhäuſern leſen; nun, meine früheren Briefe dürften ſie ebenfalls zu anderen Vorſtellungen gebracht haben. Heute Nachmittags, als wir den Mittagstiſch unſeres Conſuls verließen, führte er uns zu ſeiner Villa (natürlich aus Holz), reizend im Bau, wie ihre Lage, ebenſo die Nachbarvillen. Wir waren heute für dieſes Jahr das letzte Mal in einer grünenden Parkanlage.

Ehe ich noch hier im Hotel war, war ich ſchon an Bord unſeres Isbjörn; ich war auf das Angenehmſte überraſcht, es geht wohl ein wenig knapp daher, doch nicht ſo ſehr als ich vorausſetzte. Ich bin ganz zufrieden, wenn es eben auch kein Logis im „Hotel Munſch“ iſt. Dann wurden wir auch ſehr angenehm dadurch überraſcht, daß wir einen deutſchen Matroſen als Dolmetſch haben. Eine weitere Schilderung unſeres

Digitized by Google

Eisbären erlaſſen Sie mir, da ſie ja ohnedies aus der Payer-Weyprecht'ſchen Brochure bekannt iſt.

Die Nachrichten, die wir einſammelten, ſind ſehr befriedigend. Wir trafen ein Jahr, wie es nicht günſtiger gedacht werden kann. So ſind Hammerfeſter Schiffe ſchon einmal mit reicher Beute vom Robbenſchlage zurückgekehrt und bereits das zweite Mal in die See geſtochen.

Ich trete mit größtem Vertrauen die Expedition an. Unſer Conſul Aagaard iſt ein ſehr charmanter Mann. Schon früher durch Weyprecht auf's Beſte geſchildert, hat er ſich mir in jeder Sache ſo vortrefflich bewährt, daß wir mit Recht anhoffen können, daß er auch dieſe Aufgabe, unſere Expedition flott zu machen, auf's Beſte gelöſt haben wird. Nun für längere Zeit: „Leben Sie wohl, auf baldige Nachricht!" Ich hoffe Ihnen eine ſolche von Nowaja Semlja aus geben zu können; es iſt anzuhoffen, daß bei dem glücklichen Jahre viele Jäger früher zurückkehren, wie ſonſt, ſomit Briefe mitnehmen.

Anmerkung. Wenngleich die Briefe des Prof. Höfer nicht für die Veröffentlichung beſtimmt ſind, ſo glauben wir doch ſeinen Freunden und den Leſern dieſes Blattes durch die Mittheilung dieſes Auszuges einen Dienſt zu erweiſen.
Die Red.

Eiſen- und Bleipreiſe
im Auguſt.

Eine ſolche Nachfrage nach Eiſen und ſo hohe Preiſe dafür haben zu keiner Zeit beſtanden. Als im verfloſſenen Monat ſchottiſches Roheiſen „Warrants" zu Glasgow auf 120 Shilling per Ton geſtiegen war, glaubte man die Eiſenpreiſe auf den höchſten noch möglichen Stand angekommen; indeſſen ſtiegen die Preiſe dieſer Roheiſenſorte bis zum 25. Juli noch bis 135 und 136 Sch. per Ton; „Coltneß Nr. 1" über 160 Sch., und wenn ſie auch von da an zurückwichen, ſtanden am 20. Auguſt Warrants noch immer 126 und Coltneß Nr. 1 155 Sch. — Ebenſo ſchlugen die Preiſe für Roheiſen in Siegen auf und werden Mitte Monates angegeben für den Zoll-Ztr. Holzkohlen-Roheiſen, Spiegeleiſen fl. 6.30, graues fl. 4.65, weiß und melirtes fl. 4.50. Cokes-Roheiſen Spiegeleiſen Ia fl. 5.85 bis fl. 6.—, IIa fl. 4.95, Beſſemereiſen fl. 4.65, graues fl. 4.20, weißes fl. 4.5 bis fl. 4.13; Bleche ſtehen dort 12 bis 13 fl., Pudelſtahl fl. 8·10. „Wo die rapide Steigerung hinaus will", ſagt ein Bericht im „Berggeiſt", „iſt unbegreiflich und naturgemäß Jeder gewiſſermaßen in Angſt, daß jeden Augenblick ein Rückſchlag eintreten könne, der eben ſo raſch vorwärts gehend ſei, wie die Steigerung es auch zeigte". Am auffallendſten iſt's mit Spiegeleiſen, wofür die auswärtigen Conſumenten jeden Preis bezahlen, der gefordert wird.

In Kärnten haben ſich die Preiſe ſeit 12. Juli nimmer geändert und ſtehen ab Eiſenbahnſtation des Hochofens: Holzkohlen-Roheiſen weiß und halbirtes fl. 4.75,

Digitized by Google

einfachgraues fl. 5.5, hochgraues Beſſemer-Roheiſen fl. 5.30, Cokes-Roheiſen weiß und halbirt fl. 4.60, einfachgraues fl. 4.28, Beſſemer-Roheiſen fl. 5.05. Für ein Silberagio mit 8¼ ſtellen ſich dieſe Preiſe auf fl. 4.36 bis fl. 4.90 in Silber, d. i. kärntiſches weißes und halbirtes Holzkohlen-Roheiſen koſtet um 14 kr. weniger, als weißes Siegen'ſches Roheiſen, und die theuerſte Sorte von kärnt. Roheiſen iſt um fl. 1·40 billiger als die theuerſte Sorte von Siegen.

Blei behauptete auf den auswärtigen Plätzen feſte Preiſe. Tarnowitzer ab Hütte fl. 10.38, loco Berlin ſchleſiſches fl. 11.—, Harzer fl. 11.72, ſpaniſches fl. 12.75, loco Trieſt ſpaniſches Blei fl. 11.83 bis fl. 12.05; Kärnten Bleiberger-Blei fl. 13.40, auf Silber berechnet fl. 12.38.

Getreidepreiſe vom Juli und Auguſt 1872.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt Juli	6.29	3.84	3.38	2.01	4.59	4.59
„ am 29. Auguſt	6.15	3.88	3.22	1.77	5.22	4.44
Peſt a) Juli	6.47	3.53	3·13	1.70	—	4.13
„ b) 1. Hälfte Aug.	6.25	3.58	2.90	1.70	—	3.90
Wiener-Neuſtadt a)	6.98	4.09	3.21	2.23	—	4.10
„ „ b)	6.50	3.95	3.05	2.23	—	4.10
Wels a)	7.11	4.50	3.19	2.05	—	4.61
„ b)	7.13	4.43	3.15	2.05	—	4.80

Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

1 W.-Pf.	Rindſchmalz	Butter	Speck geſelcht,	roh.	Schweinſchmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	56	52	46	40	44	5

1 Pfund Rindfleiſch 26—28 kr.; 1 Pfund Kalbfleiſch 30—34 kr.

1 Klftr. Brennholz 12″ lang, hartes fl. 4.40—4.60, weiches fl. 3.30—3.50
1 „ „ 30″ „ weiches fl. 5.40—5.60

1 W.-Zentner Heu, mindeſte Qualität fl. 1.— beſte 1.26.
1 „ Stroh, „ „ „ 0.65., „ 0.77.

Silberagio: Juli 108·67, vom 1. — 24. Auguſt 108.20.

Inhalt. Nachahmung bei Schmetterlingen. — Ueber Geſchichte der Schrift und der Schreibekunſt. — Auszüge aus den Briefen des Profeſſors Hans Höfer. — Eiſen- und Bleipreiſe im Auguſt. — Getreidepreiſe vom Auguſt. — Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenſtein.

Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 9. Zweiundſechzigſter Jahrgang. 1872

Von der Donau bis zur Save auf der Rudolfsbahn.

Obgleich nur ein kleines Stückchen vom Ganzen fehlt und Villach-Tarvis eine unangenehme Lücke der ſchönen Trace bildet, ſo mag ſich der Touriſt „derweil" deſto mehr in Oberöſterreich umſehen, in dem herrlichen Lande, deſſen Gebirgswelt durch die ſoeben eröffnete Strecke (Weyer-Rottenmann) für uns erſchloſſen iſt, deſſen ſchöne Bewohnerinnen mit der treuherzigen Sprache und den ſchwarzſeidenen Kopftücheln ſchon vor vielen Jahren den Schreiber dieſer Zeilen zur Aeußerung hinriſſen, daß man „da und nur da leben und lieben" möchte.

Obwol nun ſeitdem viel des Kummers und ſchwerer Sorge mich grau gemacht, ſo freut es mich, daß mein Herz jung geblieben, denn wie vor 30 — ja ſchon vor 50 Jahren, wo ich als studiosius generosus mit dem Ränzchen am Rücken das ſchöne Salzkammergut durchſtöberte, ſchlug mir dasſelbe höher auf, als ich vom Waggon-Fenſter die Berge wieder ſah, die Rieſen, die ich in Gedichten damals beſang und damit zu verherrlichen wähnte. Freilich bot das Reiſen anno dazumal mehr Beſchwerlichkeiten, aber auch mehr Genuß, als heutzutage; eben das Ueberwinden und Ueberſtehen derſelben bot eigenen Reiz. denn dies Genießen wird jetzt nach der Quantität, nicht wie damals nach Qualität berechnet.

Um endlich auf das Punctum litis zu kommen, ſei es geſtattet, den geehrten Leſer auf die vielen bereits erſchienenen Brochüren und einzelnen Artikel zu weiſen, denn es ſoll keine Reiſebeſchreibung geliefert werden, dafür iſt auch der Raum zu klein. Wir verlaſſen das Donau-Gebiet in

Digitized by Google

St. Valentin und ſteuern dem Süden zu, da die Kronprinz-Rudolfsbahn als perpendiculäre Linie in die Kaiſerin-Eliſabeth-Bahn ſich mündet, und betreten das Ennsthal, welches Ober- und Unterösterreich trennt oder (nach meiner Anſicht) vereinigt. — Ueber die Stationen Ernsthofen und Ramingdorf kommen wir nach Stadt Steyr, dem öſterreichiſchen Birmingham, der Vaterſtadt der grünen Steiermark, freundlich gelegen zur Rechten der Bahn, mit ihren Thürmen und ſchönen Landhäuſern zum Aufenthalte einladend, — aber der Zug hält nur, um allenfalls ein kurzes Mittagmahl zu nehmen, und fort geht es den Bergen zu, die uns aus Süd und Weſt in gigantiſchen Formen entgegen blicken, zuerſt Garſten links laſſend, deſſen vergitterte Fenſter ſchlecht zum ſtattlichen Baue, zum herrlichen Dome paſſen — und eine andere Beſtimmung verrathen, als zu ſingen und zu beten! Beſſeren Eindruck macht die Menge der Obſtbäume, welche allſeits Haus und Hof umgeben und die Wieſen zieren, ja oft die Grenzſcheiden der Aecker bilden; — kömmt einmal ein Fremder, beſonders vom Norden, im Frühlinge, wo alles im weiß-rothen Blütenſchmucke, dürfte er wohl wähnen, daß man ihm unſer Wappen in natura aufführen wolle! Wir eilen dem linken Ufer der Enns entlang aufwärts, wo paralell am rechten ſich die Poſtſtraße durch Ternberg mit ſeiner alterthümlichen Kirche und Loſenſtein mit ſeiner verfallenen Burg hinanzieht. Zur Rechten tief unter der Trace liegt bald darnach Reichraming, deſſen Meſſing-Fabrik die Station veranlaßt haben dürfte, ſpäter Großraming. Im tiefen Thalbette fließt oft toſend der Fluß, und immer mehr zeigt ſich der Hochgebirgs-Charakter durch Felsgebilde, Waſſerfälle, Holzrieſen u. dgl.; hie und da ſchauen ſchon die Spitzen des Gebirgszuges hervor, welche, die Waſſerſcheide der Salza bildend, zugleich Landesgrenze gegen Steiermark ſind. Wir kommen zur Station Weyer, welcher Ort aber mit ſeinen Eiſenwerkſtätten weit links im Gebirge liegt.

Hier bei Küpfern betreten wir die letzt eröffnete Strecke dieſer Bahn und das langſamere Tempo zeigt, daß man die Sicherheit durch Vorſicht zu erreichen ſtrebt, denn bis Rottenmann geht es auffallend piano fort mit langen Aufenthalten auf den Stationsplätzen, was übrigens der Sache keinen Abbruch thut, denn der Touriſt, für welchen eigentlich dieſe Zeilen geſchrieben, hat Muſe, ſich die ſchönen Landſchaftsbilder und Gebirgsſcenerien zu beſehen oder zu ſkizziren.

Wir kommen nach mehreren Tunnels und ſcharfen Courven über Klein-Reifling nach Weißenbach, wo rechts hinein eine Straße

Digitized by Google

nach St. Gallen führt, ob welcher das dem Verfalle preisgegebene Gallenſtein thront, und von wo eine Straße direkte ins obere Ennstha führt. Gegenüber von der erſtgenannten Station, wo die Landſtraße jenſeits des Fluſſes ſcharf bergab führt, ſehen wir einen Mauthſchranken — er bildet die officielle Grenze und wir ſind in Steiermark, wo die Enns kaum mehr eine Schifffahrt zuläßt, während unten, beſonders nachdem ſich die von Weſten kommende Steyr ebenda mit ihr vereinigt, viel Holz auf ihr verführt wird.

Immer wilder wird die Landſchaft, kahle Gipfel ſchauen ins tiefe Thal herein und der Menſch bewundert das Menſchenwerk, das hier ſeinen Meiſter lobt. Es ginge zu viel ins Detail, wollten wir alle techniſchen Objekte, Brücken, Tunnels u. ſ. w. aufführen, aber ſie zeigen ein eifriges und fleißiges Studium. Nach Groß-Reifling ſehen wir auf einem Wächterhauſe mit großen Buchſtaben „Landl", wahrſcheinlich als Haltſtelle für dieſen weſtlich liegenden Ort einſt beſtimmt, während öſtlich hoch ober der Trace vorhin Altenmarkt lag.

Großartiger werden die Bilder, wie ſie „kurz und gut" P. Roſegger in der „Tagespoſt" gab. In Reifling vereinigt ſich die Salza, von Oſten kommend, und in Hieflau der Eiſenerzer-Bach, von Süden kommend, mit der Enns. Der Aufenthalt iſt länger und wir beſichtigen die Arbeiten, wo die projektirte Eiſenerzer Flügelbahn einmündet. Wir kommen nun in das Geſäuſe, in deſſen Mitte die Station Gſtetterboden liegt, und befinden uns ganz im Hochgebirge. Zur Rechten haben wir den Tamiſchbachthurm umfahren und ſind am Fuße des Buchſtein, zwei allen „Alpenfexen" wohlbekannte Höhen, während zur Linken der Reichenſtein, das Schneefeld und der Kaibling hernieder ſchauen und unter den vielen Waſſerfällen der gewaltige Johnsbach jedem Reiſenden auffällt, den Maler aber einladet, aus dem Coupé zu ſpringen, um ſich die Studie nicht entgehen zu laſſen. So hat die Eiſenbahn alle Poeſie des Reiſens vernichtet und auch da repräſentirt der Engländer die Proſa, indem er, den Bedäcker feſthaltend, ſich nicht zum Fenſter bemüht. Ein Tunnel und wir ſind wieder im Freien, haben das herrliche Ennsthal vor uns und fahren bald in den Bahnhof von Admont ein. Für Botaniker ſei bemerkt, daß es gerathen, dieſe Stationen zu Fuße zu machen, da Rododendrons und Saxifragen aller Art hier überall an der Straße zu finden. Kein Touriſt verſäume, ſich Admont gehörig anzuſehen, obwohl nur Kirche und Bibliothek mehr — aber dieſe von deſto größerem Werthe — Intereſſe bieten und die Brandſtätten noch immer traurige Erinnerungen

Digitized by Google

erwecken. Unbeſtritten iſt der Münſter im rein gothiſchen Style jetzt die ſchönſte Kirche im Lande — ſchade, daß er nicht in's Windiſche überſetzt und mit Bildeln, Papierln, Blüameln u. dgl. beſpickt werden kann! — Die ſchöne Bibliothek, deren Beſchreibung. wie der Kirche und des ganzen Thales der verdienſtvolle Dr. G. Fuchs lieferte (wie in neueſter Zeit P. Thaſſillo Weimeyer eine ſolche auch gab), iſt Jedermann offen. Wer mit dem Nachmittagszuge Admont verläßt, verſäume nicht, ſich rechts zum Fenſter zu ſetzen, — nicht nur der Rückblick gegen das Stift und im Hintergrunde die Bergrieſen des Geſäuſes, im Norden die ſchöne Wallfahrtskirche Frauenberg, weiter weſtlich der Markt Lietzen, ſondern und auch beſonders der Anblick des oberen Ennsthales, welches der Griming hier abzuſperren ſcheint, iſt entzückend ſchön und großartig.

Satzthal — wahrſcheinlich „Salzthal", da hier Salz gewonnen wurde — ſoll Centralbahnhof werden, ſei es, daß die Linie über den Pyrn zu Stande kömmt oder wird die Bahn durch das obere Ennsthal nach Radſtatt u. ſ. w. durchgeführt.

Wir biegen nun links ein in das Paltenthal und kommen über Moorgründe, wo Torf gewonnen wird, der mehrſeits aufgeſchichtet zu ſehen, der ſchönen Veſte Strechau und dem Schloſſe Grünbüchel vorüber, Rottenmann auch links laſſend, in den zwar darnach genannten, aber weit entfernten Bahnhof und befinden uns wieder auf bekanntem Grunde, da dieſe Linie ohnedem genau beſchrieben iſt.

Wir glauben nebenher hier bemerken zu müſſen, daß Strechau dem Stifte Admont gehörig und in der ſteier. Zeitſchrift ausführlich beſchrieben, auch ob ſeiner ſchönen Ausſicht eines Beſuches werth iſt und daß die Herren von Grünbüchel die eifrigſten Beſchützer des Proteſtantismus waren. Betreff der Linie Rottenmann-Villach ſammt ihren Flügelbahnen erlaube ich mir, meine lieben Leſer auf meine „Rudolfsbahn" (zu haben auf allen Stationen) zu weiſen und bin mit dieſem kühnen Sprunge in Kärnten, deſſen Grenze wir beim Bad und Station Einöd überſchritten.

Nicht auf daß der Bericht noch wäßriger werde, ſondern weil es zur Sache gehört, werde hier erwähnt, daß keine der Waſſerſcheiden einen Tunnel hat, trotz jene zwiſchen der Enns und Mur bei Wald 3129 und jene zwiſchen Mur und Drau bei Schauerfeld auch ſchon 2792, endlich die zwiſchen dieſem Fluſſe und der Save 3088 W. F. Meereshöhe zählt. Da ich mich im Lobe über Oberöſterreich erſchöpft, bleibt mir für Steiermark, Kärnten und Krain nur die alte Geſchichte übrig, daß Touriſten

Digitized by Google

ſelbes „für ein vom Himmel gefallenes Stück Erde“ ſchon erklärten, was alſo ſtatt ſtereotypen Lobes fortan gilt.

Wenn der geduldige Leſer mich alſo aus dem Enns- und Paltenthale, von da ins Lieſſing- oder Murthal begleitet hat, nächſt dem Olſabache nach Kärnten und längs der Metnitz nach dem alten und ſchönen Frieſach gekommen und bei Zwiſchenwäſſern, welches noch eine Haltſtelle hat, das Gurkthal und bei St. Veit das ſchlöſſerreiche Glanthal, endlich außer Feldkirchen den Seeboden betreten hat, von wo er in den Zauberkeſſel um Villach einfuhr, begleitet er mich, dort die Drau überſchreitend (vor der Hand noch über die ſtädtiſche Brücke) und durch die Stadt, dem Warmbade und Föderaun vorüber nach Arnoldſtein, dem einſtmaligen Benediktiner-Stifte, gegenüber dem mächtigen Dobratſch, deſſen Kalkwände hier tauſend Klafter hoch anſteigen und deſſen beide Kirchen ſichtbar ſind — ein ſchauerlich ſchöner Anblick, wenn man ſich die Erdrevolution vorſtellt, welche 1348 hier der Gegend dieſe Geſtalt gab. Wir ſind im Gailthale, um es bald wieder zu verlaſſen, und treten in das Gailitzthal über, deſſen Wände immer mehr das Hochgebirg und die Kalkalpenformation zeigen, verfolgen allſeits die rieſigen Anſtrengungen bei Ausführung dieſer noch zum Ganzen fehlenden Trace und betreten bei Tarvis das Canalthal, deſſen Beſchreibung der „Touriſt“ in den letzten Heften dieſes Jahrganges treffend und erſchöpfend lieferte, daher wir betreffs Tarvis nur kurz andeuten, die Partien auf den Luſchariberg, zum Raiblerſee, zur Feſtung, zu den Weißenſee'n nicht zu verabſäumen. Nachfolger im Touriſtenamte finden beim „Gelbfuß“ nicht nur gute Unter-, ſondern auch gefällige Auskunft über Alles; nur die „Reiſe“ zur Station „Tarvis“ iſt derzeit eine Schattenſeite des Ganzen. Brauſen einmal die Lokomotive von Villach her, von Pontafel — möglich ſogar über den Predil herüber, und wäre Tarvis ein Centralpunkt, mag es wohl anders ausſehen. Das „Wann“ iſt vielleicht nicht ſo entfernt als es ſcheint.

Wir ſind mit Betreten des Perrons wieder auf bekanntem Boden und die „Carinthia“ vom vorigen Jahre mag darüber Aufſchluß geben, obwohl die Partie nur umgekehrt beſchrieben wurde, wozu ich mir überhaupt die Bemerkung erlaube, daß jeder Eingang in das Thal aufwärts maleriſcher, intereſſanter und überraſchender iſt, als der Ausgang längs dem Fluſſe oder Bache. Wir ſind an den Quellen der Save (bei Kronau) und haben eigentlich unſere Aufgabe vollendet, allein da die Rudolfsbahn erſt in Laibach abſchließt, ſo iſt zur Vervollſtändigung

des Ganzen noch zu berichten, daß die Trace bis Krainburg, der alten Hauptſtadt des Landes, einen wildromantiſchen Charakter trägt, von da bis Laibach aber wieder ziemlich in ſchöner Ebene, beſetzt mit Schlöſſern, Ortſchaften und vor Allem zahlloſen Kirchlein, fortläuft. Beſonders zu bemerken iſt ſchon anfangs dieſer Linie links die Straße über die Wurzen, bei Radmannsdorf aber rechts das bekannte Bad Veldes am See, welches durch Wellen im neueſten Style bald keine beata solitudo ꝛc. ſein wird. Näher gehen Laibach thronen die bekannten Ausſichtspunkte Jebau links und der Großkalenberg rechts von der Bahn auf markirten Höhen. Die Save überſchreitend kommen wir in das Gebiet der Laibach, deren Waſſer nicht ſo einladend iſt wie die ſchönen Kirchen der Stadt, die auffallend ſchöne Bildung des Menſchenſchlages, die großartige Ausſicht vom Schloßberg.

Der Leſer iſt nun an der Südbahn und mag ſich nach Nordoſt in die Gebirgswelt von Unterſteier wenden, oder aber nach Südweſt über den troſtloſen Karſt dem Meere zueilen. Wir hoffen, unſerer Aufgabe entſprochen und ihm die Wege gezeigt zu haben. Viel Glück auf die Reiſe!

J. C. H.

Ueber Geſchichte der Schrift und der Schreibekunſt.

(Vortrag im naturhiſtoriſchen Muſeum, gehalten von A. v. Gallenſtein.)

(Schluß.)

Die bisherigen Forſchungen haben im Ganzen dargethan, daß vollſtändige Erklärungen großer zuſammenhängender hieroglyphiſcher Schrifttexte noch immer ſehr großen Schwierigkeiten unterliegen, welche hauptſächlich aus der ſchon früher erwähnten Verſchiedenheit der in einem und demſelben Texte angewendeten Schriftarten hervorgehen, aber auch durch unſere geringe Kenntniß der alten Sprache noch bedeutend erhöht werden. — Auch kann man nicht alle bisher aufgeſtellten Annahmen und Erklärungen als vollkommen ſicher und verläßlich betrachten, da in der That manche derſelben bereits wieder — und zwar von den gelehrten Forſchern, wie z. B. von Champollion ſelbſt, — verworfen oder wiederholt verändert worden ſind.

Ein Hauptergebniß aller zeitherigen, immerhin großartigen, Leiſtungen in dieſem Gegenſtande iſt aber die Erkenntniß, daß die Laut-

Digitized by Google

bezeichnung der Aegypter, wenngleich ſie die Bilderſchrift der Amerikaner, wie die chineſiſche Wortſchrift an Ausbildung weit überragt, doch noch immer unvollkommen und vielfach unzureichend blieb.

Auch die alten Aegypter blieben an einer beſtimmten Grenze ſtehen, die ſie nicht mehr überſchritten; ein weſentlicher Mangel ihrer Schriftſyſteme, — die ungenügende, unklare Unterſcheidung der einzelnen Laute von einander und die zu wenig beſtimmte Gruppirung derſelben — wurde von ihnen nicht beſeitigt. Die Entfernung dieſer Uebelſtände, — die Bezeichnung der einzelnen Laute je mit einem Schriftzeichen, — die Erfindung des Alphabetes — ging nicht mehr von Aegypten aus.

Wem aber das große Verdienſt dieſer hochwichtigen Erfindung gebührt, welches Zeitalter den Erdkreis damit beſchenkt hat, iſt leider in den Tafeln der Geſchichte nicht verzeichnet. Nur das Eine ſteht feſt, daß der Entdecker ein Angehöriger des ſemitiſchen Stammes war. Man bezeichnet zwar gewöhnlich Phönizien als das Geburtland des Alphabetes; aber die bezüglichen Nachrichten der alten Schriftſteller lauten durchweg ſehr unbeſtimmt und die Phönizier ſelbſt lehnten die Ehre dieſer Erfindung mit Entſchiedenheit ab und nennen dagegen in ihren Sagen den Aegypter Tot als denjenigen, der ſie mit derſelben bekannt gemacht habe. — Die Annahme, daß das ſogenannte „phöniziſche" Alphabet — das Vorbild aller ſpäter entſtandenen alphabetiſchen Syſteme — ägyptiſchen Urſprunges geweſen ſei, hat mancherlei Zweifel gegen ſich. Die Schriftzüge der genannten beiden Völker ſind ſo abſolut verſchieden von einander, — ſo ohne die geringſte Aehnlichkeit, daß kein Zug in ſelben auf ein gemeinſames Stammland hindeutet. Zudem ſteht aber auch die Sprache und Schrift der Aegypter in ſo innigem Zuſammenhange, daß die Anwendung der letzteren auf eine andere Sprache kaum möglich geweſen wäre. Dagegen aber hat die Muthmaßung, daß zur Zeit des Aufenthaltes der Israeliten unter den Aegyptern ein Semite durch die Kenntniß der ägyptiſchen Schrift zur Erfindung eines für die hebräiſche Sprache paſſenden Alphabetes angeregt worden ſei, Vieles für ſich und ſogar die Behauptung, daß Moſes ſelbſt der Erfinder geweſen ſei, iſt nicht ganz ohne Wahrſcheinlichkeit.

Jedenfalls hat auch dem Alphabete der Semiten urſprünglich eine Bilderſchrift zu Grunde gelegen, die aber der ägyptiſchen Hieroglyphenſchrift um einen bedeutenden Schritt voraus war. Der Hieroglyphe bezeichnet nicht blos einen, ſondern mehrere Laute; das ſemitiſche Schriftbild vertrat nur den Anfangsbuchſtaben des Wortes.

Digitized by Google

Hiedurch bekam jeder Laut einen Buchſtab, der den Namen des Gegenſtandes erhielt, welcher durch ihn dargeſtellt wurde. Man nannte z. B. den erſten Buchſtab des Alphabetes „Aleph“, das heißt „Rind“. Die älteſte Form dieſes Buchſtabs läßt deutlich die flüchtigen Umriſſe eines Stierkopfes mit ſeinen Ohren und Hörnern erkennen. Die Urform des „Bet“ — Ω —, welches „Haus“ bedeutet, erinnert an das Zelt der Nomaden, und im „Ain“ (Auge) — ○ — ſieht man das flüchtig gezeichnete Bild des Augapfels wiedergegeben. — Das ſemitiſche Alphabet hatte in Folge dieſer Einrichtung ſeit ſeinem Urſprunge 22 Buchſtaben; einige wenige ſind für Doppellaute hinzugekommen. Man ſchrieb und las von der Rechten zur Linken, wie dies jetzt noch in der hebräiſchen Sprache geſchieht. Die Phönizier hatten auch ihre eigenen Zahlzeichen (Ziffern); die Hebräer bezeichneten die Zahlen durch Buchſtaben. — —

Nächſt den Hieroglyphen nahm bei den Entdeckungen, welche in den Ruinen der Tempel und Palläſte des alten Babyloniens, Aſſyriens, Mediens und Perſiens an Steindenkmälern und an den Wänden gemacht wurden, eine dort vorkommende ſeltſame Schriftart die Aufmerkſamkeit und den Scharfſinn der gelehrten Archäologen beſonders in Anſpruch, welche man nach der Form der Schriftzeichen „Keilſchrift“ benannte, weil der in jedem derſelben ſich wiederholende Elementärbeſtandtheil ganz dem Eindrucke ähnlich iſt, welchen die Anwendung ſcharfer Inſtrumente unter ſchweren Hammerſchlägen auf hartes Geſtein erzeugt.

Die Keilſchrift iſt erwieſener Maßen die Erfindung eines urſprünglich am Ural wohnhaften uralten Volkes tartariſcher Abſtammung und gleichfalls aus einer Bilderſchrift entſtanden, deren Grundform ſich noch in einzelnen Schriftzeichen der Keilſchrift nachweiſen läßt. Die Schwierigkeit der Bearbeitung harter Felſen und Steine, ſowie das Beſtreben, raſch zu arbeiten, ſcheint vor Allem beigetragen zu haben, daß die Bilder die gerundeten Formen verloren, indem nur die ſchärferen Meißelhiebe ſichtbar blieben, die verbindenden Linien zwiſchen denſelben aber ſich völlig verwiſchten.

Man ging bei der Entzifferung der Keilſchriften in ähnlicher Weiſe vor, wie bei jener der Hieroglyphenſchrift und hat es in neuerer Zeit auch wirklich dahin gebracht, größere zuſammenhängende Texte in Keilſchrift zu erklären.

Das Alter der Keilſchrift dürfte wenig hinter dem der Hieroglyphenſchrift zurückſtehen. Rawlinſon fand z. B. in Aſſyrien eine Keilinſchrift,

Digitized by Google

deren Entſtehung er in das Jahr 1100 vor Chriſtus zu ſetzen ſich bewogen fand. —

Aus Aſien, der eigentlichen Wiege der alphabetiſchen Schriftſyſteme, verbreiteten ſich dieſe nach Süden und Weſten. Das ſemitiſche Alphabet bildete die Grundlage der indiſchen, arabiſchen und koptiſchen Alphabete und ward von den ſeefahrenden Phöniziern — nach der Sage von Kadmus und ſeinen Begleitern, — welche zur Zeit des athenienſiſchen Königs Amphyktion, um das Jahr 1519 vor Chriſtus, in Böotien ſich niederließen, zu den Griechen gebracht. Dieſe letzteren bedienten ſich lange der phöniziſchen oder, wie man ſie auch nannte, der kadmeiſchen Schriftzeichen ohne Veränderung. Auch die Schreibweiſe von rechts nach links blieb beibehalten, bis allmählig mit der Ausſprache auch die Form der Buchſtaben ſich änderte und man nach nnd nach ſich auch daran gewöhnte, von der Linken zur Rechten zu ſchreiben. Dies führte anfänglich zur ſogenannten „Pflugſchrift“, die ſich noch hie und da auf ſehr alten griechiſchen Denkmälern findet. Man gab ihr dieſen Namen nach dem Gange ackernder Stiere, welche wechſelweiſe eine Furche nach rechts, die andere nach links ziehen. Dieſen Wechſelgang übertrug man auch auf die Schreibweiſe, indem man abwechſelnd die erſte Zeile von der Rechten zur Linken, die zweite von links nach rechts ſchrieb und ſo fort. Die bequemere, ſchnellere Führung des Schreib-Inſtrumentes von der Linken zur Rechten ließ die entgegengeſetzte Richtung bald vollends verſchwinden; — zu Herodot's Zeiten ſchrieb man ſchon durchweg von links nach rechts. — Am thätigſten und vorgeſchrittenſten waren bei dieſen Veränderungen die Jonier. Sie richteten das phöniziſche Alphabet für die griechiſche Sprache ein, gaben aber hiebei den alten ſemitiſchen Namen der Buchſtaben nur ganz unweſentliche Umwandlungen. Das „Aleph“ z. B. wurde in Alpha, das „Bet“ in Beta, das „Gimel“ in Gama u. ſ. f. umgeformt. Die Geſtalt der Buchſtaben erfuhr insbeſondere mit der oberwähnten Veränderung der Schreibweiſe einige weſentlichere Umſtaltungen darin, daß man die Oeffnungen der griechiſchen Buchſtaben nach der rechten Seite wendete, während die ſemitiſchen Buchſtaben gegen die linke ſich öffnen.

Die Römer überkamen das Alphabet von den Griechen, nach deren Buchſtaben ſie die ihrigen bildeten, die ſonach im Grunde phöniziſchen Urſprunges waren. Griechiſche Koloniſten aus Arkadien brachten die Kenntniß der Buchſtaben nach Latium und es ſcheint insbeſondere die Stadt Cumä in der Pflege der Schriftentwicklung eine hervorragende Rolle ge-

Digitized by Google

ſpielt zu haben. Alle, dort befindliche Denkmäler tragen Inſchriften in Charakteren, welche aus den Anfängen der Umbildung des griechiſchen Alphabetes in das lateiniſche zu ſtammen ſcheinen.

Die härtere römiſche Sprache forderte mancherlei Modifikationen des griechiſchen Alphabetes; indeſſen gingen einzelne Buchſtaben des letzteren, wie A, B, K, M, N, O, in Laut und Form völlig unverändert in das römiſche oder lateiniſche Alphabet über.

Die römiſche Literatur ſtand bereits auf dem Höhenpunkte ihrer Blüthe, — die griechiſche hatte dieſen ſchon längſt überſchritten, als die römiſchen Legionen die erſten Keime italiſcher Bildung in die nördlichen, von den Germanen bewohnten Länder brachten. — Römer waren die erſten Lehrmeiſter der germaniſchen Fürſten und Prieſter in der Kenntniß des alphabetiſchen Schriftſyſtemes, welche dieſe zuerſt für ſich ſelbſt und ihre eigenen Zwecke ausnützten, indem ſie eine Schrift ſchufen, die ſie als geheime Kunſt übten und deshalb nach dem altgermaniſchen Worte „Runa“ — „Geheimniß“ — „Runenſchrift“*) nannten. — Wenn man dieſe Schrift unſerer germaniſchen Altvordern mit den Zügen ihrer Stammmutter — der lateiniſchen Schrift — vergleicht, erkennt man den großen Einfluß, den das Materiale auf die Schrift nothwendig ausübt.

Umfängliche, harte Felsblöcke, Baumrinden u. dgl. waren ein wenig gefügiges Schreibmateriale, und die gewiß noch ſehr unvollkommenen Werkzeuge erhöhten begreiflicher Weiſe noch weſentlich die Schwierigkeiten der Bearbeitung. — Unter ſolchen Verhältniſſen iſt es natürlich, daß die Buchſtaben bald ihre gerundeten Formen verloren, ſcharf und eckig wurden und die Runenſchrift ihre Abſtammung von dem lateiniſchen Alphabete endlich nur in wenigen Zügen noch erkennen ließ. Noch ſind zahlreiche runiſche Steinſchriften im Norden unſeres Welttheiles erhalten geblieben auf den gewaltigen Steinblöcken, welche die Grabhügel germaniſcher Häuptlinge decken und Zeugniß geben von dem kräftigen aber rohen Charakter, der dem altdeutſchen Hünenvolke innewohnte.

Man hat dreierlei germaniſche Runen-Alphabete unterſchieden: das „nordiſche“ (im heutigen Schweden, Dänemark und Norwegen), das „angelſächſiſche“ (im heutigen Brittanien) und das deutſche (in den dermaligen norddeutſchen Ländern). Unter ihnen hat die nordiſche Runenſchrift noch die meiſte Aehnlichkeit mit der lateiniſchen Urſchrift bewahrt.

*) Die Runen pflegte man häufig in hölzerne Stäbe einzugraben, wozu man gewöhnlich Buchenholz wählte. Der Name „Buch-Stab“ wurde ſpäter auf die Schriftzeichen ſelbſt übertragen.

Digitized by Google

Dem deutſchen Runen-Alphabete gab der gelehrte Biſchof der Weſtgothen, **Ulfilas**, in der zweiten Hälfte des 4. chriſtlichen Jahrhunderts eine ſehr weſentliche Umſtaltung. Wohlbekannt mit den Alphabeten der Griechen und Römer entdeckte er bald die Verwandtſchaft des bei den Weſtgothen gebräuchlichen Runen-Alphabetes mit dieſen. Um eine bequemere, gefälligere Schrift herzuſtellen, modelte er die Runen möglichſt nach den griechiſchen und lateiniſchen Formen und näherte ſie bedeutend wieder dem gerundeten lateiniſchen Uralphabete.

Auf das ihm bereits zu Gebote ſtehende gefügigere Schreibmateriale — Papier, Rohr und Tinte — Rückſicht nehmend, ging er von dem bis dahin üblichen, durch die harten, derben und unvollkommenen Schreibmaſſen bedingten Einritzen oder Eingraben der Buchſtaben mit ſpitzigen Werkzeugen zur eigentlichen Schriftmalerei über und ſchrieb in dieſer Weiſe, mit Anwendung des von ihm geſchaffenen neuen „gothiſchen“ Alphabetes, ſeine berühmte Bibel-Ueberſetzung, von welcher ein Fragment, auf purpurfärbigem Pergamente theilweiſe mit goldenen und ſilbernen Charakteren geſchrieben, noch jetzt unter dem Namen „ſilberner Codex“ den weltbekannten Hauptſchatz der Univerſitätsbibliothek in Upſala bildet.

Mit der unter den Deutſchen vorſchreitenden allgemeinen Cultur verbreitete ſich auch der Gebrauch der lateiniſchen Schrift in Deutſchland und verdrängte allmählig die Runen und ſelbſt das griechiſche Alphabet, beſonders, weil die gebildeten Volksklaſſen einen Vorzug darein ſetzten, mit Beſeitigung der von ihren Vorvätern überkommenen Schriftarten, das Latein zu üben und allenthalben im öffentlichen Leben einzuführen.

Weit zäher hingen die Bewohner des europäiſchen Nordens an der Schriftweiſe der Väter. Hier blieben die Runen noch lange in Geltung und erſt als das Chriſtenthum dort mehr und mehr Boden gewann, ließen insbeſondere die Prieſter ſich angelegen ſein, die Runenſchrift als heidniſchen Zauber zu bezeichnen und der lateiniſchen Schrift Anhänger zu gewinnen.

Im 8. Jahrhunderte wurde die lateiniſche Schrift faſt in ganz Mittel- und Süd-Europa, ja ſelbſt in einzelnen nördlichen Ländern, als Geſchäfts- (amtliche) und Gelehrten-Schrift in Anwendung gebracht.

Man ſchrieb zuerſt in langen, großen Buchſtaben, die man ſpäter mit dem Namen „Majuskel“-Schrift belegte und wieder in „Kapital“- und „Uncial“-Buchſtaben unterſchied.

Digitized by Google

Die Kapitalſchrift hielt an den einfachen geradlinigen Formen feſt, welche, da ſie jeder künſtleriſchen Beigabe oder Modifizirung entbehren, großentheils ſteif und ſchwerfällig erſcheinen.

Die Uncialſchrift charakteriſirt ſich gegen die Kapitalſchrift in mancherlei Kürzungen und Wendungen, durch welche die Schriftzüge leichter, weicher und gefälliger, andererſeits aber auch die Buchſtaben, deren Geſtaltung mehr in die Willkühr des Schreibers gegeben war, häufig faſt mit Beeinträchtigung der Deutlichkeit verändert wurden. Uebrigens wurde die Kapitalſchrift nur ſelten für längere Contexte, ſondern meiſtens nur in einzelnen Wörtern, die man beſonders hervorheben wollte, angewendet, wogegen die älteſten Handſchriften faſt durchgängig in Uncialſchrift abgefaßt ſind.

Eine Tochter der Majuskelſchrift iſt die etwas ſpäter entſtandene „Minuskel"-Schrift. Raum- und Zeiterſparniß waren die Hauptfaktoren, welche auf die Bildung der Minuskelſchrift aus der Majuskelſchrift einwirkten. Die zahlreichen Abkürzungen, das Zuſammendrängen und Verkleinern der Buchſtaben machten dieſelbe allerdings zu ſchnellerem Schreiben geeigneter, nahmen ihr aber auch faſt ganz den urſprünglichen Charakter. Insbeſondere iſt dies bei der liegenden Minuskelſchrift der Fall, welche eigentlich die Curſivſchrift ihres Zeitalters war.

Dies war im Ganzen und Allgemeinen der Charakter der Lateinſchrift im 8. bis in's 12. Jahrhundert; indeſſen konnte es nicht fehlen, daß einzelne Nationen ihre Schrift wieder in eigenthümlicher, von andern ſich nicht unweſentlich unterſcheidender Weiſe fortbildeten. — So iſt der Geſammt-Charakter der bei den Longobarden gebräuchlich geweſenen Lateinſchrift ein ganz anderer, als jener der fränkiſchen, und beide Schriftarten ſind wieder verſchieden von denen der Weſtgothen und der Angelſachſen.

Es läßt ſich aus dieſen Verſchiedenheiten der geiſtige Charakter der einzelnen Nationen eben ſo beurtheilen, wie das Temperament des einzelnen Individuums häufig in ſeiner Schrift ſich kennzeichnet und ſelbſt die geiſtigen Eigenthümlichkeiten eines Zeitalters mehr oder weniger in der demſelben angehörenden Schriftweiſe ſich ausprägen. — Unter den Lateinſchriften der Periode vom 6. bis einſchließig 8. Jahrhunderte iſt die longobardiſche die eleganteſte und leichteſte.

Dagegen iſt die merovingiſche ungleich härter, ſteifer und durch Abkürzungen und ungeregelte Richtung entſtellt und deshalb ſelbſt dem Schriftkundigen ſehr ſchwer leſerlich.

Digitized by Google

Entſchiedenere Fortſchritte machte die Minuskelſchrift in der Periode vom 8. bis 12. Jahrhunderte. Man ſchreibt Karl dem Großen ſelbſt mancherlei Verbeſſerungen derſelben zu und mochte ſie wohl ihm zu Ehren vorzugsweiſe die „karolingiſche“ benannt haben. Die Buchſtaben wurden allmälig reiner, gerundeter, in beſſere Richtung und Maß gebracht und von den allzuvielen Abkürzungen und Zuſammenziehungen mehrerer Worte befreit.

Im Jahre 863 erfand Cyrillus von Teſſalonich (geſtorben 869) eine Buchſtabenſchrift für die Slaven, welche gleichfalls das griechiſche Alphabet zur Grundlage hatte und nach ihrem Erfinder die „cyrilliſche“ genannt wurde. Für noch älter wird die „glagolitiſche“ Schrift gehalten, welche aus der lateiniſchen entſtanden ſein ſoll.

Aus der verbeſſerten Minuskelſchrift entwickelte ſich vom 12. Jahrhunderte ab die ſogenannte „Mönchsſchrift“, die ſich noch häufig auf Grabmonumenten, Kirchenglocken und Münzen jenes Zeitalters findet. Sie erhielt ihren Namen ohne Zweifel von dem Umſtande, daß in jener Zeit vorzugsweiſe, ja faſt ausſchließlich, die Inſaſſen der zahlreichen Mönchsklöſter, wie mit der Pflege der Wiſſenſchaften überhaupt, ſo auch ganz beſonders mit der Ausbildung der Schrift ſich beſchäftigten. Aus jenen Jahrhunderten ſtammen die alten Codices und Handſchriften, an denen wir noch heutzutage die reine, oft vollendet künſtleriſche Ausführung, die Farbenpracht der Miniaturen und Initialen, mit denen ſie geſchmückt ſind, und die reiche Phantaſie bewundern, die ſich in dieſen herrlichen, durch Erfindung wie durch Ausführung gleich ausgezeichneten Schöpfungen der Feder und des Pinſels ausſpricht. Viele dieſer Manuſcripte ſind in der That von unſchätzbarem Werthe, und es iſt gewiß keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß die Anfertigung eines einzigen ſolchen Codex nicht ſelten die Arbeit eines ganzen Menſchenlebens erforderte und conſummirte. — Man darf annehmen, daß dieſe „Schriftmalerei“ im wahren Sinne des Wortes im 14. Jahrhunderte ihre höchſte Blüte und Vollendung erreicht hatte. Von da ab iſt, insbeſondere mit der Erfindung und fortſchreitenden Ausbildung der Buchdruckerkunſt, ein allmähliges Verkümmern und Verblühen der eigentlichen Schreibekunſt in der Schriftweiſe der einzelnen Jahrhunderte deutlich erkennbar. Die Schrift verſchlechtert ſich mehr und mehr und wird durch Abkürzungen, Verdrehung und ungeordnete Stellung der Buchſtaben häufig faſt unleſerlich. —

Digitized by Google

Deutſch zu ſchreiben begann man bereits im 9. Jahrhunderte, aber man bediente ſich hiebei durchweg nur der lateiniſchen Buchſtaben. Aus dieſen wurden im 13. Jahrhunderte die deutſchen Buchſtaben geſtaltet, welche namentlich im 15. Jahrhunderte einige Verbeſſerungen erhielten, an denen auch Kaiſer Maximilian I., der Dichter des „Theyer-Dank“ und „Weißkhunig“, ſelbſt ſich betheiligte. Das 17. und 18. Jahrhundert brachte die bereits ganz vernachläſſigte Zierlichkeit und insbeſondere die calligraphiſche Ausſtattung der Schrift wieder mehr in Geltung und Uebung; aber die Ueberladung mit geſchmackloſem Geſchnörkel, mit ſchwerfälligen Emblemen und ſteifen, un ſchönen Zierrathen — ein Spiegelbild des ganzen Charakters jener Zeit — ſteht im trübſeligen Gegenſatze zu den wundervollen Erzeugniſſen des Mittelalters, und erſt das 19. Jahrhundert iſt allmählig wieder zu höherer Reinheit und Schönheit der Schriftformen zurückgekehrt. — — —

Wie man mit allem Fuge die Schreibekunſt die Mutter der Buchdruckerkunſt nennen kann, ſo ſind aus ihrem Schoße in neuerer Zeit noch andere Zweige entſproſſen, die, wenn ſie auch im Ganzen nicht jenen großartigen, das geiſtige Geſammtleben der Völker völlig umſtaltenden Einfluß geltend machen konnten, doch als ſchöne Blüten der Cultur und durch eingreifende Wichtigkeit eine hohe Stufe in der Reihe der Erfindungen einnehmen.

Wir müſſen uns darauf beſchränken, ihrer nur mit wenigen Worten zu gedenken.

Wir nennen im Vorbeigehen zuerſt die Chiffern-Schrift, welche kein eigentliches Schriftſyſtem, ſondern nur eine aus willkürlichen, nur den eingeweihten Perſonen verſtändlichen Zeichen beſtehende Geheimſchrift iſt.

Die Gepflogenheit, wichtige Mittheilungen zwiſchen Höfen, Heerführern, Behörden ꝛc. mittelſt ſolcher Geheimſchrift zu geben, reicht bis ins hohe Alterthum hinauf und iſt auch heutzutage im diplomatiſchen Verkehre noch in voller Geltung. Gewöhnlich werden die einzelnen Buchſtaben, häufig aber auch ganze Worte, Namen u. dgl. durch Zahlen ausgedrückt.

Eine ſehr ſchöne, ſegenvolle Erfindung iſt die ſchon im J. 1785 von Valentin Hauy erdachte, aber erſt im Jahre 1830 von Charles Barbier zur vollſtändigen Brauchbarkeit vervollkommte Blindenſchrift, deren Zeichen aus verſchieden gruppirten Punkten beſtehen und

Digitized by Google

mit einem ahlförmigen ſpitzigen Inſtrumente in das Papier geſtochen werden, ſo daß ſie mittelſt des Taſtſinnes geleſen werden können.

Die in unſeren Tagen immer mehr zur Würdigung und Verbeitung gelangende Stenographie iſt keineswegs eine Erfindung der Neuzeit. Schon die alten Israeliten hatten eine abgekürzte Schnellſchrift — die Kabala — und Xenophon, ein Schüler des Sokrates, beſchenkte die Griechen mit einer ähnlichen Entdeckung, welche von dieſen förmlich als Kunſtfach behandelt wurde.

Man nannte die darin Unterrichteten: „Kurzſchreiber", „Zeichenſchreiber", „Engſchreiber", „Stenographen", oder auch „Schnellſchreiber", „Tachygraphen" — und lehrte dieſe Schreibekunſt auch in öffentlichen Schulen.

Die Römer hatten ihre Geſchwindſchrift urſprünglich, ſo wie ihr Alphabet, von den Griechen überkommen. Dieſelbe erhielt im Jahre 76 vor Chriſtus in den vom Marcus Tullius Tiro, einem Freigelaſſenen des M. T. Cicero, erfundenen und nach ihm benannten „Tironiſchen Noten" eine bedeutende Vervollkommnung.

Mit dem allgemeinen Verfalle der Künſte und Wiſſenſchaften in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten ging auch die Kenntniß der Schnellſchreibekunſt verloren und trat erſt im 16. Jahrhunderte neuerlich an's Licht. Der gelehrte Gruter beſchäftigte ſich eifrig mit dem Wiederauffinden der alten tironiſchen Noten und in der zweiten Hälfte des genannten Säculum traten die Engländer Ratcliff, Brigt und Bales mit neuerfundenen ſtenographiſchen Syſtemen auf.

Im 17. Jahrhundert wurde die Stenographie bereits in Oxford und ſpäter auf allen Univerſitäten in England gelehrt und derzeit iſt dieſelbe, insbeſondere in der von Ellis und Pittmann erfundenen Methode, faſt in allen Schulen und beſonders auf den kaufmänniſchen Comptoirs allgemein eingebürgert.

Frankreich und Nordamerika hatten ebenfalls bereits im 17. Jahrhunderte eigene ſtenographiſche Syſteme. In Frankreich fand aber dieſe Kunſt nur geringen Anklang und nur das von Theodor Bertin erdachte Schnellſchreibſyſtem war von eigentlich praktiſchem Werthe.

In Deutſchland traten erſt im Auslaufe des 18. Jahrhunderts die erſten Verſuche in der Schnellſchreibekunſt vor die Oeffentlichkeit. Hier war es Moſengeil, dem das Verdienſt gebührte, den erſten Schritt gethan und das Intereſſe für die Stenographie angeregt zu haben. Die von ihm nach engliſch-franzöſiſchen Muſtern erſonnene Methode litt indeß

Digitized by Google

noch an zahlreichen Mängeln, um deren Beſeitigung insbeſondere Horſtig, Danzer und Leichtlein ſich verdient machten.

Alle dieſe Syſteme hatten aber noch zu wenig praktiſche Durchbildung, als daß ſie der Stenographie größere Geltung, als den flüchtigen Werth eines Curioſums oder einer Spielerei hätten verſchaffen können.

Die Aufgabe, die Wichtigkeit der Schnellſchreibekunſt für das öffentliche politiſche Leben darzuthun und zugleich ein als Kanzlei-, Korreſpondenz- und Schul-Schrift gleich entſprechendes ſtenographiſches Schriftſyſtem zu erfinden, löſte, wie bekannt, im Jahre 1817 der anno 1780 in München geborne Franz Gabelsberger, ſpäter Sekretär und geheimer Kanzelliſt im baieriſchen Miniſterium des Innern, der, nach dem Muſter der alten tironiſchen Noten vorgehend, mit unermüdlichem, aufopferndem Eifer es dahin brachte, daß er mit dem von ihm erfundenen ſtenographiſchen Syſteme bereits im Jahre 1819 im baieriſchen Landtage als Stenograph fungiren konnte.

Das Schnellſchreibſyſtem Gabelsberger's hat ſeitdem ſo allgemeine Verbreitung gefunden und iſt ſo allgemein bekannt, daß es keiner weiteren Erläuterung bedarf. Selbem zunächſt ſteht, nach kompetenten Urtheilen, an Vollendung und praktiſchem Werthe das im Jahre 1841 in die Oeffentlichkeit gekommene Syſtem von Stolze in Berlin.

Als eine der wichtigſten genialſten Erfindungen auf dem Gebiete der Schreibekunſt muß ſchließlich noch der Telegraphie, oder eigentlicher, Elektrographie, erwähnt werden. Ihre Entſtehung und Verwendung iſt bekannt; die Darſtellung ihrer Einrichtung gehört in das Fach der Phyſik und Mechanik. — — —

Es erübrigt noch, den materiellen Förderungsmitteln der Schreibekunſt, den ſogenannten Schreibmaſſen, einen kurzen Ueberblick zu ſchenken.

Der einfache Naturmenſch griff, als er zu dem Bedürfniſſe gelangt war, ſeine Gedanken und Vorſtellungen in anderer Weiſe als durch den Laut mitzutheilen, zu kunſtloſen Stoffen, wie eben die ihn umgebende Natur ſie darbot und ſeine Zwecke ſie geeignet erſcheinen ließen, wie wir dies noch heutzutage an den auf tiefer Culturſtufe ſtehenden Völkern der „neuen Welt“ beobachten können.

Eine glatte Felswand, ein Stück Holz oder Baumrinde, dazu ein ſpitziges Werkzeug aus hartem Stein oder aus Metall, — ob Meißel, Meſſer, Pfeilſpitze, gilt hier gleich, — waren ſeine erſten Schreibmaterialien, wie er ſie eben fand und gelegentlich zur Hand hatte. — Im ſteinigen Arabien (Arabia petraca) ſtößt der Reiſende auf ganze

Digitized by Google

Reihen von Felſen, deren Wände ganz mit Schrift-Charakteren bedeckt ſind, weshalb ſie den Namen „Gebel el Mokatab“ — die „beſchriebenen Berge“ — führen.

Die vorſchreitende Cultur forderte bereits ſorgfältiger gewählte Schreibmaſſen. Man fühlte das Bedürfniß, das Geſchriebene zu erhalten, auf die Nachkommen zu überliefern, zu verbreiten. Auch jetzt waren Stein, Metall und Holz noch die vorzüglichſten Erhaltungs- und Fortpflanzungsmittel für das niedergeſchriebene Wort; man ging aber ſchon mit viel größerer Sorgfalt zu Werke bei der Wahl der Materialien, ſuchte deren Dauerhaftigkeit, wenn ſie nicht ſchon im Stoffe ſelbſt gegeben war, künſtlich zu vergrößern; man gab den Blättern, Rinden, Thierhäuten mancherlei Zubereitungen und behandelte auch das Einritzen oder Eingraben der Schriftzeichen mit größerer Genauigkeit.

Moſes grub ſeine Gebote in ſteinerne Tafeln; Solon's Geſetze waren in Bretter eingeritzt; Felswände, ſteinerne Denkmale und die Wände der Tempelhallen wurden von den alten Aegyptern mit ſchriftlichen Mittheilungen bedeckt; Täfelchen aus gebranntem Thone, aus Schiefer, Blei, Bein und Holz waren die gewöhnlichen Schreibmaſſen für den allgemeinen Verkehr. Das griechiſche Wort „biblos“ wie das lateiniſche „liber“ haben die Bedeutung „Baſt“, „Rinde“, und blieben auch in ſpäteren Zeiten, als dieſe Materialien längſt nicht mehr Schreibmaſſen darſtellten, im Gebrauche für „Buch“. Die älteſten Urkunden der Hindoſtaner (Hindu) ſind mit Oelfarbe auf Birkenrinden geſchrieben; noch die Römer hatten hölzerne Tafeln in Anwendung, die man, um ſie bequemer zu machen, möglichſt dünn verfertigte. Später überzog man dieſe Holzplatten mit weißer Farbe, nannte ſie daher „Album“ und ſchrieb darauf mit Stiften oder Pinſeln; noch beliebter und gebräuchlicher waren mit Wachs überzogene Holztäfelchen, auf welche die Schrift mit dem Stylus — Griffeln aus Metall oder Bein, deren ein Ende ſpitzig, das andere ſtumpf, ſchaufelförmig abgeplattet oder gerundet war, um das Geſchriebene wieder auslöſchen zu können, eingegraben wurden. Im letzteren Falle pflegte man den Wachsüberzug durch Wärme zu erweichen, glättete ihn dann und richtete ihn wieder zur Aufnahme der Schrift zu. Eine ſo zubereitete Wachstafel nannte man „tabula rasa“.

Die Mehrzahl der genannten Stoffe war aber wegen ihrer Starrheit und Ungefügigkeit, wegen der Schwerfälligkeit der nothwendig größeren Maſſen ein ſehr unbequemes, insbeſondere zur Sammlung größerer Mengen beſchriebenen Materials und zu deſſen Aufbewahrung wenig ge-

Digitized by Google

eignetes Schreibemittel. Man war daher ſchon in der älteſten Vorzeit darauf bedacht, gefügigere, leichtere Schreibmaſſen aufzufinden. — Unter ſolchen ſpielte die zu dieſem Zwecke zuerſt in Aegypten, — der Wiege ſo vieler Erfindungen — in Gebrauch gekommene Leinwand lange Zeit eine Hauptrolle und überging von ihnen auch auf die Griechen und Römer. Die Sybilliniſchen Bücher waren auf Leinwand geſchrieben und um das Jahr 300 nach der Erbauung Rom's ſchrieb man dort öffentliche Urkunden noch auf dieſes Materiale.

Der Leinwand folgte in Aegypten der Papyrus, eine aus den Membranen der Papyrus-Staude (Papyrus antiquus oder Cyperus Papyrus antiquorum), einer zur Familie der Schopfbinſen (Cyperaceæ) gehörigen Schilf-Art*), verfertigte Gattung Papiers, welches in außerordentlich großen Maſſen erzeugt, im Lande ſelbſt allenthalben als Schreibmateriale verwendet wurde und als ſolches auch einen weitverbreiteten Handelsartikel bildete.

Als Schreibe-Inſtrument für den Papyrus war bei den Aegyptern ein dünnes Schilfrohr in Verwendung, welches in der Weiſe zugeſchnitten wurde, wie wir heutzutage die Gänſefedern zum Schreiben zurichten. Man ſchrieb mit ſchwarzer und rother Tinte. In altägyptiſchen Grabſtätten finden ſich zuweilen noch kleine ſchmale Käſtchen mit dem wohlerhaltenen Schreibrohr und dem Tintenfaſſe, ſowie man nicht ſelten auf alten Denkmälern ſchreibende Perſonen abgebildet ſehen kann, vor kleinen Tiſchen ſitzend, auf welchen Papierſtreifen, Tintennapf und Falzbein liegen, während der Schreiber ein Rohr in der Hand hält und ein zweites hinter dem Ohre ſtecken hat.

Zu den uralten Schreibeſtoffen aus dem Pflanzenreiche zählt insbeſondere auch das Palmblatt. In Hindoſtan und anderen Ländern Aſiens iſt daſſelbe noch heutzutage das häufigſt gebrauchte, ſelbſt vom Papiere nicht verdrängte Schreibmateriale. Die umfangreichen lederartigen

*) Der Papyrus iſt jetzt in Aegypten ſelbſt bereits ausgeſtorben, findet ſich aber noch am obern Nil an den Sumpfſee'n und träge ſtrömenden Flüſſen im Innern Afrika's und ſelbſt an einigen Stellen der ſizilianiſchen Küſten. Uebrigens war der Papyrus urſprünglich auch in Aegypten nicht einheimiſch geweſen, ſondern aus dem Innern Afrika's als Culturpflanze eingeführt worden. Die feinen Baſthäute der zu 15 Fuß hohen Stengel wurden in mehreren Lagen übereinander geklebt und dann getrocknet. Das alſo gewonnene Erzeugniß war das berühmte alte Schreibmateriale.

Digitized by Google

Palmblätter werden in Streiſen geſchnitten, die man trocknen läßt und dann mit Oel einreibt, wodurch das Blatt einer glatten braunen Schindel ähnlich wird. Die Schrift wird mit ſcharfen Inſtrumenten eingeritzt und dann mit ſchwarzer Farbe eingerieben, die man auch wohl mit Pinſeln aufträgt.

Nachdem der Papyrus faſt länger als durch ein Jahrtauſend beinahe ausſchließlich das Schreibmateriale für Aegypten, für Griechen und Römer geliefert hatte, verbot gegen Ende des 4. Jahrhunderts vor Chriſtus König Ptolemaeos II. die Ausfuhr desſelben. Der hiedurch hervorgerufene Mangel an Schreibeſtoffen ſoll, der Sage nach, die Erfindung eines neuen Schreibmateriales — einer beſonderen Zubereitung thieriſcher Häute — veranlaßt haben, welches nach der Geburtſtätte dieſer Entdeckung — der Stadt Pergamos — den Namen „Pergamena" oder „Pergament" erhielt.

Wahrſcheinlich aber iſt, daß das Pergament eine noch ältere Erfindung war und daß die genannte Stadt ſich durch vorzügliche Fabrikation des Pergamentes hervorthat.

Man verfertigte außer weißem und gelbem auch violettes und purpurfärbiges Pergament. Dieſes wurde in Bälde — beſonders für wichtige Schriften, denen man eine möglichſt lange Dauer ſichern wollte — ein beliebter Schreibeſtoff, ſo zwar, daß es häufig nicht möglich war, dem großen allſeitigen Bedarfe zu genügen, und man ſchon in den letzten Epochen des Römerreiches nicht ſelten zu dem Auskunftmittel griff, die Pergamentblätter älterer Bücher und Schriften durch Abſchaben des Geſchriebenen wieder zu reinigen und zur Aufnahme neuer Schrift zuzurichten. — Durch dieſe Manipulation ſind ohne Zweifel viele wichtige wiſſenſchaftliche Schätze vertilgt worden, obſchon es durch Anwendung chemiſcher Mittel zuweilen gelang, auf derlei zweimal beſchriebenen Pergamenten, die man „Palimpſeſte" nannte, die älteren Schriftzüge wieder erſichtlich und lesbar herzuſtellen.

Indeſſen blieb der Papyrus — das ägyptiſche Papier — noch immer das Hauptmateriale für gewöhnliche Schriftſtücke, für Bücher geringeren Werthes, und war namentlich bei den Römern ein ſo wichtiger, unentbehrlicher Artikel, daß eine vom Kaiſer Tiberius auf dasſelbe gelegte, ziemlich hohe Steuer in Rom ſogar Unruhen hervorrief, welche nur mit Mühe durch eine von der Regierung verfügte großartige Papiervertheilung gedämpft wurden. Die Papierſteuer blieb auch unter den nachgefolgten römiſchen Kaiſern, und zwar mit beträchtlichen Erhöhungen,

Digitized by Google

aufrecht und wurde erſt vom Gothen-Könige Theodorich, als er zur Herrſchaft Italiens gelangt war, wieder aufgehoben.

Noch bis in das 11. Jahrhundert erhielt das ägyptiſche oder Papyrus-Papier neben dem Pergamente ſich in Geltung. Um jene Zeit aber trat ein Nebenbuhler dieſer beiden Schreibeſtoffe auf, der den einen — den Papyrus — bis auf ſeinen Namen (Papier) bald ganz und gar verdrängte und auch den Werth und Verbrauch des anderen — des Pergamentes — mehr und mehr verringerte.

Das Baumwoll-Papier, eine in China damals ſchon faſt 2000 Jahre alte Erfindung wurde aus Aſien, unmittelbar aus Damaskus, wo die Fabrikation dieſes Papieres ſchon 100 Jahre früher Eingang gefunden hatte, unter dem von dieſer Stadt erhaltenen Namen „Charta damascena“ oder „Charta cattunea“ nach Europa herübergebracht.

Der neue Schreibeſtoff fand vielen Anklang und wurde auch bald in größeren Maſſen fabrikmäßig erzeugt, wobei, wie zuverläſſig feſtſteht, ſchon frühzeitig leinene Lumpen in Verwendung kamen, wodurch einerſeits das Papier verbeſſert und andererſeits, da dieſer Stoff überall leicht zu haben war und man ſonach, wenigſtens theilweiſe, der koſtſpieligen rohen Baumwolle entbehren konnte, auch wohlfeiler gemacht wurde. — Schon im Jahre 1120 ſchrieb der Abt Peter von Clugny einen Traktat, worin des „Papieres aus Abſchabſeln alter Lumpen“ (ex rasuris pannorum veterum) „und anderen gemeinen Dingen“ Erwähnung geſchieht. Zeit und Ort der erſten Verfertigung des Lumpenpapieres iſt bis jetzt nicht ermittelt worden. Einzelne hiſtoriſche Daten ſprechen dafür, daß auch die Anwendung des Leinens als Papiermateriale aus dem Orient ſtamme und von dort zunächſt in Italien und Spanien verbreitet worden ſei. Man findet übrigens in einzelnen Bibliotheken Handſchriften auf Leinenpapier, die in das 14., ja ſelbſt in das 13. Jahrhundert zurückreichen.

In Italien entſtand die erſte Papierfabrik um das Jahr 1340 in der Mark Ancona; Deutſchland hatte die erſte Papierfabrik unter der Leitung griechiſcher und italiſcher Werkmeiſter im Jahre 1390 in Nürnberg; darauf folgte die Errichtung einer Fabrik durch Spanier in Baſel im Jahre 1470 und einer in Kempten um 1477. Nach England wurde die Papierfabrikation durch einen Deutſchen, Namens Spielmann, im Jahre 1588 gebracht; man bezog dort aber deſſenungeachtet noch im 17. Jahrhunderte den größten Theil des Papierbedarfes aus Frankreich.

Digitized by Google

Unſer Zeitalter hat in dem ſogenannten Maſchinenpapiere das Baumwollenpapier wieder zu Ehren gebracht, wogegen der Verbrauch des Leinen- oder Lumpenpapieres ſich bedeutend vermindert hat. Unſere Nachkommen werden dieſen Tauſch ſchwerlich preiſen; denn was das heutige Papier an Wohlfeilheit und Schönheit gewann, hat es ganz gewiß an Dauerhaftigkeit eingebüßt. Daß auch die Schrift auf dem gut geleimten Leinenpapier ſich länger erhält, als auf dem ſchwammigen viel weniger dichten Maſchin- oder Baumwollpapiere, wie dies jetzt bereitet wird, iſt wohl nicht in Abrede zu ſtellen.

Die Einführung des Pergamentes und des Papieres hatte weſentliche Aenderungen der Schreib-Inſtrumente und der zum Schreiben verwendeten Farbeſtoffe zur Folge.

China, obwohl es ſchon ſeit ſo langer Zeit im Beſitze des Baumwollpapieres war, iſt, wie bei der Mehrzahl ſeiner Erfindungen, auch bezüglich der Schreibemaſſen ſeit Jahrhunderten unverrückt auf der ſelben Stufe ſtehen geblieben. Hier ſind ſeit faſt 2000 Jahren der Pinſel und die Tuſche die Herrſcher der Schreibekunſt geblieben, ohne dem Gänſekiele und der Tinte um eines Haares Breite zu weichen.

In Europa iſt ohne Zweifel zuerſt mit dem Papyrus das Schreiberohr und die in Aegypten gebräuchliche Tinte eingewandert — auf die Leinwand ſchrieb man mit Stäbchen oder Pinſeln — und hat nach Einführung des Pergamentes und ſpäter des Baumwollpapieres dem Gänſekiele und in unſerer Zeit der beliebten Stahlfeder mit dem Gefolge von Tinten aller Farben Platz gemacht.

Auch auf die Schrift ſelbſt iſt dieſer Wechſel nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben. — Das harte, ſpröde, gebrechliche und deshalb für leichte Wendungen und Züge kaum geeignete Schreibrohr gab auch der Schrift den Charakter von Härte und Steifheit, die mit dem Gebrauche des Gänſekieles in allmählig größere Leichtigkeit, Reinheit und Zierlichkeit überging. — Die Hand mit der elaſtiſchen biegſamen Gänſefeder war Herrin ihres Inſtrumentes, welches gefügig der eigenthümlichen Führung des Schreibers folgte, dahingegen die Stahlfeder dieſer nicht ſo unbedingt gehorcht, ſondern ihn vielmehr nöthiget, ihr ſich anzubequemen und manchen individuellen Zug ſeiner Hand ihr zu opfern.

So mag es wohl vielleicht bald dahin kommen, daß die individuellen Verſchiedenheiten der Schrift völlig verſchwinden.

Digitized by Google

Jene Eigenthümlichkeiten aber, durch welche der allgemeine Charakter unſerer Zeit — das dieſer eigene Haſten und Vorwärtsdrängen — auch in der heutigen Schreibweiſe, beſonders in jener der jüngeren Generation, ſich ausſpricht, wird die Stahlfeder ſchwerlich verwiſchen.

Aus der Abtei.

Man ſtelle ſich damit aber nicht vor, daß ich von einer wohlbeſetzten „Prälatentafel“ komme, — im Gegentheil: das Wenige, was aufgeſetzt wurde, war kaum zu genießen; wohl entſprach das Getränke nicht nur billigen, ſondern ſtrengen Anforderungen, doch: fallen wir ab von der gaſtronomiſchen Seite eines beſcheidenen Touriſtenberichtes und der verehrte Leſer verzeihe den aus der Ueberſchrift veranlaßten Vorſprung.

Zwei durch den ſchönen Sonntag, i. e. 28. April, verführte Kanzlei-Menſchen wählten die Partie nach Grafenſtein und ſüdöſtlich weiter, womit Berichterſtatter andere Zwecke auch erfüllen wollte, die wir weiter unten berühren werden. Die genannte erſte Eiſenbahnſtation unter Klagenfurt iſt bekannt, — weniger, daß es von da bis zur Annabrücke gute anderthalb Stunden Fußwegs iſt und es ſich von da weg noch eine gute halbe Stunde nach „Polen“ (insgemein Gallizien genannt) zieht, wo zwiſchen Wirth und Wirthshaus ein eigenes Rechtsverhältniß beſteht, das im Reichstage noch nicht vorgekommen iſt und alſo, wie der „Legaliſirungszwang“, erſt nach der Hand Intereſſe und Anſtoß erregen dürfte. Wieder abgekommen vom rechten Wege, habe alſo vorerſt zu melden, daß der lange Weg (für Leute, welche als Touriſten ſchon bald zum Penſions-Status gehören) zwar ſehr ſchön, aber eben daher ermüdend iſt, weßhalb ich gleich betreff der Rückkehr auf's Fahren dachte; beſonders intereſſant geſtaltet ſich die Partie, wo man gegen die gedachte Brücke kömmt und links Möchling ſich zeigt, rechts aber ſüdweſtlich hin die Kalkwände (Skarbin) impoſant ſich aufthürmen. Es war übrigens ſehr ſchönvon den Engeln, welche die fromme Agathe (oder Hildegardis) hier auffingen, daß ſie zur Rache des erzürnten Gatten gerade recht kamen; heutzutage, wo die Engel nicht mehr ſo viel herumfliegen, könnte man ſich bei ſo einem Falle gar leicht Hals und Bein brechen, was jeder Reiſende, der vom Zuge aus, wenn er über die Draubrücke fährt und das glänzende Kreuz am Gipfel bemerkt, ohneweiters beſtätigen wird. — Das wunderſchöne

Grün des Buchenwaldes und der Weiden im ausgedehnten Flußbette der Drau, deren wetterwendige und eigenſinnige Schritte der Reiſende auf der gedachten Brücke auch zu beobachten Gelegenheit hat, ſchafften Zerſtreuung und dem Auge einen wohlthuenden Ruhepunkt — mehr, als ihn der Körper gehabt hätte, wenn er ohne engliſche Hilfe bei einem vorerwähnten Falle darauf gekommen wäre.

Große ſchöne Bauernhöfe (wie überhaupt in Kärnten) gaben Zerſtreuung und der Weg ſicher allein würde mich befriedigt haben, doch aber, „aufwärts mußt Du ſtreben" u. ſ. w. und ſo ſtanden auch wir im gedachten Gaſthauſe in Gallizien, wo der Wirth nicht der Gaſtgeber, nur ſo lange ſtille, bis wir uns durch ein Glas Bier geſtärkt hatten.

Nebenher beſah ich mir die Kirche, welche „halbzweiſchiffig" iſt und erbaute mich an den Grabſchriften, aus denen ich (der Theorie nach) nicht klug wurde, ob die Slovenen den Deutſchen oder den Romanen, oder dieſe Jenen die Ausdrücke geſtohlen haben, deren manche, wie z. B. pensioniram fajmaŝter und dgl., eine gelinde philologiſche Begriffsverwirrung erzeugten. Der Weg von der Annabrücke hinauf zum Dorfe Gallizien führt durch Auen, welche jedoch, wie wir von oben aus ſpäter bemerkten, ſehr leicht wieder zum Flußbette avanciren (oder degradirt werden) können, daher die Drau hier einer umfaſſenden, einſichtsvollen, aber auch erſt nach Entgegennahme des Gutachtens aller Anwohner einzurichtenden Regulirung bedarf.

Rechts am Berge liegt Sager, das Tusculum eines geachteten Rechtsfreundes der Hauptſtadt — eine wahre „sola beatitudo" oder „beata solitudo" — jedoch auch für andere Zwecke zu verwerthen. Hoch oben im Gebirge lag das Ziel unſerer Partie, das zu erreichen ich mich erſt in Gallizien entſchloß, nachdem wir uns eines Wagens zur Rückkehr verſichert hatten, denn es galt noch anderthalb Stunden bergan zu ſteigen, was für „herabgekommene Touriſten" bei der ungewohnten „April-Hitze" eben keine Kleinigkeit war.

Ein herrliches Bild entrollte ſich wieder unſeren Blicken außer dem Dorfe, als wir den zweiten Theil unſerer Wanderung antraten; ſüdöſtlich zieht ſich die Straße gegen Kappel hinan, gerade gegen Süden zeigt ſich der ſchöne Wildenſteiner-Waſſerfall (ob die Ruine neben dem Grafen von Wildenſtein gehörte, mag ein Hiſtoriker erforſchen), wir ſtiegen rechts bergan gegen Weſten durch üppige Felder gegen und durch ein Dorf mit ſeinen Blüthengärten, zu dem die Felswände der „Obir" zur Linken einen maleriſchen Contraſt bildeten, und immer ſtrenger ging

Digitized by Google

es aufwärts, daß ich an Scholz's Erzählung ſeiner Bergpartie gedachte, wo er ſagte: „und immer würther ging es und nur noch einen Schritt — wir wären in dem Nichts geſtanden!" Höchſt lohnend war der herrliche Anblick des Drauthales und der Oeffnung desſelben nach Norden; da lag die Trace vor uns, breitete ſich der ſchöne Teppich aus, vom unnachahmlichen Meiſter geſtickt, ſtiegen im Hintergrunde nach und nach die Bergreihen empor, deren Vordere die Schlöſſer Teinach, Hechenbergen, Neudenſtein, tragen, während die Sau- und Choralpe noch Schneefelder zeigten. Schöne Abwechslung bot aber auch die Flora auf unſerem Wege, nicht nur Saxifragen und Gentianen, ſondern Lärchen und Windfälle mahnten uns an Alpennähe — da zeigte ſich der Kirchthurm von St. Leonhard in der Abtei auf einer reizenden Hochebene, wieder in einem Blütengarten und das Ziel der Reiſe war erreicht. Das andere Ziel, d. h. Zweck meiner Reiſe lag ſehr nahe, nämlich: das Altarbild zu ſehen, von dem ich ſo viel gehört und das man mir als einen Albrecht Dürer, nach Anderen Lukas Kranach angab. Da dieſe Blätter keine ausführliche Beſchreibung desſelben zum Ziele haben, ſo ſei nur geſtattet, meine Meinung dahin zu äußern, daß es kein Kranach iſt, da dieſer Meiſter ſeine Arbeiten bekanntlich nicht ſo weit verſandte; wohl finden ſich Dürrer überall, aber es mangelt hier das ſonſt unausbleibliche Monogramm desſelben; dennoch iſt das Bild ein Meiſterſtück und ſticht gegen die, obwohl vom gegenwärtigen Pfarrer ſchön und zweckmäßig reſtaurirte Kirche, eigentlich Kapelle, auffallend ab. In der linken unteren Ecke des Bildes kniet ein infulirter Herr, der dann zum Zweifel Anlaß gibt, ob er ein Probſt des nahen, aufgehobenen Auguſtiner-Kloſters in Möchling (deſſen Filiale einſt St. Leonhard war) ſei, oder den Abt von St. Paul vorſtellen ſoll, von dem die Sage geht, daß er die von den Juden zu Wolfsberg in die Lavant geworfenen Hoſtien gefunden und als Erfüllung ſeines Gelöbniſſes dieſe Kirche erbaut habe.

Der liebenswürdige Herr Pfarrer begleitete uns ſodann auf die Fläche hinter dem Dorfe, welche (ſicher über 3000 Fuß Meereshöhe) eine ſchöne Rundſchau gewährte, zu welcher im Süden die wilde Schlucht gegen Freibach die romantiſche Seite liefert.

Um wieder zur Proſa des Lebens zu kommen, ſei berichtet, daß der Abend zwar auch ſehr ſchön war und die Nachmittagsbeleuchtung neue Reize brachte, daß aber der vermeintliche Schweinsbraten und die vor einigen Tagen von Ferlach heraufgebrachten Semmeln kaum dem Bedürfniſſe des ſeit dem Frühſtücke leeren Magens und ebenſo wenig einer

Stärkung der müden Glieder entſprachen, mehr allerdings der Wein, ein echter Pickerer, der uns natürlich (wie eine Dorf-Schöne, die unſeren Blicken ganz traulich begegnete) ganz gut gefiel.

Vollkommen zufrieden übrigens mit den geiſtigen Genüſſen, kehrten wir nun zurück, den Weg nach Gallizien in halber Zeit des Aufſtiegs zurücklegend und da nach eingenommenem Kaffee, den man auch im Kaffeehauſe kaum beſſer hat — den Wagen beſteigend.

Leider finge hier wieder ein Kapitel aus einer andern Tonart an — die Gegend war zwar ſo ſchön wie Vormittag, aber die zur Beförderung der müden Reiſenden vorgeſpannte Roſinante ſchien müder zu ſein, als wir ſelbſt, ſo daß wir immer fürchteten, der arme Gaul werde ſtehen bleiben oder gar umfallen. Da wären wieder jene Engel gut geweſen, welche die Gräfin Hildegard ſo weit getragen haben; wir hätten es nur bis Grafenſtein verlangt, wo der Zug nach unſerer Uhr ſchon bald eintreffen mußte, daher vom beabſichtigten Beſuche des Parks von Grafenſtein keine Rede ſein konnte. So unangenehm das „Eiſenbahn-Fieber", iſt's doch nur lächerlich — aber das Verſäumen durch verſpätetes Eintreffen iſt noch ärger, — doch wurden wir von dieſem Unglücke verſchont und hatten noch das Glück, die ſchöne und ganze übrige Welt von Klagenfurt auf den Beinen zu ſehen, als wir dort einzogen, wo die Bahnhofſtraße kaum Platz für alle Spaziergänger bot.

Mein ſpezieller *Bericht über das gedachte Bild* ſammt *Wappen*, ſowie über den wahren Kunſtſchatz in der Kirche von Möchling, der 1870 die Ausſtellung in Klagenfurt zierte, geht ex offo nach einer andern Seite. — Mit Vorſtehendem wollte ich nur wieder eine Partie im Südoſten meines lieben Kärnten der Leſewelt vorführen, die gewohnt iſt, das Schöne nur immer im hohen Nordweſten zu ſuchen durch die unendliche Abwechslung und den ſchönen Tag iſt mir beinahe das Gemälde der Natur zur Hauptſache und das Innere der Kirche zur Nebenſache geworden, — vielleicht geſchieht es Andern auch ſo? Dank dem Freunde, der mich zur Partie verleitete, und Dank dem Leſer, der mich geduldig bis zum Schluſſe geleitete. J. C. H.

Digitized by Google

Prof. Meinrad R. v. Gallenſtein.

Wenn wir mit vollem Rechte das Schwergewicht unſerer ſtaatlichen Beſtrebungen in die Schule verlegen und von dieſer die Verbeſſerung unſerer Zuſtände erwarten, ſo müſſen wir auch unſere volle Anerkennung dem vor Kurzem heimgegangenen Manne weihen, der ſein Leben dem Unterrichte der Jugend gewidmet und dabei, wie Wenige, es verſtanden hat, ſich die Herzen der Studierenden zu gewinnen und ihr Intereſſe für die Wiſſenſchaft mit den ſchönſten Erfolgen anzuregen. Aber nicht dem Lehrer allein, auch dem eifrigen Jünger und Förderer heimiſcher Wiſſenſchaft ſchulden wir dieſe Anerkennung, und zunächſt iſt es der Verein des Muſeums, der, trauererfüllt, eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt, indem er ſeinem treuen Freunde, dem unermüdlichen Mitarbeiter eine dankbare Erinnerung weiht.

P. Meinrad v. Gallenſtein wurde am 24. März 1811 zu Graz geboren und auf den Namen Franz Xaver getauft. Sein Vater, der daſelbſt Rechts-Auscultant beim Stadtmagiſtrate war, kam jedoch ſchon im Jahre 1819 als ſtändiſcher Expedits- und Regiſtratur-Direktor nach Klagenfurt. Hier begann der junge Franz und beendete auch die Gymnaſial- und Lycealſtudien, bei denen er in allen Jahrgängen unter den erſten ſeiner Klaſſe ausgezeichnet ward. Nach vollendeten Studien trat er im Jahre 1830 in das Benediktiner-Stift St. Paul und wurde am 18. Sept. d. J. als Novize eingekleidet, indem er den Kloſternamen Meinrad annahm. Die Ordensgelübde legte er am 1. April 1834 ab und wurde am 6. Auguſt desſelben Jahres zum Prieſter geweiht.

Im Stifte wurde er zuerſt als Cooperator an der Stiftspfarre verwendet, in welcher Stellung er, beſonders im Jahre 1836, wo im Orte St. Paul und deſſen Umgebung die Cholera ausbrach und viele Opfer forderte, durch die Hingebung und Unerſchrockenheit ſich auszeichnete, mit der er den zahlreichen Kranken und Sterbenden, furchtlos die ärmlichſten Wohnungen betretend, Troſt und geiſtlichen, wie auch, wo es Noth, leiblichen Beiſtand leiſtete.

Im Jahre 1839 wurde er Profeſſor am Stiftsgymnaſium in St. Paul und verblieb dort bis zum Jahre 1844, mit deſſen Beginne er eine Lehrkanzel am Gymnaſium zu Klagenfurt übernahm. Als nach dem Jahre 1848 der neue Lehrplan mit Fachprofeſſoren eingeführt wurde, wählte er Naturgeſchichte, wurde als Lehrer dieſes Faches am Untergym-

Digitized by Google

naſium angeſtellt und wirkte in dieſer Stellung bis zum Jahre 1870, wo er wegen zunehmendem Augenleiden zurückzutreten genöthigt war.

Frühzeitig hatte ſich in ihm eine Vorliebe für naturwiſſenſchaftliche Beobachtung und Forſchung entwickelt; ſchon in St. Paul bei ſeinen vielen als Stiftskaplan ihm obliegenden Ausflügen begann er die ihn umgebende reiche Pflanzen- und Thierwelt mit wiſſenſchaftlichem Sinn zu beobachten und nacheinander botaniſche und zoologiſche Sammlungen anzulegen; wohl, weil dieſes Fach am wenigſten oder gar nicht von Anderen gepflegt war, widmete er ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit den Weichthieren und Amphybien und eignete ſich in dieſem ſpeziellen Gebiete der Zoologie gründliche und umfaſſende Kenntniſſe an. Daneben aber betrieb er eifrig Mineralogie und überſah in kurzer Zeit mit großer Freude eine reiche Sammlung von mitunter ſeltenen und ſchönen Fundſtücken. In Klagenfurt wußte er nun alles Erworbene mit trefflichem Verſtändniß zum Unterrichte der Jugend zu verwerthen. Mit ſeltener Gabe verſtändlichen Vortrages verſtand er es prächtig, Phantaſie und Gemüth der Kleinen zugleich mit dem Verſtande zu beſchäftigen, ſo daß die Jugend durch ſeinen Unterricht nicht nur ein offenes Auge erhielt für die Herrlichkeiten der Natur, ſondern ſie auch mit Verſtändniß und gemüthvoller Sinnigkeit betrachten lernte.

Im regen Verkehre mit andern Forſchern (Kokeil, Joſch u. a.) durchſtreifte er nun forſchend und ſammelnd die Umgebung Klagenfurt's und die Thäler und Berge des Landes; ſchon 1847 ward er veranlaßt, die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen in einer kleinen Brochüre: „über Land- und Süßwaſſer-Conchylien Kärntens“ zu veröffentlichen.

Als im Jahre 1848 das Muſeum gegründet war und ſeine Sammlungen aufzuſtellen begann, war es P. Meinrad, der die genannten Abtheilungen der Zoologie nicht nur ſyſtematiſch aufzuſtellen übernahm, ſondern auch aus ſeinen eigenen reich beſchenkte. Unabläſſig widmete er denſelben ſeine Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, ſo wie er überhaupt an den Angelegenheiten des Muſeums den wärmſten und thätigſten Antheil nahm und mit den Mitgliedern des Vereines in immerwährender freundſchaftlicher Verbindung blieb. Im Jahre 1849 hielt er in den eben ins Leben getretenen Abendverſammlungen einen höchſt anſprechenden Vortrag „über die Wanderungen der Thiere“, der es ungemein bedauern ließ, daß in den folgenden Jahren die Stiftsprofeſſoren an den Vorträgen Theil zu nehmen durch ihre Hausordnung (!) verhindert waren. — Das im Jahr 1850 gegründete „Jahrbuch des Muſeums“ eröffnete P. Meinrad

Digitized by Google

mit der reproducirten, vielfach verbeſſerten und bereicherten Abhandlung „die Land- und Süßwaſſer-Conchylien Kärntens“, der im nächſten Hefte eine größere Arbeit „die Reptilien Kärntens“, folgte. Durch ſeine bezüglichen Arbeiten und Forſchungen bekannt geworden, ward er von der zoologiſch-botaniſchen Geſellſchaft in Wien u. a. zum Mitglied erwählt.

Die kärntneriſche Landwirthſchafts-Geſellſchaft erwählte ihn 1846 zu ihrem Mitgliede und 1850 zum Ausſchuß, als welcher er ſich mit großem Eifer an den Aufgaben derſelben mitarbeitend betheiligte, viele Gutachten, Berichte etc. ausarbeitete und mehrere Jahre hindurch die Schreibgeſchäfte derſelben größtentheils beſorgte. Die Schweſtergeſellſchaften zu Brünn, Linz, Salzburg wählten ihn zum Mitglied, ſowie zu ihrem Repräſentanten und Berichterſtatter bei den allgemeinen Verſammlungen. Noch an der 100jährigen Gründungsfeier der Geſellſchaft nahm er den lebhafteſten Antheil, trat jedoch bald darauf von dem Ausſchuß zurück und beendete ſeine Thätigkeit in und für die Geſellſchaft.

Denn, wenige Jahre darnach, begann ſich ein langwieriges Augenleiden (grauer Staar) zu entwickeln und ſeiner gewohnten Thätigkeit bedauerliche Schranken zu ſetzen; auch die Zahl ſeiner Unterrichtsſtunden mußte verringert werden, und als er im Jahre 1870 an einem typhöſen Fieber lebensgefährlich erkrankte, war ſeine Wirkſamkeit im Lehramt für immer beendet. Nicht nur für ſein Augenleiden hatte die in Wien vorgenommene Operation lange nicht den gewünſchten und erhofften Erfolg, dazu geſellten ſich aber auch Symptome einer raſch vorſchreitenden Hypertrophie des Herzens, an deren erſten Stadien er ſchon vor Jahren gekrankt hatte: nämlich Lungenoedem und allgemeine Waſſerſucht, ſo daß nach langem Siechthum, das ihn im letzten Vierteljahr in das Zimmer bannte, und nach langem Leiden am 3. Auguſt d. J. ſein Leben erloſch.

Wie ſehr P. Meinrad auch in weiteren Kreiſen geachtet und beliebt war, erwies ſein Leichenbegängniß, zu dem trotz der Ferien viele Mitglieder aus dem Lehrkörper des Gymnaſiums und der Realſchule, des Muſeums, der Landwirthſchaftsgeſellſchaft u. ſ. w., viele Studierende und Stadtbewohner ſich einfanden und dem geehrten Lehrer und trefflichen Manne das Ehrengeleite zur letzten Ruheſtätte gaben, an welcher der Männergeſangsverein in einem Trauerchore die letzte Trauergabe darbrachte. Wie viele Aeltern, welche die Sorge um ihre ſtudierenden Söhne mit dem einſtigen Lehrer zuſammengeführt, erinnerten ſich dankbar an die theilnehmende Liebenswürdigkeit ſeines Weſens, wie viele von dieſen ſelbſt,

Digitized by Google

die indeſſen Männer geworden waren, gedachten der freundlichen Unterrichtsſtunden, welche durch die liebevolle heitere Laune des Lehrers ebenſo genuß- als lehrreich an ihnen vorübergegangen. Alle aber, die ihm näher geſtanden, werden immer mit warmer Liebe ſeiner gedenken; er war ja ein treuer warmer Freund, ein friedfertiger gefälliger Kamerad, ein liebenswürdiger heiterer Geſellſchafter überall. Denn er gebot über eine ſeltene Gabe, einen unverſiegbaren Quell heiterer Laune, ſprudelnden Witzes und köſtlichen Humors, der ſelbſt in den Tagen der Krankheit nicht ganz verſiegte und in den Pauſen ſeiner Leiden oft wieder hervorſprudelte. Dieſe ſeltene Gabe gab dem Verkehre mit ihm immer neuen Reiz, ſie warf wohl in manche trübe Stunde des Kloſterlebens ihre erheiternden Lichter, in der Schulſtube ihre belebenden Strahlen in das heitere Kindergemüth ſeiner Zöglinge, ſie erfreute Viele, erheiterte Alle und verletzte — Niemand; denn ſie war geleitet von einem warmen Gemüthe und wahrer Humanität.

In raſcher Reihenfolge ſind die Profeſſoren aus dem Stifte St. Paul, größtentheils von dem Lehramte am hieſigen Gymnaſium, viele ſchnell nacheinander, aus dem Leben geſchieden! Man wird, das glauben wir getroſt behaupten zu können, ihrer gerne gedenken, als Lehrer von ſchönem Wiſſen, Humanität und Bildung; wir brauchen nur hinzuweiſen auf P. M. Gallenſtein!

Neueſtes von Profeſſor Höfer.

Profeſſor Höfer gab am 9. Auguſt vom Bord des Graf Wilzek'ſchen Expeditionsſchiffes „Isbjörn“ Nachricht. Dieſes befand ſich bei der Admiralitätshalbinſel, welche unter 75° n. Br. und 56° ö. L. an der Weſtſeite von Nowaja Semlja liegt. Ein nach Tromſö heimkehrendes Schiff bot Gelegenheit, Briefe in die Heimat mitzugeben, welche über einen Monat unter Weges waren.

Vom 30. Juni bis 5. Juli hielt ſich die Expedition im ſüdlichen Spitzbergen, im Hornſund, 77° n. Br., auf. Höfer machte dort in geologiſcher, palaeontologiſcher und botaniſcher Richtung reiche Ausbeute und trennte ſich, wie er verſichert, mit ſchwerem Herzen von dem Gebiet, das ſo reich für die Forſchung war. An der Weſtküſte von Spitzbergen war gar kein Eis bemerkbar, ſelbſt die Oſtküſte war vollkommen ſichtbar und nur ſehr wenig Eis kam vom Storf Fjord herab. Unſere Reiſenden hofften daher in gerader Richtung das Cap Naſſau, d. i. die nordöſtliche

Digitized by Google

Spitze von Nowaja Semlja, zu erreichen, kamen ohne große Schwierigkeit nordöſtlich von Hope Eiland, aber dann auch an die Eisſchranke, welche ſich in ſüdöſtlicher Richtung vorlegte und ſie zwang, bis zum 73.° zurückzuweichen. Nur mühſam gelang es dort bei der namenloſen Bai an der Weſtſeite von Nowaja Semlja das Treibeis durchzubrechen, offenes Küſtenwaſſer zu gewinnen und endlich am 30. Juli in der Matotſchkin Schar, d. i. in der Meeresſtraße, welche Nowaja Semlja durchquert, vor Anker zu gehen. Dieſe Straße war in ihrem mittleren Theile zugefroren. Während eines ſechstägigen Aufenthaltes des Schiffes wurden drei Ausflüge ins Land unternommen und dabei der höchſte Berg der Gegend beſtiegen. Dieſe Landexpeditionen gaben eine ſehr reiche Ausbeute in geologiſcher und geodätiſcher Beziehung. Die Inſel ſtellt ſich dort als ein felſiges Gebirgsland dar, deſſen Hauptgebirge von Nord nach Süd zieht und von dem nach Oſt und Weſt Ausläufer zu beobachten ſind. Man findet hier in den Thälern zuſammenhängende Wieſen, die jedoch wegen der vielen abgeſtorbenen Halme nicht ſo wohlthuend grün, wie bei uns, ſondern etwas gelbroth erſchienen. Die Flora hier fanden unſere Reiſenden reichlicher, als auf dem von ihnen betretenen Theile von Spitzbergen, und alte Jugendgeſpielen, wie unſere Butterblume und das Vergißmeinnicht, mit den uns ganz fremden Spitzbergenformen gemengt. Im Hintergrunde der Thäler erheben ſich die braunſchwarzen Felſenkämme zu Höhen von 2000 bis 3000′, inmitten des Landes ſelbſt über 3500 Fuß. Höfer fand in 3000 Fuß Höhe in der Mitte des nördlichen Ufers der Matotſchkin-Schar zahlreiche Verſteinerungen, wodurch die bisherigen Anſichten über das geologiſche Alter dieſer Schichten umgeſtoßen werden.

Während die Gebirge um die Matotſchkin-Schar ſehr wenig beſchneit und begletſchert waren und nur ein Gletſcher bis in das Meer reichte, iſt dies nordwärts von der Kreuzbai, über den 74° n. B. hinaus anders, indem ſich die Gebirge dort ziemlich ſtark beſchneit zeigten und aus den breiten Thälern mächtige Gletſcherſtröme herauskamen. Bei dieſer Nordfahrt gab es abermals einen Treibeisſtrom zu durchbrechen; das Schiff war aber zur Zeit des Zuſammentreffens mit dem nach Tromſö heimkehrenden Bote ſchon zwei Tage in ganz offenem Waſſer, nur im Nordweſt und Nordnordweſt zeigte ſich der Eishimmel. Es ſetzte die Fahrt zum Cap Naſſau fort, um dort das Proviantdepot für die Payer-Weyprecht'ſche Expedition zu legen. Nachdem vier norwegiſche Schiffe voraus ſind, von denen bis dahin keines in Sicht gekommen war, ſo erwartet man, ziemlich viel freies Fahrwaſſer vor ſich zu haben. Wird das

Cap Naſſau bald genug erreicht und ergeben ſich gegen das Eis-Cap gar keine Eishinderniſſe, ſo könnte dieſes umſchifft und die Rückfahrt längs der Oſtküſte von Nowaja Semlja angetreten werden, was aber, im Fall jene Vorausſetzungen nicht zuträfen, vermieden werden müßte. Dann aber wird man noch an einigen Punkten längs der Weſtküſte Ausflüge ins Land machen. Ganz beſtimmt will man ungefähr am 6. September den Rückweg antreten, ohne Aufenthalt ſüdwärts zur Petſchoramündung ſteuern, hofft dahin in zwei längſtens drei Wochen und bis 8. Oktober nach Archangel zu gelangen.

Die Witterung war bisher im Ganzen günſtig, ſelten Schnee; an einigen Tagen ſtieg die Temperatur zu Mittag in der Sonne ſogar bis zu 20·5°. Am Bord herrſcht unter allen Mitgliedern der Expedition die beſte Eintracht, Zufriedenheit und Thätigkeit. Alles iſt geſund und frohen Muthes. Um 3 bis 4 Uhr Nachmittag iſt Mittags-, um 10 Uhr Abends Nachttiſch. Schreiben und feinen Druck leſen geht dann nicht mehr an, ohne eine Kerze zu brennen.

Die Expedition iſt eben daran, den wichtigſten und ſchwierigſten Theil ihrer Aufgabe zu erfüllen. Wir Alle begleiten ſie mit dem Wunſche des glücklichen Gelingens nnd freuen uns auf eine frohe Rückkehr ihrer Mitglieder.*)

*) Seither iſt an die geographiſche Geſellſchaft in Wien folgendes Telegramm eingelangt: „Hammerfeſt, 20. September, 9 Uhr 30 Minuten Nachts. Petſchora angekommen, Eisverhältniſſe dieſes Jahr ſchwierig, Eisgrenze Spitzbergen, Nowaja, Pilzbucht verfolgt, mit „Tegetthoff“ 8 Tage unter 76° 17′ nördliche Breite, 60° 44′ öſtliche Länge Greenwich zuſammen geweſen, Depot angelegt. „Tegetthoff“ und „Isbjörn“ grüßen Alle herzlichſt, reiche geographiſche Ausbeute. Im Auftrage des Grafen Wilczek: Burger“.

Eiſen- und Bleipreiſe
im September.

In den Eiſenpreiſen haben ſich keine weſentlichen Veränderungen ergeben. Noch immer ſtehen die Roheiſenpreiſe in England und Schottland ſehr hoch und darum in ganz Europa nicht nieder. Aus Glasgow wird ein anhaltender Begehr für Nr. 1 zum Export gemeldet, die Sorte Coltneß Nr. 1 iſt bis zu 167 sh 6d pr. Ton, d. h. 4 fl. 62 kr. ö. W. pr. Zoll-Ztnr. bezahlt worden, und die meiſten Werke ſind nicht im Stande der Nachfrage zu folgen. Gemeine Nummern Warrants ſind am 20. September mit 127 sh—127½ sh, d. h. 3 fl. 50 kr.—3·52 der Zoll-Zentner zu Glasgow notirt. Damit ſtehen im Einklang die Preiſe für ſchottiſches Roheiſen zu Köln mit 4 fl.

20 kr. bis 5 fl. 2 kr., von engliſchem Roheiſen mit 3 fl. 82 kr. bis 3 fl. 98 kr., und zu **Berlin** für gute und beſte Marken von ſchottiſchem Roheiſen mit 4 fl. 50 kr. bis 5 fl. 10 kr., von engliſchem mit 3 fl. 80 kr. bis 3 fl. 95 kr.; von oberſchleſiſchem Cokes-Roheiſen ab Hütte mit 3 fl. 75 kr bis 3 fl. 80 kr., und von oberſchleſiſchem Holzkohlen-Roheiſen mit 4 fl. ab Hütte. Die Roheiſenpreiſe in Siegen und Kärnten blieben wie im verfloſſenen Monat.

In den Bleipreiſen iſt ein Anziehen der Preiſe merkbar. In der am 20. September zu Aachen abgehaltenen und ſehr zahlreich beſuchten Verſammlung deutſcher und belgiſcher Bleiproducenten wurde mehrfach die Anſicht einer Preisſteigerung ausgeſprochen, und nur vorläufig bis zur nächſten Verſammlung der Minimalpreis von fl. 10·50 pr. Zoll-Zentner beibehalten. Tarnowitzer mit fl. 10·75 ab Hütte notirt, und zu **Köln** ſteht Hartblei auf fl. 10·65—11·25, Weichblei mit fl. 10·75—10·90. Zu **Trieſt** ſteht ſpaniſches Blei mit fl. 12·05—12·27, d. i. auf Silber berechnet fl. 11·16 bis fl. 11·36

Getreidepreiſe vom Auguſt und September 1872.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt Auguſt	6.07	3.80	3.27	1.95	4.75	4.51
„ am 26. Sept.	6.45	4.09	3.38	1.86	4.04	3.85
Peſt a) Aug.	6.07	3.80	3·27	1.95	—	4.51
„ b) 1. Hälfte Sept.	6.75	3.85	2.90	1.70	—	3.95
Wiener-Neuſtadt a)	6.69	3.98	3.11	2.17	—	4.10
„ „ b)	6.80	4.00	3.25	2.05	—	4.00
Wels a)	7.06	4.41	3.18	2.05	—	4.80
„ b)	7.00	4.40	3.18	2.00	—	4.80

Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

1 W.-Pf.	Rindſchmalz	Butter	Speck geſelcht,	roh.	Schweinſchmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	56	50	46	40	46	5¾

1 Pfund Rindfleiſch 26—28 kr.; 1 Pfund Kalbfleiſch 34—38 kr.

1 Klftr. Brennholz 12″ lang, hartes fl. 4.50—4.60, weiches fl. 3.30—3.50

1 „ „ 30″ „ weiches fl. 5.50—5.70

1 W.-Zentner Heu, mindeſte Qualität fl. 0.80 beſte 1.20.

1 „ Stroh, „ „ „ 0.70., „ 0.80.

Silberagio: Auguſt 108·20, vom 1. — 26. September 108.07.

Inhalt. Von der Donau bis zur Save auf der Rudolfsbahn. — Ueber Geſchichte der Schreibekunſt und der Schrift. (Schluß.) — Aus der Abtei. — Neueſtes von Profeſſor Höfer. — Prof. Meinrad R. v. Gallenſtein. — Eiſen- und Bleipreiſe im September. — Getreidepreiſe vom September. — Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenſtein.

Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 10. Zweiundſechzigſter Jahrgang. 1872

Der Lichtdurſt der Pflanzen.

Von Guſtav Adolf Zwanziger.

Licht und Wärme, Schwerkraft und Luft, Waſſer und Erde, ſind die weſentlichſten unter den ſo verwikelten Lebensbedingungen der Pflanze. Von dieſen Kräften iſt das Licht vom bedeutendſten Einfluſſe auf das Wachsthum, überhaupt die Richtung der Achſen, die Stellung der Blätter, das Oeffnen und Schließen der Blüten und auf die im Pflanzenreiche viel häufiger, als man gewöhnlich annimmt, vorkommenden Bewegungserſcheinungen der verſchiedenſten Pflanzentheile. Dieſer Einfluß ſoll hier an der bewährten Hand von Wilhelm Hofmeiſter's vortrefflicher phyſiologiſcher Botanik, Bd. I., auszugsweiſe etwas näher betrachtet werden.

Die allgemeinen Strömungen des Protoplasma oder Bildungsſchleimes in der Pflanzenzelle, beſonders deutlich in Pilzfäden, Algen, Armleuchtergewächſen, in Fruchtfleiſchzellen, Brenn-, Griffel- und Staubfädenhaaren, den Blütenſtaubſchläuchen u. ſ. w., überhaupt in kräftig wachſenden, jugendlichen, noch unverholzten Zellen, ſcheinen weniger vom Lichte abhängig zu ſein, als durch höhere Wärme begünſtigt zu werden. Pflanzenhaare, die dreißig Stunden lang im dunklen Raume gelegen hatten, zeigten die Strömung in noch unveränderter Geſchwindigkeit. Nur bei ſehr lange dauernder Lichtentziehung erliſcht ſie mit dem Leben der Pflanze zugleich.

Ganz entſchieden aber hängen die Wanderungen der aus faſt form- und ſtructurloſem Protoplasma oder Schleimklümpchen beſtehenden, ſehr

Digitized by Google

beweglichen Plasmodien der Schleimpilze (Myxomyceten) vom Lichte ab, dem ſie, z. B. auf einer wagrechten Glasplatte dem Fenſter zu, entgegenkriechen. Dünnflüſſige Plasmodien, welche augenſcheinlich auch dem Zuge der Schwerkraft leichter folgen, bewegen ſich vorzugsweiſe und raſcher als dickflüſſigere, nach der Seite der ſtärkſten Beleuchtung hin. Im Dunkeln werden zahlreichere und längere neue Auszweigungen raſcher und länger gebildet als im Lichte.

Die durch ſchraubenlinige Wimperſchwingungen hervorgebrachten willkürlichen Ortsbewegungen der Schwärmſporen vieler Algen und Pilze, ſowie der Samenfäden der Armleuchtergewächſe, Laub- und Lebermooſe und der Gefäßkryptogamen zeigen, obwol ſie auch im Dunkeln vor ſich gehen, inſofern eine nahe Beziehung zum Lichte, daß viele derſelben, frei im Waſſer ſchwimmend, ſich der Lichtquelle zuwenden und auf der Oberfläche des Waſſers in den ihnen zuſagenden Lichtſtärken anſammeln. Sie zeigen alſo eben das je nach der Art verſchiedene Verhalten der Zweige, Blätter und Wurzeln höherer Pflanzen zum Lichte. Die meiſten Schwärmſporen bewegen ſich gegen die einfallenden Lichtſtralen hin; manche aber fliehen vor denſelben und endlich gibt es auch ſolche, welche ſowohl die grelle Beleuchtung als auch die Dunkelheit meiden und an halbdunkeln Stellen ſich anſammeln. Ebenſo verhalten ſich die kleinen, einzelligen Algen (Diatomaceen, Desmidiaceen, Palmellaceen, die Kugelfamilien der Volvocineen u. ſ. w.), und es iſt ein bekanntes Mittel durcheinanderwachſende Arten ſowol unter ſich zu trennen, als ſie von Erde, Schlamm u. ſ. w. zu reinigen, ſelbe in eine Schale mit weichem Waſſer zu thun, auf die Oberfläche des Waſſers eine Leinwand zu legen und der Einwirkung des Lichtes auszuſetzen. Die noch friſchen in kräftiger Bewegung befindlichen Diatomaceen kriechen durch das feine Netz der Leinenfaſern und können von der Oberfläche mit leichter Mühe abgehoben und auf Glasplättchen zur Beobachtung oder Aufbewahrung übertragen werden.

Ich kann hier nicht unterlaſſen, noch einmal auf die in Pfützen um Klagenfurt ſo häufige, die Oberfläche des Waſſers ſchön grün färbende Euglena viridis Schrank, das Schönauge, zurückzukommen, welches ich in meinem Aufſatze: „Das kleinſte Leben im Werderſee“ Carinthia, 1870, Nr. 11, S. 303 noch als Thier erklärte. Die in einer Schale gehaltenen kleinen Lebeweſen bildeten auf der Oberfläche des Waſſers eine zarte aber dichte, durch keine Oeffnungen unterbrochene grüne Haut von eigenthümlichem Geruche. Es fiel mir ſchon damals auf, wie die ihre Geſtalt durch Zuſammenziehung, Ein- und Ausſtülpung ihres in eine

Digitized by Google

dünne Zellhaut eingeſchloſſenen Protoplasmas, in bewundernswerter Raſchheit ſtets ändernden Euglenen bei zunehmendem Waſſermangel auf ihrem Glasträger ſich abrundeten, mit einer daneben deutlich abgegrenzten Zellhaut umgaben und ihre Bewegung verloren, d. h., wie ſchon lange bekannt, ſich einkapſelten oder encyſtirten. Die Aehnlichkeit dieſes eingekapſelten Euglenenzuſtandes mit dem in Grabſteinvertiefungen des Friedhofes in St. Ruprecht nicht ſeltenen Blutregen (Haemotococcus pluvialis), einer kleinen, kugeligen, oft zu traubenartigen Sippſchaften verbundenen, blutroten Alge, war aber ſo überraſchend, daß ich mich erſtaunt fragte, ob ich es hier denn wirklich auch mit Aufgußthierchen und nicht vielmehr mit den äußerſt beweglichen Schwärmſporen einer Palmellacee zu thun hätte, um ſo mehr, als bei dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft die freiwillige Bewegung längſt aufgehört hat, einen Unterſchied zwiſchen Pflanze und Thier zu begründen. Da fand ich nun in Hofmeiſter's phyſiologiſcher Botanik S. 29, Anm. 4 die willkommenſte Beſtätigung meiner damals gehegten Vermutung:

4) „Euglena ſtimmt bei ihrer ſ. g. Encyſtirung ſo vollkommen mit den Vegetationserſcheinungen einzelliger Algen, insbeſondere der Palmellaceen überein und ſie unterſcheidet ſich während ihres Schwärmzuſtandes ſo unweſentlich — nur durch die beſonders energiſchen Geſtaltänderungen ihres Körpers — von den Schwärmſporen unzweifelhafter Algen oder Pilze, z. B. von Stigeoclonium oder Aethalium, daß ich kein Bedenken trage, ſie für eine Bürgerin des Gewächsreiches anzuſprechen.“ Dieſer Anſicht muß ich gegenwärtig ganz entſchieden beiſtimmen.

Nach dieſer kleinen Abweichung ſei es mir geſtattet, wieder auf unſern Hauptgegenſtand zurückzukommen.

Die Aufnahms- und Durchdringungsfähigkeit der Zellhaut für Flüſſigkeiten, beſonders Waſſer (Imbibition) und das ungleiche Vermögen der Waſſeraufnahme der einzelnen Zellen, meiſt zu Ungunſten der äußeren Schichten, und die dadurch hervorgerufene Spannung der Zellhäute des Schwellgewebes werden vom Lichte ſowie auch von der Schwerkraft ſtark beeinflußt, doch iſt deren tiefgreifende Einwirkung auf die Geſtaltung des in den Zellen enthaltenen Bildungsſchleimes zur Zeit noch unerforſcht und in vielen Fällen ſchwer zu ſagen, welche dieſer beiden Kräfte die bedingende iſt.

Gewebe, deren Zellhäute ſpannungslos oder in ſehr geringer Spannung ſind, folgen einfach dem Zuge ihrer Schwere. Die Theilnahme der ziemlich feſten, gegen die Einwirkung von Waſſer dauernd widerſtands-

Digitized by Google

fähigen Zellhäute ſind unter der Wirkung ihrer eigenen Laſt gegen einander verſchiebbar und dieſe Gewebe beſitzen eine Bildſamkeit, welche ſie befähigt, unter dem Einfluſſe der Schwere ähnliche Krümmungen und Dehnungen zu vollziehen, wie in den eigentlichen Wachsthumspunkten oder = Flächen, den Stellen raſcher Zellenbildung und = Vermehrung unter der Beeinflußung durch das Wachsthum älterer Pflanzentheile, wie ſie bei dem Aufeinandertreffen wachſender Zellen verſchiedener Art erfolgen. Dieſe Beſtimmung und Richtung der Entwicklung von Pflanzenteilen durch die Schwerkraft zeigt ſich am anſchaulichſten und verbreitetſten in der Abwärtskrümmung wachſender Wurzelſpitzen. Nur innerhalb des wachſenden Endes iſt die Wurzel der Krümmung fähig. Die krümmungsfähige Stelle rückt ſtetig nach der Spitze hin. Daß die Schwerkraft es iſt, welche die Richtung kräftig wachſender Wurzeln, z. B. der Hauptwurzeln keimender Samen, gegen den Endmittelpunkt beſtimmt, wird durch den Erfolg von Verſuchen bewieſen, bei welchen die Schwerkraft durch eine andere Kraft erſetzt wird, z. B. durch die Fliehkraft, wenn man Samen auf einer in raſcher Umdrehung begriffenen feuchten Holzſcheibe keimen läßt. Die Stengel richten ſich, welches auch die Lage der Samen war, ſtrahlend nach der Drehungsachſe, die Wurzeln ſtrahlend nach außen. In neuerer Zeit werden meiſt Uhrwerke ohne Unruhe zu dieſen Verſuchen angewendet.

Spannungsloſe Enden wachſender Seitenachſen folgen in ähnlicher Weiſe dem Zuge der Schwere, wie wachſende Wurzelenden. So viele Ausläufer. Auch einzellige Pflanzenteile folgen der Schwerkraft. Die Haarwurzeln von Armleuchtergewächſen ſenken ſich im Waſſer, wenn ſie eine größere Länge erreichen, ſenkrecht abwärts. Noch auffälliger tritt dieſe Erſcheinung bei manchen baumbewohnenden Lebermooſen, beſonders den Frullanien und Radulen hervor. Die aus den Unterblättern dieſer Lebermooſe entſpringenden Haarwurzeln erſcheinen an von Buchenſtämmen abgelöſten Sproſſen wie nach abwärts gekämmt.

Werden dagegen Pflanzenteile, innerhalb deren eine Spannung der Zellhäute beſteht, aus ihrer bis dahin eingehaltenen Stellung zur Lothlinie abgelenkt und dadurch der Einwirkung der Schwerkraft auch andere, als bis dahin von ſelber berührte Zellhäute zugänglich gemacht, ſo erfolgt eine Zunahme der Ausdehnung der vom Scheitelpunkte weiter abgelegenen Zellwände, deren Ergebniß eine Krümmung aufwärts, an der obern Seite concav, an der unteren Seite convex iſt. Dieſe Erſcheinung iſt ganz allgemein, ſie erfolgt an Pflanzenteilen, die noch im Längenwachsthum

begriffen ſind, wie auch an völlig ausgewachſenen. Sie erfolgt an Blättern, Stengeln und Wurzeln, an nur dem Wachsthum wie auch an der Wiedererzeugung dienenden Pflanzentheilen, an den vielzelligſten, wie an einzelligen.

Dieſe Neigung zur Aufwärtskrümmung iſt in den Blattſtielen vieler Pflanzen bei Anweſenheit großer Verſchiedenheiten der Gewebeſpannung ſcharf ausgeprägt, deren Stengel bei geringer Spannung der Gewebe, unter den gewöhnlichen Wachsthumsbedingungen anderen Einflüſſen bereitwilliger folgen, als denen der Schwerkraft. Blattſtiele von Epheu, Kapuzinerkreſſe klaffen weit auseinander, wenn ſie der Länge nach geſpalten werden. Wagrecht geſtellt krümmen ſie ſich kräftig aufwärts. An den dieſe Blätter tragenden Stengeln derſelben Gewächſe überwiegt nach dem Hervortreten aus dem Knoſpenzuſtande eine gegen die einfallenden Lichtſtralen convexe Krümmung bei weitem die Aufwärtskrümmung. Werden ſie einſeitig beleuchtet, z. B. am Fenſter eines Zimmers gepflegt, ſo wachſen die Sproſſen wagerecht vom Lichte hinweg, in das Innere des Zimmers hinein, während die Blattſtiele ſcharf aufwärts und gegen die Lichtquelle concav ſich krümmen.

Die meiſten flachen Blätter zeigen ebenfalls die geocentriſche Aufwärtskrümmung, wenn ſie dem Einfluſſe des Lichtes theilweiſe oder ganz entzogen werden, der bei ihnen noch entſchiedener als bei oben genannten Stengeln eine gegen den Lichtquell convexe Krümmung bedingt. Es wölben ſich die Blätter im Tageslichte gegen den Lichtquell. In Dämmerung oder ins Dunkle gebracht, wird die Oberſeite des Blattes, durch Ausgleichung der heliotropiſchen Krümmung der Blattſtiele, dem Scheitelpunkte zugewendet und dieſe obere Fläche wird dann concav. Die Blätter des Märzveilchens zeigen dieſe Erſcheinungen ſchon nach etwa vierundzwanzigſtündigem Verweilen im Dunkeln. Die Sproſſen vieler laubiger wie auch beblätterter Lebermooſe krümmen ſich im zerſtreuten aber vollen Tageslichte gegen die Lichtſtralen ſo ſtark convex, daß ſie ſich dicht der Unterlage anſchmiegen. Im Halbdunkel wachſen ſie aufrecht, gegen den Lichtquell ſchwach hingeneigt, in voller Finſterniß ſtraff aufrecht.

Dieſe Beiſpiele werden genügen, um die auch ſonſt noch bei Kletterpflanzen, Ranken, Laubmooſen weit verbreitete Ueberwältigung der geocentriſchen, durch die Schwerkraft bewirkten Aufwärtskrümmung durch negativen Heliotropismus, die convexe Krümmung gegen den Lichtquell, darzulegen. Auch die bei anderen Pflanzenorganen vorkommende und noch weiter verbreitete Krümmung concav

Digitized by Google

gegen die Lichtquelle, der poſitive Heliotropismus iſt im Stande, die geocentriſche Aufwärtskrümmung völlig zu verdecken und zu vernichten. Daß Sproſſen, die in ſehr gedämpftem, wagerecht ſeitlich einfallendem Lichte ſich entwickeln, eine faſt genau wagerechte Richtung annehmen, iſt eine gemeine Erſcheinung, die man an in Kellern aus den Knollen ausgewachſenen Kartoffeltrieben leicht beobachten kann. Minder kräftige Ablenkungen von der Lothlinie in Folge ſeitlicher Beleuchtnng zeigen die unteren, durch die Krone beſchatteten Aeſte jedes vollwipfeligen Baumes.

Sind in Gewebeſpannung begriffene, der Aufwärtskrümmung fähige Pflanzenteile an einem Ende unverrückbar befeſtigt, am andern Ende durch eine Laſt beſchwert, deren Gewicht größer iſt, als daß die Kraft der Aufwärtskrümmung ſie zu heben vermöchte, ſo unterbleibt dieſe. Dies iſt die einfache Erklärung des Abwärtshängens der Abzweigungen höherer Ordnung der Trauerweide, Traueresche und anderer trauernder Bäume, der Brombeeren, des ſchlaffen Aufliegens auf dem Boden der Ausläufer der Erdbeeren u. ſ. w. Ein einfacher Verſuch, das Abſchneiden eines ſolchen Zweiges und ſeine Aufſtellung mit allen ſeinen Kanten nacheinander wagerecht nach unten, führt den Nachweis, daß ſolche Sproſſen, ſo lange ſie noch nicht verholzt ſind, durch die Laſt des krümmungsfähigen Endſtücks abwärts gebeugt werden. Die Verholzung, das Steifwerden des Aſtes tritt weiterhin in derjenigen Lage ein, welche durch den Zug des laſtenden Endſtücks zu der Zeit ihm gegeben wurde, als er noch weich und biegſam war. Als Hofmeiſter wachſende Zweigenden einer Hängeeſche gewaltſam an den älteren Theil des Zweiges in der Richtung aufwärts feſtband und ſie ſo bis zum Eintritt des Winters ließ, ſah er eine Sförmige Biegung des Zweiges eintreten: das nicht durch das Aufbinden emporgehaltene Ende wuchs weiter und ſenkte ſich abwärts. Das gewaltſam aufgerichtete Stück aber verholzte in der gezwungenen Lage und blieb dauernd aufgerichtet.

Auf dem Zuſammenwirken von poſitivem Heliotropismus, der concaven Krümmung gegen das Licht, von Belaſtung von der Lothlinie abweichender Sproſſen durch das krümmungsfähige Endſtück und von geocentriſchen Krümmungen beruhen die mannigfach verſchiedenen und bezeichnenden Richtungen ſeitlicher Auszweigungen von Bäumen und Sträuchern. Vor allem iſt der Lichteinfluß dabei maßgebend. Iſt ein der Aufwärtskrümmung fähiger Pflanzenteil beiderſeits mäßig aber ungleich belaſtet, ſo erhebt er das mindeſt belaſtete Ende. Ein ausgeriſſenes und wagerecht hingelegtes Beiſpiel einer Hauswurz oder eines Mauerpfeffers

richtet die Wurzel zum Himmel empor, der weit ſchwerere an der Krümmung des Stengels ſich nicht beteiligende Blütenſtand bleibt auf der Unterlage liegen.

Der hervortretendſte Unterſchied zwiſchen geocentriſchen Abwärts- und Aufwärtskrümmungen beſteht darin, daß die erſteren mehr leidend vor ſich gehen, während die zweiten mit der Entfaltung einer nicht unerheblichen Kraft erfolgen. Die geocentriſche Aufwärtskrümmung beruht zunächſt auf einer verhältnißmäßig ſtärkeren Verlängerung der convex werdenden Kanten des ſich aufwärts krümmenden Organes. Dieſe Verlängerung kann zu Stande kommen ſowohl durch Steigerung der Ausdehnung der Schwellgewebe der untern Längshälfte des Organs durch die eigene Schwere, als auch durch Zunahme der Dehnbarkeit der paſſiv gedehnten Zellhäute desſelben. Meiſt mögen beide Vorgänge betheiligt ſein.

Von kaum minderer Verbreitung als die Aenderung der Spannungszuſtände von Zellwandungen durch die Einwirkung der Schwerkraft iſt im Pflanzenreiche ein ähnliches Verhältniß der Zellhäute zum Lichte. Dieſe Erſcheinung tritt, wie ſchon oben kurz erwähnt, in doppelter Weiſe ein: einſeitig von Licht getroffene Pflanzenteile krümmen ſich an der beleuchteten Seit concav, ihre freien Enden wenden ſich zur Lichtquelle hin: poſitiver Heliotropismus; oder es wird umgekehrt die beſtrahlte Seite convex, die freien Enden der beleuchteten Teile entfernen ſich vom Lichtquell: negativer Heliotropismus.

Auch bei der poſitiv heliotropiſchen Krümmnng werden, wie bei der activ geocentriſchen, alle Kanten des ſich krümmenden Organs verlängert, auch dann, wenn ſelbes völlig ausgewachſen iſt. Es iſt ſomit außer Frage, daß die Krümmung auf der Zuſammenziehung von Gewebemaſſe beruhe, was folgender Verſuch vollſtändig beweiſt. Alte Blattſtiele von Epheu oder Kapuzinerkreſſe werden an beiden Enden mit Wachs an einer Spiegelglasplatte befeſtigt und dieſe vor einem innen geſchwärzten mit Waſſerdampf geſättigten Raume derart aufgeſtellt, daß die ſenkrecht ſtehende Platte mit jener ihrer Seiten, an welcher die ſenkrecht gerichteten Blattſtiele ankleben, jenen dunklen Raum verſchließt. Die andere Fläche der Glastafel wird dem Lichte zugewendet. Nach 48—72 Stunden zeigen die Blattſtiele eine deutliche, wenn auch nicht ſehr beträchtliche, gegen die Lichtquelle concave Krümmung. Daß die Kraft, welche dieſe Verlängerung bewirkt, ihren Sitz in den Zellhäuten hat, ergibt ſich aus der poſitiv heliotropiſchen Krümmung einzelliger Organe.

Pflanzenteile, welche des poſitiven Heliotropismus fähig ſind, er-

Digitized by Google

langen bei völligem Lichtausſchluß eine überaus beträchtliche Zunahme ihrer bevorzugten Ausdehnungsrichtungen: ſie werden übermäßig in die Länge geſtrekt. Im Dunkeln gewachſene Stengel ſchießen hoch auf. Je kräftiger die Beleuchtung, je geringer iſt dieſes Längenwachsthum, ſehr wahrſcheinlich ſteht es im umgekehrten Verhältniſſe zur Lichtſtärke. So erſcheint die Wirkung des Lichtes auf poſitiv heliotropiſche Zellhäute auf's Klarſte als eine die Zunahme der Dehnbarkeit der unthätig gedehnten und diejenige der Ausdehnung der Schwellgewebe gleichzeitig vermindernde und aufhaltende, als eine Erhöhung des Zuſammenhanges und der Federkraft der Zellhäute der am kräftigſten beleuchteten Seite des Pflanzentheils.

Die Wirkung des Tageslichtes auf die Gewächſe iſt keine gleichmäßige und ſtetige, wie die der Schwerkraft; ſie wird durch verſchiedenartige Stellung der Lichtquelle, der Sonne, im Laufe jeden Tages ſehr mannigfach abgeändert und durch den Eintritt der Dunkelheit unterbrochen. Der poſitive Heliotropismus wird in ſolcher Weiſe mannigfach beeinflußt. In wie weit die Veränderung der Stellung zur Pflanze Richtungsveränderungen von Pflanzenteilen bewirkt, bedarf noch weiterer Unterſuchung; gewiß iſt es, daß viele der im gewöhnlichen Leben hieher gerechneten Fälle, z. B. das Uebernikken der Blütenköpfe der Sonnenblumen nach einander nach den verſchiedenſten Richtungen der Windroſe, zum Teil wenigſtens keine hieher gehörige Erſcheinung, ſondern der auf der wiederkehrend fortſchreitenden Zu- und Abnahme des Ausdehnungsſtrebens beſtimmter Gewebe beruhenden Nutation ſind. Gewiß iſt es aber auch, daß das Licht dieſe Nikbewegungen in der Art beeinflußt, daß der Teil der Bahn von der Lichtquelle hinweg langſamer zurückgelegt wird, als der zu ihr hin. Weit ſchärfer prägt ſich das Verhältniß des Wechſels von Licht und Dunkelheit zum poſitiven Heliotropismus aus. Sämlinge von Nelkengewächſen, beim Hühnerdarm beſonders deutlich, von Bohnen u. a., die bei Tage ſich gegen die Lichtquelle ſtark gebeugt hatten, richten ſich während der Nacht mehr oder weniger wieder auf, oft ganz vollſtändig. Die gleiche Erſcheinung tritt ein, wenn ſie unter Tages in einen finſtern Raum verſetzt werden.

Die bisher betrachtete Form des poſitiven Heliotropismus, bei welcher die unmittelbar beleuchtete Seite als die in ihrer Ausdehnung beeinträchtigte, die mindeſt beleuchtete in ſelber geförderte ſich darſtellt, iſt die bei Weitem verbreitetſte. Eine zweite, völlig eigenartige Form des poſitiven Heliotropismus kommt bei den Bewegungsorganen der

Digitized by Google

Blätter oder Blättchen vieler Hülſengewächſe und Sauerkleearten vor: kiſſenförmige Anſchwellungen der Einlenkungsſtellen der Blattſtiele erſter oder zweiter Ordnung oder der Blättchen in den Stengel oder den Hauptblattſtiel. Dieſe Anſchwellungen vollziehen zwar auch bei Lichtausſchluß wechſelnde Richtungsveränderungen, deren Bewegungen werden aber durch Lichteinfluß oder Ausſchluß vielfach angeregt, verändert und geregelt. An dieſen Bewegungsorganen iſt die eine Längshälfte für die Hemmung der Ausdehnung durch Beleuchtung beſonders empfindlich, ſie iſt zu ſelber vorbereitet. Die zweite, mit ihr im Gegenſatze ſtehende, gleich jener eine verhältnißmäßig große Maſſe von Schwellgeweben enthaltende Längshälfte iſt dieſem Einfluß in nur geringem Grade, vielleicht gar nicht unterworfen. Indem bei Lichtausſchluß die Ausdehnung der einen Längshälfte wächſt, während die der anderen ſich gleich bleibt oder auch um ein ſehr Geringes zunimmt, überwindet jene die Gegenwirkung dieſer und benützt ſie in der Art, daß die letztere an der Grenzfläche beider Hälften ſich convex krümmt. So kommt eine beträchtliche Richtungsänderung zu Stande. Die bei Lichtentziehung anſchwellende Hälfte des Bewegungsorganes iſt bei der einen Reihe der hieher gehörigen Pflanzen oder Pflanzentheile die untere. Ihre in der Dunkelheit ſich ſteigernde Ausdehnung hebt die von den Bewegungsorganen getragenen Teile empor. So z. B. bei den Kiſſen der Mimoſen, der Kleearten, den Marſileen. Bei einer zweiten Reihe iſt es die obere; jene Theile werden im Dunkeln geſenkt. So bei den Gelenkpolſtern des Hauptblattſtiels und der Blattſtiele zweiter Ordnung, der Sinnpflanze, den Blättchen der Robinien (fälſchlich Akazien) und vieler Sauerkleearten. Der Einfluß des Lichtes oder der Dunkelheit macht ſich hier raſcher geltend, als bei irgend andern heliotropiſchen Bewegungen, bei der Sinnpflanze ſchon nach 5, bei einer Sauerkleeart nach 10 Minuten. Dieſe Senkung gleicht im Allgemeinen der durch mechaniſchen Reiz hervorgebrachten, doch nur ſcheinbar, weil bei letzterer eine wirkliche Erſchlaffung, bei erſterer aber eine einſeitige Spannung des Schwellgewebes eintritt.

Die Krümmung von Pflanzenteilen convex gegen die Lichtquelle, der negative Heliotropismus tritt ebenfalls in zwei erheblich verſchiedenen Weiſen auf. Es gibt Pflanzenteile, die in jeder beliebigen Richtung vom Lichte hinweg ſich zu krümmen vermögen. Wird nach erfolgter Krümmung die concav gewordene Seite beleuchtet, ſo geht die Krümmung entweder in die entgegengeſetzte über, oder, falls die gekrümmte Stelle durch Verholzung bengungsunfähig geworden iſt, nimmt ein jün-

Digitized by Google

gerer, inzwiſchen gewachſener Theil des Organs eine gegen die nunmehrige Richtung der Beleuchtung convexe Krümmung an. Die bis jetzt bekannten negativ heliotropiſchen Organe ſolchen Verhaltens ſind ſämmtlich langgeſtreckte Gebilde von kreisrundem Querſchnitt, zum Theil aus chlorophyllleſem, wie Keim- und Lichtwurzeln, Stengel des Milzkrautes, zum Theil aus reichlich chlorophyllhaltigem Gewebe, Keim der Miſtel, Stengelglieder des Ephen und der Kapuzinerkreſſe, Ranken des Weines u. ſ. w., die Stiele der reifenden Früchte des Zimbel-Leinkrautes, aufgebaut.

Nach einer ſcharfſinnigen Anſicht Wolkoff's beruht die allſeitige negative heliotropiſche Krümmung auf dem Umſtande, daß in den ſolcher Krümmung fähigen Organen bei einſeitiger Beleuchtung, in Folge von verſchiedener Lichtbrechung innerhalb der cylindriſchen oder kegelförmigen durchſcheinenden Gewebe an der beugungsfähigen Stelle ein Gewebſtreifen im Innern oder nahe an der von der Lichtquelle abgewendeten Außenfläche eine grellere Beleuchtung empfängt, als irgend ein anderer Teil deſſelben. Das Vorhandenſein derartiger „Brennſtreifen“ iſt verſuchsweiſe nachgewieſen z. B. an quer abgeſchnittenen, ſeitlich beleuchteten Wurzelſpitzen des Kohles ſind ſie auf der Schnittfläche dem bloßen oder bewaffneten Auge ſichtbar, wenn der Schnitt nahe am Wachsthumspunkte geführt wurde. Wirkt dieſe ſtärkſte Beleuchtung in gewohnter Weiſe verzögernd und hemmend auf das Ausdehnungsſtreben oder die Dehnbarkeit der von ihr getroffenen Gewebe, ſo wird die Seite des Organs, innerhalb deren der Gewebsſtreif gelegen iſt, alſo die vom Lichte abgewendete Längshälfte, concav werden. Die meiſten bis jetzt bekannten Thatſachen ſtehen mit dieſer Auffaſſung im Einklange, nur eine im Widerſpruch: die Blütenſtiele des Zimbel-Leinkrautes ſind poſitiv heliotropiſch; nach dem Verblühen aber, als Fruchtſtiele, zeigen ſie negativen Heliotropismus, ohne daß ein merklicher Unterſchied der Durchſichtigkeit oder der Spannung der Gewebe einträte.

Die zweite Klaſſe negativ heliotropiſcher Krümmungen hat eine ungleich größere Verbreitung. Eine Fläche oder Kante des krümmungsfähigen Organs iſt von einem Gewebe gebildet, welches bei dem Empfange einer Beleuchtung von beſtimmter Stärke ſich ſtärker ausdehnt und wächſt, als alle übrigen Gewebe des Organs. Dieſe Seite oder Kante wird convex, die entgegengeſetzte ſoweit concav eingekrümmt, als möglich, und wenn ein benachbarter feſter Körper dem ein Hinderniß in den Weg ſtellt, an dieſen feſt angedrückt. Dabei iſt es zunächſt gleich-

Digitized by Google

giltig, von welcher Seite her die Beleuchtung das Organ trifft. Auch wenn ſie zuerſt auf die mindeſt ausdehnungsfähige Fläche fällt und erſt nach Durchleuchtung des Gewebes derſelben die im höchſten Grade ausdehnungsfähigen Zellwände erreicht, erfolgt die convexe Krümmung der begünſtigten Seite. Doch dehnen die Zellen dieſer auf die Dauer ſich um ſo beträchtlicher aus, je mehr deren Fläche der zum einfallenden Lichtſtral ſenkrechten Stellung ſich nähert. In Folge dieſes Verhältniſſes wird die begünſtigte Kante oder Fläche mehr und mehr rechtwinklich zur Richtung der kräftigſten Beleuchtung geſtellt, bei urſprünglich zu ihr parallelem Auftreten der Lichtſtralen das Organ um eine halbe Wendung gegen dieſe gedreht. Sinkt die Stärke der Beleuchtung unter das je nach der Pflanzenart ſehr verſchiedene geringſte Maß herab, ſo zeigen die betreffenden Pflanzenteile poſitiven Heliotropismus.

Dieſe Form des erwähnten negativen Heliotropismus tritt am meiſten an jungen Vorkeimen von Farnen auf, ſowie bei manchen Laubmooſen und lappigen Lebermooſen und auch bei beblätterten, von denen wir die mit dem vollkommenſten negativen Heliotropismus ausgerüſtete, bei uns an Buchen ſo häufige Frullania dilatata als Beiſpiel anführen wollen, welche ihre jungen Auszweigungen der glatten Buchenrinde ſo dicht anpreßt, als wäre ſie darauf gemalt. Die untere vom Lichte in Bezug auf Flächenausdehnung minder geförderte Seite iſt auch hier eine ganz beſtimmte: diejenige, welcher die kleineren Abſchnitte der zweilappigen, in der Mittellinie zuſammengefalteten Blätter zugewendet ſind. Nie wird während der Entwicklung der Pflanze, möge ſie ſich noch ſo weit ausbreiten und verzweigen, dieſe Richtung gewechſelt. An allen, ſämmtlich in einer Ebene liegenden Verzweignngen, liegen die oberen Hälften der Blätter an der beleuchteten Seite. In größter Ausdehnung tritt endlich die nämliche Erſcheinung in der Entfaltung der Blätter von Gefäßpflanzen hervor, deren Flächen klein ſind und deren Oberſeiten häufig zuſammengefaltet oder eingerollt bleiben, wenn ſich Knoſpen in der Dunkelheit entwickeln, die aber in ihrer ganzen Fläche, meiſt am ſtärkſten auf der obern Seite, an Ausdehnung ſehr raſch zunehmen, wenn ſie von genügend ſtarker Beleuchtung getroffen werden.

Wie alle auf Gewebeſpannung beruhenden Bewegungserſcheinungen an Pflanzen, treten auch die des negativen Heliotropismus um ſo kräftiger ein, unter je günſtigeren Wachsthumsbedingungen die Pflanze ſich befindet, je höher namentlich innerhalb der der Pflanze zuträglichen Wärmegränze die Wärme ſteigt. Bei niedriger Temperatur ſind viele der heliotropiſchen

Digitized by Google

Organe gegen Lichteinfluß ſehr unempfindlich; dies gilt vor Allem von den zu poſitivem oder negativem Heliotropismus geneigten.

Licht, welches anderen Quellen entſtammt als der Sonne, äußert auf des Heliotropismus fähige Pflanzenteile eine ähnliche Einwirkung, wie das Sonnenlicht. Keimende Rogg·npflanzen krümmen ſich concav gegen die Lichtſtralen, die von einem Paar durch den elektriſchen Strom weißglühend gemachter Kohlenſpitzen ausgehen. Junge Pflanzen der Gartenkreſſe beugen ſich gegen die Strahlen einer Keroſinlampe hin.

Es gibt Gewebe, welche in ihrer Spannung ganz vorzüglich von der Wärme, unabhängig von Beleuchtung und Verdunſtung, beeinflußt werden. Auf dieſem Verhältniſſe beruht das ſich Oeffnen und Schließen vieler Blüten. Die Blumen der Gartentulpe öffnen ſich bei Erwärmung und ſchließen ſich bei Abkühlung, indem eine Gewebmaſſe der Oberſeite der Perigonialblätter von geringem Umfange, dicht über der Einführungsſtelle dieſer Blätter in der Blütenachſe gelegen, bei zunehmender Wärme ſich ausdehnt, bei ſinkender ihre Ausdehuung vermindert. Wärmeſchwankungen von 4° C. genügen, den Vorgang hervorzurufen. Er findet in hellem Tageslichte, wie in tiefer Dunkelheit ſtatt; in Luft ebenſo gut, wie im Waſſer.

Nachdem wir den Einfluß des Lichtes auf die Spannung des Zellgewebes und die dadurch an der Pflanze hervorgebrachten Erſcheinungen verfolgt haben, erübrigt uns noch, etwas auf die Beeinfluſſung der Geſtaltung der Pflanzen durch die Beleuchtung einzugehen. Die Kräfte, welche die Formen ſich entwickelnder Pflanzenteile beſtimmen, ſind gegenwärtig zum weitaus größeren Teile noch völlig unbekannt. So vor Allen diejenigen, welche die artlich verſchiedenen, erblich beſtändigen Geſtaltungsvorgänge bedingen. Wir vermögen zur Zeit kaum die Urſachen zu ahnen, aus welchen das Wachsthum der Pflanze beſtimmte Richtungen bei der Auszweigung der Achſe, der Anlegung von Blättern, der Ausbildung derſelben u. ſ. w. einſchlägt. Das Urſächliche der nächſten Vorbedingungen der Neugeſtaltung bleibt uns verborgen, und wir ſind, um den Entwicklungsgang zu begreifen, lediglich auf die Lehre Darwin's und beſonders auf deren weitern Ausbildung angewieſen. Dies gilt vielfach ſelbſt von den einfachſten Vorgängen. Wir kennen z. B. nicht den Grund, aus welchem die Föhre nach der Blütezeit die Stiele ihrer Zapfen abwärts krümmt, während ſie bei der Schwarz- und Legföhre aufrecht bleiben. Wenn auch die Mechanik dieſer und ähnlicher Vorgänge mit Leichtigkeit ſich ergründen läßt, wenn auch leicht einzuſehen iſt,

Digitized by Google

daß bei der Föhre die Richtungsänderung das Ausſtreuen der Samen erleichtert und ſomit einen Vortheil im Sinne der Darwin'ſchen Nützlichkeitslehre bringt, ſo iſt damit doch noch nicht erklärt, warum unter gleichen äußeren Umſtänden bei der Föhre die den Zapfenſtiel abwärts krümmende Aenderung der diesbezüglichen Maſſe der Gewebeſpannung eintritt, während ſie bei der Schwarz- und Legföhre unterbleibt. So ausgezeichnet ſich die Darwin'ſche Lehre für die Erſcheinungen der natürlichen Zuchtwahl und ſomit der Artenbildung durch gemeinſame Abſtammung von wenigen Urformen bewährt und die beſtätigenden Beiſpiele auch in der Pflanzenkunde täglich anwachſen und alle genau ermittelten Thatſachen mit ihr übereinſtimmen, durch deren klares und kühnes Ausſprechen den Forſchern die Binde des Vorurtheiles von der Unveränderlichkeit der Arten von den Augen genommen iſt, ſo bedarf ſie doch in der Hinſicht noch genauerer Unterſuchung, in wie weit von Außen auf den Organismus wirkende Kräfte für deſſen Geſtaltung maßgebend ſind. Die Nützlichkeitslehre, ausgehend von der in ihrem Wachsthum ganz unbekannten Neigung der Lebeweſen, ihre Eigenſchaften gelegentlich etwas abzuändern, erklärt jede in der Natur vorkommende Geſtaltung oder ſonſtige Eigenſchaft eines Organismus für eine Anpaſſung an die äußeren Verhältniſſe und erklärt damit etwas zu viel. Die Thatſache z. B., daß die ſenkrecht wachſenden Sproſſen einer Kaſtanie fünfzeilig, die gegen den Geſichtskreis geneigten zweizeilig beblättert ſind, erklärt ſich nach der Nützlichkeitslehre ſehr leicht, wenn auch nicht einfach: an den ſenkrechten Achſen werden die Blätter dann der Beleuchtung von oben die meiſte Oberfläche, ohne Beſchattung des einen durch das andere darbieten, wenn ſie ſchraubenlinig ſtehen, an den von der Lothlinie abweichenden Zweigen dagegen bei zweizeiliger Blattſtellung; durch Erblichwerden der Eigenſchaft, an der Hauptachſe die Blätter nach der Anordnung $^2/_5$, an den Seitenzweigen aber zweizeilig anzulegen, könnte jene Anpaſſung zu Stande gekommen ſein. Der Verſuch aber zeigt, daß die zweizeilige Stellung der Blätter an den von der ſenkrechten abgelenkt wachſenden Achſen durch die Einwirkung der Schwerkraft verurſacht wird. Es iſt eine der nächſten und dringendſten Aufgaben der Forſchung, auf die oben ausgeſprochene Frage Antworten zu ſuchen und es wäre ſehr thöricht, die Darwin'ſche Lehre, deren Begründer ſich mit dieſer Frage einfach gar nicht beſchäftigte, für dieſen Mangel verantwortlich zu machen oder ſie gar wegwerfend behandeln zu wollen, was nur von jenen geſchieht, die weder die Lebensvorgänge der Lebeweſen kennen, noch eine Einſicht in deren gemeinſame

Digitized by Google

Verkettung durch wahre Blutsverwandtſchaft haben. Daß manche Ahnungen und Hoffnungen eines großen, mehr nach dem Scheine als der Wirklichkeit ſtrebenden Teiles der Menſchheit durch die unerbittlichen Folgerungen dieſer Lehre ſcheinbar arg gekränkt werden, kann der fortſchreitenden Wiſſenſchaft, deren Ziel nur die Erkenntniß der Wahrheit und nichts als die Wahrheit iſt, ſehr gleichgiltig ſein. Wir haben aber dadurch eine feſte Grundlage gewonnen, um mit Erfolg auf derſelben weiter bauen zu können.

Die Geſtaltung ſehr vieler Pflanzen und Pflanzentheile wird von einigen bekannten Kräften beeinflußt, welche nothwendig auf jedes Gewächs einwirken müſſen, wenn ſie auch nur in zweiter Reihe formbeſtimmend ſind. In erſter Linie ſind die artlichen, erblichen und unbekannten bildenden Kräfte thätig. Mit ihnen zuſammen aber wirken bekanntere, außerhalb der Pflanze thätige Kräfte und dieſes Zuſammenwirken liefert ein Ergebniß gemiſchter Natur, eine Geſtaltung, welche den in Nebendingen beſtimmenden Einfluß der zweiten Kraft zu erkennen gibt. In der vor allen augenfälligſten Weiſe wird die Form der Pflanzen beeinflußt durch eine in Richtung der Lothlinie thätige Kraft oder Summe von Kräften. Nicht allein bewirkt nachweislich die Einwirkung der Schwerkraft eine Aufwärtskrümmung der völlig oder nahezu ausgebildeten Pflanzentheile, in denen ein erhebliches Maß von Spannungsverſchiedenheiten zwiſchen verſchiedenen Zellhäuten beſteht, und eine Abwärtskrümmung ſolcher Theile, in denen dieſe Spannung fehlt, — Verhältniſſe, welche von entſcheidendſter Bedeutung für den Haushalt, wie für die Tracht der ganzen Pflanze und einzelner Auszweigungsanordnungen ſind —, ſondern auch während der Anlegung und auf den erſten Stufen der Ausbildung neuer Theile tritt vielfältig der die Geſtaltung weſentlich mitbeſtimmende Einfluß einer in ſenkrechter Richtung wirkenden Kraft hervor. So iſt es bei der unendlichen Mehrzahl, ſehr wahrſcheinlich bei der Geſammtzahl der ſymmetriſchen Bildungen; bei den Pflanzenteilen, welche ſolcher Art geſtaltet ſind, daß ſie nur durch einen Schnitt in zwei einander ähnliche Hälften zerlegt werden können, deren eine das Spiegelbild der andern darſtellt. Einzelbildungen oder Sproſſungscomplexe, welche für ſich betrachtet aſymmetriſch erſcheinen, ſind gemeinhin zu anderen gleichartigen Bildungen deſſelben Individuums ſymmetriſch. Dies gilt von den ſeitlichen Blättchen gefiederter und gefingerter Blätter von Hülſen- und Roſengewächſen, den Roßkaſtanien, den Zweigen mit zweizeilig geſtellten Blättern des Zürgelbaumes, der Ulme, Buche, der

Begonien u. ſ. w. ebenſo gut, als von den ſeitlich abſtehenden (nicht in einer durch die Achſe des Stengels gelegten ſenkrechten Ebene eingefügten) aſymmetriſchen Blättern gegen den Geſichtskreis geneigter Zweige von Gewächſen mit gerade oder ſchief dreizeiliger Blattſtellung, wie Eiche, Amberbaum, Perükenbaum und von den aſymmetriſchen Blüten der Marantaceen, von denen zwei in demſelben Wirtel aufeinander folgen, die zu einander ſymmetriſch ſind. In allen dieſen Fällen iſt die Ebene jenes in ſymmetriſche Hälften theilenden Schnittes eine Senkrechte.

So auch bei der großen Mehrzahl ſymmetriſcher Blüten. In einer Anzahl von Fällen kann durch den Verſuch nachgewieſen werden, daß die ſolche Geſtaltungen beeinfluſſende Kraft die Schwerkraft iſt.

Beziehungen der Form des Pflanzenkörpers zur Lothlinie zeigen ſich an verſchiedenen Gewächſen in ſehr ungleichem Maße. Manche Pflanzen, ſo einzellige, kugelige Algen und viele Pflanzenteile entwickeln ihre Formen in den verſchiedenſten Lagen gegen den Horizont in völlig gleichartiger Weiſe. Aber es gibt ſchwerlich irgend eine, nach beſtimmten Richtungen vorzugsweiſe gern wachſende Pflanze, welche nicht wenigſtens in einzelnen Theilen oder während einzelner Phaſen der Entwicklung in ihrer Geſtaltung durch eine ſenkrecht wirkende Kraft mächtig beeinflußt würde.

Das Tageslicht trifft die Pflanzen vorzugsweiſe von oben. Sein formbeſtimmender Einfluß wirkt vielfach in ähnlicher Weiſe, wie eine ausſchließlich in ſenkrechter Richtung thätige Kraft, insbeſondere auf gegen den Horizont ſtark geneigte Pflanzentheile. Vielfältig wird die Geſtaltung pflanzlicher Sproſſungen von jener Kraft und vom Lichte gleichzeitig beeinflußt und es iſt nicht immer leicht, bei Verſuchen die eine oder die andere der fremden Kräfte von der Einwirkung auf die Entwicklung der Pflanze auszuſchließen. Viele Pflanzen wachſen unbedingt nicht weiter, wenn das Licht ihnen gänzlich entzogen wird, wie Cupreſſineen, Neckeren. Viele Pflanzentheile nehmen, wenn ſie gewaltſam aus der bisherigen Lage zur Lothlinie gebracht werden, vermöge kräftiger geocentriſcher Krümmungen in kürzeſter Friſt das frühere Lagenverhältniß wieder an. Zwar läßt ſich in einer Reihe von Fällen auf einfache Weiſe darthun, daß entweder die Schwerkraft oder das Licht bei der Beeinfluſſung der Geſtaltung maßgebend iſt.

Sehr bemerkenswerth iſt die Einwirkung der Schwerkraft auf die Form- und Ortsveränderungen der Plasmodien von Schleimpilzen (Myxomyceten), welche doppelter, einander entgegengeſetzter Natur ſind. Die Körpermaſſe der Plasmodien folgt zu Zeiten paſſiv dem Zuge ihrer

Digitized by Google

Schwere, zu Zeiten ſteigt ſie, irgend einem feſten Körper angeſchmiegt, aufwärts, ſelbſt an ſenkrechten oder überhängenden Flächen. Die Plasmodien ſenken ſich in ihrer Unterlage zeitweilig abwärts, zeitweilig bewegen ſie ſich in derſelben aufwärts und kriechen auf deren Oberfläche hervor. Plasmodien von Stemonitis fusca verſanken binnen 48 Stunden in völlig finſterem Raume zweimal in das ihnen zur Unterlage dienende Sägemehl und traten ebenſo oft wieder daraus hervor. Plasmodien von Aethalium ſepticum, die Lohblüte, ſtiegen in Gerberlohe ebenſo ab- und aufwärts. Bald ſammelten ſie ſich dicht an und auf der Oberfläche, bald in der Tiefe einiger Zolle, ohne in wagerechter Richtung dabei merklich die Stelle zu verändern. Die Plasmodien der Myxomyceten erhalten die Fähigkeit, dem Zuge ihrer Schwere entgegen, den Ort zu verändern, beim Herannahen der Fruchtbildung in hervorragendſter Weiſe. Sie treten dann unter allen Umſtänden auf und über die Oberfläche ihrer Unterlage und kriechen oft zoll- bis fußhoch an feſten Körpern empor. Stemonitis fusca, die ſchon während ihrer Wachsthumszeit ihre beſonders zähflüſſigen Plasmodien nicht ſelten in hohen, bis halbkugeligen oder paraboloidiſchen, mit vielen Spitzen und Zipfeln beſetzten, fortwährend die Geſtalt ändernden Maſſen über die Unterlage erhebt, erklettert bei der Fruchtbildung in der Regel die höchſten in der Nähe befindlichen Punkte. Sie ſteigt an Topfflanzen, welche in das von ihr bewohnte Sägemehl geſtellt ſind, bis auf die Spitzen der höchſten Blätter, die dann von der Laſt der ſich anſammelnden, zu Früchten werdenden Maſſe nach abwärts gebogen werden. Die zu Fruchtkörpern zuſammentretenden Plasmodien von Aethalium ſepticum ſteigen nicht ſelten aus Lohbeeten an den in dieſe eingeſetzten Topfgewächſen empor. Eine fauſtgroße, noch weiche Maſſe davon, ſtieg auf dem Blatte einer Strelitzia Reginae 3 Fuß über die Oberfläche des Lohbeets. Sie war durch einen dünnen Strang mit einer etwa ½ Fuß tiefer auf dem Blattſtiel ſitzenden, etwa haſelnußgroßen Maſſe verbunden, welche allmälig in die größere, obere überfloß, worauf der Strang eingezogen wurde.

Die anderweitigen Wirkungen der Schwerkraft auf die Pflanzen ſollen hier nicht näher berückſichtigt werden, da das Wichtigſte bereits bei der Spannung der Zellhäute Erwähnung fand.

Das Licht hat nicht allein auf die Richtung ausgewachſener oder auf der letzten Stufe des Wachsthums ſtehender Pflanzentheile dadurch Einfluß, daß ſeine Einwirkung die Spannungszuſtände der Gewebe dieſer Theile abändert, ſondern es wird auch in zahlreichen Fällen durch daſſelbe

die Form in den frühesten Stadien der Entwicklung begriffener Pflanzentheile weſentlich mitbeſtimmt. Und zwar in zweierlei Weiſe: es findet eine ſtärkere Zunahme der Maſſe des wachſenen Pflanzenteiles entweder an derjenigen Seite deſſelben ſtatt, welche das meiſte, oder an derjenigen, welche das wenigſte Licht empfängt.

Auch dieſe doppelartige Beziehung zum Lichte, wie die zum Zuge der Schwerkraft, tritt an den Plasmodien der Schleimpilze periodiſch wechſelnd in die Erſcheinung. Die Plasmodien des Aethalium ſepticum zeigen beſonders deutlich einen periodiſchen Wechſel dieſer beiderlei Beeinfluſſungen der in Bewegung begriffenen Maſſe des wachſenden Pflanzenkörpers durch das Licht. In frühen Entwicklungszuſtänden wandern ſie meiſtens vom Lichte hinweg. An dem ſchwächer beleuchteten Rande eines Plasmodiums, welches nur von einer Seite her Licht empfängt, häuft ſich die hin- und herſtrömende Maſſe vorzugsweiſe an. Aber dieſes Verhältniß ſetzt zeitweiſe in das umgekehrte um. Läßt man ſolche Plasmodien auf einer genau wagerechten Unterlage ſich entwickeln, welche in einem Raume mit dunklen Wänden ſich befindet, der nur von einer Seite her durch einen ſchmalen Spalt in ſpitzen Winkeln einfallendes Licht empfängt, ſo wandern die Plasmodien bald nach dem Spalte hin, durch welchen das Licht einfällt, bald von ihm hinweg. Ein und dasſelbe Plasmodium kehrt die Richtung ſeines Fortkriechens bald in kurzen, weniger als einſtündigen Friſten um, bald hält es mehrere Stunden lang dieſelbe Richtung ein. Die dem Verſuche unterworfenen Plasmodien bewegen ſich ſo gut als ausſchließlich auf dem ſchmalen beleuchteten Streifen der Unterlage, ſehr ſelten ſchlägt eines eine Richtung ein, welche von jener der einfallenden Lichtſtrahlen dauernd abweicht.

Der Fall iſt im Uebrigen ziemlich ſelten, daß die von der ſtärkſten Beleuchtung getroffene Seite eines ſehr jugendlichen, wachſenden Pflanzentheils in der Maſſenzunahme verhältnißmäßig gehemmt und die mindeſt beleuchtete Seite im Wachsthum gefördert wird. Es findet ſich z. B. an den äußerſten Spitzen wachſender Epheuzweige, die ſtets gegen den Lichtquell concav gekrümmt ſind, in Folge ſtärkerer Verlängerung der mindeſt beleuchteten Seite.

In ſehr geringem Maße, aber mit auffallender Wirkung vollzieht ſich ein ähnlicher Vorgang bei der Drehung der Blätterſtiele der Schmetterlingsblütler mit hängenden Trauben, z. B dem Goldregen und den Robinien (fälſchlich Akazien). Im frühen Knoſpenzuſtande ſind die Blütenſtände dieſer Pflanzen aufrecht, die einzelnen Blattgebilde der

Digitized by Google

Blumen werden in gewohnter Stellung, die Fahne gegen die Achſe des Blütenſtandes gewendet, angelegt. Erſt zu der Zeit, in welcher die Blumenblätter ſich zu färben beginnen, wird die Blütenſtandachſe hängend, indem ihr bei der letzten Streckung ſchlaffer werdendes Gewebe dem Zuge der ſie belaſtenden Blüten widerſtandslos folgt. Kurz vor dem Aufblühen macht jeder Blütenſtiel eine halbe Drehung um die eigene Achſe, durch welche die Fahne nach oben, das Schiffchen nach unten gerichtet wird. Dieſe Drehung erfolgt, während der Blütenſtiel noch in die Länge wächſt, offenbar in Folge einer Verminderung der Spannung der Gewebe der ſtärker beleuchteten Seite, über welche das zur Achſe tangentalſchiefe Streckungsſtreben der beſchatteten Längshälfte die Oberhand gewinnt. Blütenſtände, welche nicht dauernd einſeitiges Licht empfangen, drehen ihre Blütenſtiele ziemlich regellos, je nach der zu verſchiedenen Tageszeiten verſchiedenen Richtung der ſtärkſten Beleuchtung während eines beſtimmten Entwicklungszuſtandes der ſich allmählig ausbildenden Stiele. Bei der Drehung der Fruchtknoten der Knabenkräuter finden völlig ähnliche Verhältniſſe ſtatt.

Um ſo verbreiteter iſt die Förderung der Maſſenzunahme an der am kräftigſten beleuchteten Seite des wachſenden Theiles. Hieher gehören die meiſten Fälle des negativen Heliotropismus: ſie treten an Theilen auf, welche noch in raſchem und kräftigem Wachsthum begriffen ſind: ſo z. B. die gegen das Licht convexe Krümmung der Fruchttheile des Zimbel-Leinkrautes — ſie erfolgt während einer Verlängerung des Stieles auf mindeſtens das Dreifache der bisherigen Länge —, die Anpreſſung an dunkle Körper der Stängel lappiger Lebermooſe, des Epheu, der Vorkeime von Farnkräutern, die Abwendung vom Lichte der Spitzen wachſender Wurzeln. Dieſe Wirkung der einſeitigen Förderung der Maſſenzunahme tritt hier hauptſächlich als Aenderung der Richtung zu Tage. Neben dieſen gibt es aber eine Reihe von Wachsthumsvorgängen, bei denen eine ſehr erhebliche Steigerung des Dickenwachsthums der ſtärker beleuchteten Seite ſtattfindet. Die Fruchtkapſeln mehrerer Laubmooſe wachſen an der ſtärkſt beleuchteten Seite nach allen Richtungen viel beträchtlicher, als an der entgegengeſetzten. Sie erhalten hier bei den Buxbaumien einen knopfartigen Auswuchs und neigen ihre Spitze gegen die Schattenſeite. Bei den Widerthonmooſen finden ähnliche Verhältniſſe ſtatt, nur nicht ſo hoch geſteigert. Die Buxbaumien und Atrichum undulatum, deren gewohnte Standorte: Waldränder und ſteile Böſchungen, ſtets einſeitig kräftigere Beleuchtung empfangen, zeigen

Digitized by Google

dieſe Erſcheinungen beſtändig. Die auf freien Standorten vorkommenden Polytrichen dagegen, wie P. juniperinum, bilden nur bei einſeitiger Beſchattung die Kapſeln auffallend ungleich aus. — Die Blätter aller oberirdiſch ſich ausbildenden Laubknospen der Heidelbeere werden in zweizeiliger Ordnung angelegt. Die beiden, den Seitenkanten der ſtets von der Lothlinie abgelenkten Knoſpenachſen eingefügten Blattzeilen convergiren gegen den Zenith, was auf jedem Querdurchſchnitt einer oberirdiſchen Knoſpe deutlich zu ſehen iſt; in der Zeitfriſt zwiſchen der Anlegung zweier aufeinanderfolgender Blätter in der nämlichen Längszeile wird die obere, von kräftigerem Lichte getroffene Längshälfte der Achſe ſtärker verdickt als die untere. Die zweizeiligen Blätter (½ Stellung) bilden ſich ungleichhälftig aus: die hintere, in der Knoſpenlage nach oben gekehrte Blatthälfte iſt die größere. Alle dieſe Verhältniſſe ſtimmen überein mit den unter dem Einfluß der Schwerkraft eintretenden Erſcheinungen der Förderung des Wachsthums aufwärts. Sie kommen aber bei der Heidelbeere nur durch den Einfluß der Beleuchtung zu Stande. Die Heidelbeere entwickelt aus den Achſeln von Schuppenblättern unter dem Boden verlaufender Unterenden von Sproſſen auch unterirdiſche Knoſpen, deren Achſen in jeder Richtung, ſenkrecht abwärts, abwärts oder aufwärts geneigt, oder wagerecht, ihre Entwicklung beginnen und bis zu einer Länge von 10—15 Cm. fortſetzen, um dann erſt aufwärts ſich zu krümmen und endlich über die Bodenfläche zu treten. So weit die Blätter dieſer Sproſſen unter der Bodenfläche, alſo vom Lichte unbeeinflußt, angelegt ſind, entſtehen ſie in nach den Divergenzen ⅖ oder ⅜ geordneter Aufeinanderfolge, d. h., daß in der Blattſpirale das 6. oder 9. Blatt in 2 oder 3 Umgängen wieder ſenkrecht über dem erſten zu ſtehen kommt. Sie ſind gleichhälftig ausgebildet, was beſonders deutlich an den ergrünenden, lederartig derb und glänzend werdenden ſolchen Blättern der ans Licht gelangenden Sproſſen hervortritt. Entwickelt ſich ein derartiger Sproß im Lichte weiter, ſo ordnen ſich die Blätter zweizeilig, welche er von da ab anlegt auch bilden ſie ſich ungleichhälftig aus.

Unter den nämlichen Geſichtspunkt fällt das Zweizeiligwerden der Beblätterung der negativ heliotropiſchen Stämmchen von Fiſſidens und Schiſtoſtega am Tageslichte, deren unter dem Boden angelegte Blätter dreizeilig ſtehen. Die Ausbildung der Zweige mehrerer neuholländiſcher Akazien, z. B. A. longifolia, zur platten Bandform iſt dem ähnlich. In der jungen Knoſpe iſt der Querſchnitt der Achſe gleichmäßig dreieckig; der Querſchnitt der Achſe des Keimes iſt kreisrund. Die Phyllodien

Digitized by Google

(blattartig verbreiterten Blattſtiele), welche in zur Stammachſe radialen Ebenen ganz vorzugsweiſe ſich verbreitern, ſtellen ihre Flächen, wie auch die Blätter der auſtraliſchen Gummibäume u. a., wo nöthig durch Drehung ihrer Baſen und Stiele ſenkrecht zur Richtung der ſtärkſten Beleuchtung. In derſelben Richtung verbreitert ſich der Stengel, während der Entfaltung der nach $^2/_5$ geſtellten Blätter, bei den genannten Formen weit überwiegend. Die im Alter blattloſen neuſee- und neuholländiſchen Schmetterlingsblütler, Boſſiana, Carmichaelia, deren Achſen blattartig ſich verbreitern, zeigen ähnliche Verhältniſſe in noch ſchärferer Ausprägung.

Der denkenden Naturbetrachtung iſt es unabweisbares Bedürfniß, eine Vorſtellung über die Mechanik der Beeinflußung ſich zu bilden, welche die Schwerkraft und die Beleuchtung in unter ſich ſo ähnlicher, und beide in doppelartiger, bald hemmender, bald fördernder Weiſe auf die Geſtaltung wachſender Pflanzenteile üben. Der Verſuch zur Bildung einer ſolchen Vorſtellung iſt bei dem gegenwärtigen Stande unſerer Kenntniſſe nothwendig auf Hypotheſen angewieſen, welche auf nur wenige leitende Thatſachen ſich gründen.

Das in wachſenden Pflanzenteilen angehäufte Protoplasma, von welchem die Zellhäute der Wachsthumspunkte vielzelliger Pflanzen in Bezug auf Verſchiebbarkeit der Theilchen, auf Biegſamkeit und Starrheit, auf Dehnbarkeit und Elaſticität nur quantitativ verſchieden ſind, iſt ein Gemenge nicht miſchbarer Stoffe von verſchiedener Dichtigkeit. Die keinem genauer unterſuchten Protoplasma fehlenden Tropfen fetten Oeles ſind ſpecifiſch leichter, die Löſungs- und Quellungszuſtände von eiweißartigen Stoffen und von Kohlenhydraten ſpecifiſch ſchwerer als Waſſer. Iſt die Maſſe der Tropfen fetten Oeles ein nicht ſehr großer Bruchtheil der Maſſe eines Protoplasma und ſind zugleich die waſſerhaltigen Gemengtheile deſſelben verhältnißmäßig waſſerreich und ſomit dünnflüſſig, ſo werden die Oeltropfen das Beſtreben haben, emporzuſteigen, und ſich, nebſt ihren anhängenden waſſerhaltigen Gemengtheilen des Protoplasma an den höchſten erreichbaren Stellen anzuhäufen. Die Maſſe des Protoplasma's wird aufwärts wandern, ſoweit es die Starrheit ihrer Hüllen oder der umgebenden Theile erlaubt. Wenn dagegen die Fetttropfen einen vorwiegenden Gemengtheil der Maſſe bilden, oder wenn die waſſerhaltige Subſtanz, welcher ſie eingeſtreut ſind, verhältnißmäßig waſſerarm und zähflüſſig, in ihren Theilchen nur ſchwer verſchiebbar iſt, ſo iſt das Aufſteigen der Oeltropfen gehindert. Ein Protoplasma, welches

Digitized by Google

ſehr reich an Fetttropfen oder beziehungsweiſe waſſerarm iſt, wird dem Zuge der Schwere paſſiv folgen.

Eine derartige Anhäufung im oberen oder unteren Theile einer Protoplasmamaſſe wird auch dann erfolgen können, wenn dieſelbe eigenartige Strömungsbewegungen in gleichbleibenden oder wechſelnden Richtungen beſitzt. Bei Strömung in gleicher Bahn wird jeweilig eine größere Menge des Protoplasma in jener Gegend verweilen, nach welcher hin der Einfluß der Schwerkraft die Theilchen des Protoplasma leitet. Bei Strömung in wechſelnden Richtungen wird eine geringere Menge des Protoplasma aus dieſer Gegend hinweg, als ihr zugeführt werden. Bewegliches Protoplasma iſt in Bezug auf ſeinen Waſſergehalt nachweislich großen Schwankungen unterworfen. Dies macht es erklärlich, wie eine und dieſelbe Maſſe ſolchen Protoplasma's, z. B. ein Plasmodium von Aethalium ſepticum, zeitweilig auf ſeiner Unterlage abwärts rückt und zeitweilig an derſelben emporſteigt.

Auch auf die Ortsveränderungen eines Protoplasma, welches in den Höhlungen mehrerer einander benachbarten Zellen eingeſchloſſen ſind, finden dieſe Erwägungen Anwendung. In den Richtungen, nach welchen der Einfluß der Schwerkraft die Ortsveränderung der Protoplasmatheilchen fördert, werden dieſe vorzugsweiſe die Zellwandungen durchwandern; es wird ſich das Protoplasma in der höchſten oder in der tiefſten Gegend des aus Zellgewebe beſtehenden Pflanzentheils anſammeln und dieſe Anſammlung wird zur Maſſenbildung, zum Wachſen der betreffenden Gegend führen.

Die Einwirkung des Lichtes auf wachſende und ausgewachſene, aber in voller Vegetation ſtehende Pflanzentheile mindert deren Waſſergehalt; ſie bewirkt eine Zunahme der feſten Subſtanz, von welcher in den beleuchteten Theilen eine größere Menge ſich findet, als in den beſchatteten. Die Beleuchtung verringert die Fähigkeit der pflanzlichen Gewebe, der Zellhäute und mittelbar oder unmittelbar der Zellenräume zur Waſſeraufnahme. Trifft einſeitige Beleuchtung einen Pflanzentheil, in welchem zur Zeit ſehr geringe oder gar keine Zunahme der feſten Subſtanz ſtattfindet, ein ausgewachſenes oder im letzten Stadium der Streckung begriffenes Gebilde, oder die im langſamen Wachſen begriffene Spitze eines Sproſſes des Epheu z. B., ſo iſt der Erfolg eine Krümmung der beleuchteten Seite gegen das Licht. Die Dehnbarkeit der paſſiv geſtreckten und die Ausdehnung der Schwellgewebe dieſer Seite wird in ſtärkerem Maße durch das Licht verringert, als die der beſchatteten Seite, und ſo erhält

Digitized by Google

das Ausdehnungsſtreben dieſer das Uebergewicht. Einen anderen Erfolg hat die einſeitige Beleuchtung ſehr kräftig wachſender Sproſſungen vieler Pflanzen. In dem vorzugsweiſe vom Lichte getroffenen Gewebe häuft das, von andern Teilen der Pflanze her dem wachſenden Teile zugeführte Baumaterial ſeine feſte Subſtanz vorzugsweiſe an. Hier werden die Zellwände dicker, der Zellinhalt geſättigter; öfter als im minder beleuchteten Gewebe erfolgt Fächerung der Zellen durch Scheidewände. Schon der erſte Beginn der Streckung der Zellhäute des Gewebes der vorzugsweiſe beleuchteten Hälfte des wachſenden Gebildes macht das Volumen desſelben über das der andern Hälfte überwiegen. Man kann ſich vorſtellen, daß die beginnende Streckung eines Teiles des ſtärker beleuchteten Gewebes das noch im Zuſtande der lebhafteſten Zellvermehrung befindliche ſolche Gewebe gewaltſam dehne und ſo es zur Aufnahme noch größerer Maſſen des zuſtrömenden Baumateriales befähige.

Doch muß hier abgebrochen und kann auf die weitere Beeinfluſſung der Sproſſung durch die Beleuchtung nicht mehr näher eingegangen werden. Ebenſo ſoll der chemiſchen Einwirkung des Lichtes auf die Pflanze, deren ſonſtiger Ernährung und Stoffwechſel, Färbung und des ſogenannten Pflanzenſchlafes, der teilweiſe mit dem negativen Heliotropismus übereinſtimmt, des Verhaltens der ſelbſt das Licht polariſirenden Zellhäute im polariſirten Lichte und gegen die Farben des Sonnenſpectrums, ein anderesmal gedacht werden, da zu befürchten ſteht, daß die Leſer durch die lange und trockene Ausführung der durch Licht- und Schwerkraft hervorgerufenen Richtungs- und Wachsthumserſcheinungen ſchon bedeutend ermüdet ſein dürften.

Eine kurze Vergleichung der 1849 erſchienenen dritten Auflage der „Grundzüge der wiſſenſchaftlichen Botanik“ von M. J. Schleiden, von welcher die 1861 erſchienene 4. Auflage nur ein unveränderter Abdruck iſt, mit der im gleichen Verlage von W. Engelmann in Leipzig 1871 erſchienenen, wie obige Auszüge beweiſen, in ſo klarer, allgemein verſtändlicher Sprache abgefaßten „phyſiologiſchen Botanik“ von W. Hofmeiſter, 1. und 2. Lieferung, reicht hin, die ungemeinen Fortſchritte unſeres Wiſſens von dem ſich ſo ſehr unſerer Kenntniß entziehenden ſtillen Leben der Pflanze in den letzten Jahrzehnten zu erfaſſen, an welcher Vermehrung ſich auch deutſche Forſcher zahlreich in hervorragendſter Weiſe betheiligten. Wenn uns auch viele Lebensvorgänge in der Pflanze noch unklar bleiben müſſen, ſo iſt doch das bisher mit Hilfe des Mikroskops, der Phyſik, Chemie und teilweiſe

Digitized by Google

auch der Mathematik Erreichte, gegen früher wahrhaft ſtaunenswerth und darf uns die feſte Hoffnung einflößen, daß es mit der Zeit gelingen werde, von vielen noch unerklärten Geheimniſſen den Schleier zu lüften und, ſoweit es bei unſern beſchränkten Hilfsmitteln menſchenmöglich, in das innerſte Heiligthum der ſchaffenden Natur einzudringen.

Letzter Brief des Profeſſors Höfer.

Bei der Varandei-Inſel vor der Petſchora-Mündung. Am Bord des „Isbjörn“, 1. September 1872.

Somit will ich den dünngeſponnenen Faden der Reiſebeſchreibung dort anknüpfen, wo ich ihn abſchließen mußte, an den Brief der Admiralitäts-Halbinſel. (Siehe „Carinthia“ Nr. 9, S. 269.)

Wir fuhren, ſtets die Weſtküſte Nowaja's in Sicht behaltend, im Küſtenwaſſer nordwärts; doch der Wind war launig und die Eisbarrieren kamen uns, wenn auch nicht ſehr maſſiv, doch ſo häufig in den Weg, wie die Schneeglöckchen *) Ende Aprils am Klagenfurter Wochenmarkte. Doch wir kamen weiter und da läßt man ſich ſehr vieles gefallen, gerade ſo wie manche Beamtennatur, die auch alle Stöße erträgt, wenn's nur weiter geht. Während der ganzen Fahrt wurde ſtetig um den „Tegethoff“ ausgelugt und als endlich der Capitän vom Krähneſte einen Dreimaſter mit Dampfrohr, nordwärts ſtark im Eiſe, ſignaliſirte, waren wir alle zu ungläubigen Thomaſen geworden. Doch der Punkt ward feſtgehalten, er ſah aus wie ſo mancher Eisberg, den wir von Weitem für ein Schiff hielten, wobei die häufigen Luftſpiegelungen noch recht fleißig und geſchickt mithelfen, und ſomit ſchaute man ihn ſtets mit Mißtrauen an, um ſo mehr, als wir uns tiefer in das Eis arbeiteten. Daß ſich nun alles Intereſſe um den Tegethoff drehte, brauche ich wohl nicht erſt zu erzählen; unſer Curs wurde ſo genommen, daß wir ihn fangen mußten, falls er nicht anderwärts ein Pförtchen zum Entſchlüpfen fand, woran jedoch bei den höchſt ungünſtigen Eisverhältniſſen, die wir heuer in dieſer Gegend antrafen, kaum zu denken war. Eines Morgens, es war der 12. Auguſt, kam ich Früh auf's Deck, und da lag, nur einige Seemeilen

*) Leucojum vernum L. nicht Galanthus nivalis L.

entfernt, der Dreimaſter mit Dampfrohr vor uns; ja, es muß der Tegethoff ſein, den wir ja in Bremerhaſen ſahen. Da wurde die Schiffkanone (ein Zwölfzöller der Länge nach) aus einem Winkel des Schiffsraumes hervorgeholt, beim Bugſpriet über einer Cabine angebunden und das Signaliſiren begann, was meiner Behauſung ſämmtliche Fenſter koſtete, in ſolchen Breiten keine gleichgültige Sache; doch es galt ja einer ſchönen Jagd!

Wir kamen unſerm edlen Wilde immer näher, das ſich jedoch trotz Schießens und Flaggenhiſſens nicht aus ſeiner Ruhe bringen ließ, wie ein ſchlafendes Walroß am Küſtenſaume. Gegen 3 Uhr Nachmittags hatten wir den Tegethoff auf 3—4 Seemeilen angeſchlichen — Sie ſehen aus meinen Ausdrücken, was für ein perfecter Jäger ich wurde —, als die Treiber mit dem Schiffe zurückblieben und die Hauptjäger Graf Wilczek und Baron Sterneck auf einem Boote die weitere Annäherung durch Eisgaſſen verſuchten. Endlich hißte auch Tegethoff ſeine Flagge, er mag uns erkannt haben, und ein Hurrah ſchrie'n wir, daß die Bordwände gellten, als wir die öſterreichiſche Flagge ganz deutlich im Glaſe ſahen. Lange hielt ich's nicht mehr auf dem Isbjörn aus, der mir zum Daheim wurde, auch Tegethoff kam auf uns, und bald brachte auch mich ein Boot hinüber. Gab's da eine Freude, ein Händeſchütteln, ein Staunen und ſo viele verklärte Geſichter als Perſonen an Bord waren! Man konnte es beiderſeits kaum faſſen und erſt als ich den alten Kapitän Carlſen aus Tromſö vor Freude die Perücke ſtatt der Mütze abnehmen ſah, hatte ich eine Wunde gefunden, in welche ich ungläubiger Thomas meine Finger leg n konnte. Wir blieben beiſammen bis nach Mitternacht, — die Tageszeiten ſind ſich dort faſt ſo gleich, wie die Uniformen eines Regimentes — und da gab es zu erzählen und in Heiterkeit und Freude verſtrichen die Stunden, als hätten wir ſtatt Wein und Thee nur Lethe getrunken. Selbſt die ſechs Hunde der Expedition mußten es in die Naſe bekommen haben, daß heute ein ſonderlicher Tag ſei, denn ſie ſprangen herum, ſoweit die Ketten den Tanz erlaubten, und bellten und ſchmiegten ſich wieder an uns — kurz es war in dem todten Gürtel der Erde plötzlich ein Leben entſproßt, über welches ſich ſelbſt unſer lieber Herrgott erfreut haben muß. Die Tegethoffler erzählten uns, daß ſie bald in's Eis kamen und ſich durch daſſelbe mit Dampf und Segel mühſam weiter bis hieher arbeiteten. Nun wars beſchloſſen, wir ſegeln mit unſern Freunden ſoweit es geht und uns noch Zeit zum Zurückzug bleibt; doch es ſollte nicht lange dauern. Als wir den ſchönſten Fang, der vielleicht je noch im Norden gelang, thaten, waren wir in der Gegend der Berch-Inſel.

Digitized by Google

Wir fuhren immer mitſammen in ganz kurzer Diſtanz und die Eisflarden waren zwar groß, doch auch die Waſſerſtraßen dazwiſchen gewöhnlich ſo breit wie die Wienergaſſe in Klagenfurt.

Doch als ich des andern Tages in meiner Koje erwachte, war ich nicht wenig überraſcht, als die Najaden nicht mehr ſangen; dieſe nehmen, wie alles hier oben, eine andere Stimme an, als in den ſchwelgeriſchen Gewäſſern der Griechen und Römer; dieſe Geſänge klingen beiläufig ſo, als würde das Schiff mit Wucht an eine Eisſcholle ſtoßen und dieſe ſich an den Booten dahinwetzen. Ich hätte faſt glauben können, wir hätten das „offene Polarmeer" gefunden; doch dazu lag unſere Nußſchale zu ruhig. Als ich aus der Lucke gukte, ſah ich uns und Tegethoff an einer rieſigen Eisfläche feſtgeankert, welche ſich eine halbe Stunde ſüdwärts ausdehnte; dahinter lag ein flaches Land mit einigen Felsriffen und noch weiter niedrige Bergzüge, meiſt beſchneit. Gegen Nord, Oſt und Weſt waren wir von Treibeis umgeben, und wir lagen ſomit in einer Art Teich, umgeben von Eis aller Art. Doch das Treibeis ſollte uns noch ein wenig bange machen; es war durch den ſtetigen heftigen Südweſtwind unruhig geworden; bald kam es, bald ging es. Wenn uns das Letztere immer erfreute, ſo mußte das Erſtere manche ernſte Sorge bereiten. Wir lagen in kleinen Buchten des Feſtlandeiſes, kommt einmal die faſt Eins bildende Treibeismaſſe zu uns und führt ſie voran große Schollen, ſo werden wir zerquetſcht, wie vor 14 Tagen die Schiffe in der Nähe bei den Berchinſeln. Doch wir hatten ſtets Glück, und jedesmal, wann wir beſetzt waren, ſchützte uns ein vorliegender Eisbrei gegen den ſtarken Druck der bewegten treibenden Maſſe.

Wir wandelten den 13. Auguſt früh an das Land; wo wir waren und ſeien, iſt dort oben nicht gar ſo leicht zu ſagen, weil die Karte in dieſer Gegend ebenſo gut die Küſte von China wie Nowaja vorſtellen könnte. Doch wir fanden bei unſerer Excurſion, wo die Tegethoffhunde an den Schlitten exerzirt wurden, was recht heitere Momente hatte, daß wir bei den Barents-Inſeln ſeien. So lagen wir friedlich nebeneinander bis zum 21. Auguſt. In dieſer Zeit war auf dem immer dünner werdenden Landeiſe ein Weg zwiſchen den beiden Schiffen und von dieſen zum nächſten Fels der Inſel getreten und durch die Schlitten ausgefahren. Als wir den am Isbjörn für den Tegethoff mitgebrachten Proviant in einer Felsſpalte auf jener öden Inſel deponirten, eine der Hauptaufgaben unſerer Expedition, da war mir wohl eigenthümlich ernſt zu Muthe. Erlaſſen Sie mir die Schilderung jener Gefühle, iſt ja Ihr eigen Herz ſo

Digitized by Google

mitleidsvoll, um ſich ähnliche Gedanken, wie es die meinen waren, zu vergegenwärtigen.

Mit unſeren Freunden unternahmen wir faſt tagtäglich, wenn nicht das Schneegeſtöber oder ein derber Südweſt das Ausgehen verbot, häufige Ausflüge auf die Inſeln, wo ich geologiſch ſo reiche Funde that, daß unſere Nußſchale faſt genug zu tragen bekam, nachdem ſie nach der Ausſchiffung des Proviants ſchon etwas leichter geworden war.

Ein Glanzpunkt unſeres neuntägigen Beiſammenſeins war der 18. Auguſt, der Geburtstag unſeres Kaiſers. Wenn uns zu Hauſe derartige Feſte gar nicht berühren, wie man ſich überhaupt erſt in der Fremde der Vaterlandsliebe bewußt wird, ſo war uns das ein unvergeßlicher Tag geworden. Leider bin ich kein Moſenthal, der in der neuen freien Preſſe jeden Toaſt bei hochtory'ſchen Feſten erzählt, um die verſchiedenen Trinkſprüche wieder zu erzählen. Genug, wir waren guter Dinge und heiter, der Isbjörn brachte aus ſeiner Raritätenkammer das Beſte auf den Tiſch Tegethoffs. Mitleidslos ob der ſchäumenden Wuth wurde einer Champagnerflaſche nach der anderen die ſilberne Krone abgeriſſen, der Koch des Expeditionsſchiffes that alles Wunderbare zur Verherrlichung des Feſtes und bewährte ſomit ſeinen höchſt lobenswerthen Patriotismus und ich — ſtaunen Sie — lieferte einen friſchen — Bärenſchinken. Ja, ich wurde ein grimmiger Nimrod, doch damit Sie ſich nicht etwa zu viel vor mir fürchten, müſſen Sie Geduld haben und hören, wie ich Jäger wurde. Es iſt wahrlich nicht meine Schuld, ich kam dazu, wie zu der Zeit der Werbungen, wo auch ſo mancher Soldat geweſen iſt, als er ſich früh Morgens die Augen rieb. Alſo die Bärengeſchichte:

Nachdem ich mich früher in jagdlicher Richtung eines ſittſamen Lebenswandels befliſſen hatte und keinem Seehunde, noch Walroſſe, noch Seetaucher u. ſ. w. je etwas zu Leide that, weder ein Haar verſengte, noch eine Feder verbrannte, rief man mir Nachts um 12 Uhr — ich verpackte gerade meine geologiſchen Funde — in die Cabine des Isbjörn mit halbheiſerer Stimme hinab. Ich war Hausherr, da die Reiſegefährten Tegethoff beſuchten. In Hausſchuhen, halb angekleidet, ſtürzte ich, ohne zu wiſſen „wo iſt der Feind?!“, genau wie im Blaubart, mit meinem Repetirgewehr ins Boot. Da zeigte mir der Kapitän in dem Flecke offenen Waſſers etwas ſchwimmen, und bald konnte ich auch den Kopf des Eisbären erkennen. Wir kamen auf 20 Schritte nahe, der Harpunier und ich ſchoſſen. Meiſter Iſegrimm nahm bald Reißaus, bald ſchien er unſer Boot angreifen zu wollen; wir mögen 8 oder 10 Schüſſe

Digitized by Google

abgefeuert haben, ſahen auch am weißen Felle den „Schweiß“, nach manchem Schuſſe das arme Thier ſich faſt zur Hälfte aus dem Meere erheben; es half ihm nichts, bevor es noch das Treibeis erreichte, war es unſer! Durch die Kugelgröße wurde conſtatirt, daß ich dem Altmeiſter Petz einen Schuß in den Oberkiefer, was ihm einen Eckzahn koſtete, und einen zweiten in das Ohr gab.

Eine große Freude während des Zuſammenſeins mit Tegethoff erlebten wir dadurch, daß wir die „neueſten Zeitungen“, die jüngſte vom 17. Juni, erhielten. Da wurde aber auch ſchon Alles, vom Leitartikel über die politiſchen Neuigkeiten, Tagesnachrichten, Courszettel und Inſerate bis zum Redacteur, Verleger, Drucker und Eigenthümer geleſen. Ein klaſſiſches Leben da droben, wo Eisbären und Eisblumen Sommer und Winter blühen! Man weiß von der ganzen lieben großen Welt eben nur ſo viel und hat eben nur für das Unmittelbarſte Intereſſe, ſoweit man ſchaut. Das Erwachen beginnt mit der Frage an den Kapitän, der Kajütengenoſſe iſt, wie das Wetter ſei. Sie ſehen, daß hier die Geſpräche mit dem beginnen, wo ſie in civiliſirten Gegenden aufhören — eben beim Wetter. Dann ſchaut man, ob bewegte oder glatte See iſt, um ſich die Tagesgeſchäfte darnach einzuteilen; wie ſtehts ums Eis? ſind wir wieder in einer Gefrornenbüchſe? So iſt das Leben am Bord. Am Lande heißt es gehen, ſoweit Einen die Beine tragen, dann wird auf der Maſchine (wie unſere beiden Alpenſöhne unſern Kochapparat heißen) Erbswurſt mit conſervirtem Fleiſch abgekocht, die Ueberhitze wird zum Strumpftrocknen benützt; während dieſer Zeit ſteckt man ſchon im Schlafſack. Endlich iſt abgeſpeiſt, ein kräftiger Schluck Sherry oder Rum dient noch als Heizmateriale (bei uns würde das die Köchin mit „Nachlegen“ benennen) und — man ſchläft nicht etwa bis einem die Sonne in die Augen ſcheint, da ſie das den ganzen Tag thut und weil man es mit der Schlafſtunde um 12 Stunden auf oder ab nicht ſo genau nimmt. Dann geht es durch Moraſt und Fluß — über Stock (Pardon, die gibts hier nicht!) und Stein (davon aber eine reichliche Auswahl) weiter. Und trotzdem man nie eine Zeitung ſieht, keine Landtagsberichte mit „Eulenſpiegeliaden“ hört, keine „Wiener Spaziergänge“ von Spitzer lieſt, iſt man immer heiter, ſobald man gute Funde und ſchöne wiſſenſchaftliche Ergebniſſe hatte. Auch das liebe Geld bringt keine Sorge und man ärgert ſich auch nie über Gemeinheiten, die bei manchen Geldjägereien, wie ich mir erzählen ließ, in cultivirten Staaten vorgekommen ſein ſollen. Doch wohin verirre ich mich! Zurück zum Tegethoff!

Digitized by Google

Am 21. Auguſt Früh ½ 8 Uhr hörte ich, daß unſere Freunde gegen Nordoſt hin ein offenes Waſſer ſehen und bereits dampfen; ich hatte einen Ausflug zu den ¾ Stunden weiten Felſen, von den norwegiſchen Schiffern ominöſer Weiſe „drei Särge“ geheißen, zu machen. Es ſtellte ſich, nachdem frühere Tage abwechſelnd Schnee und warmer Regen fiel, der das Eis ſehr mürbe machte, ein heftiges Schneegeſtöber ein, der Wind kam heute das erſtemal nach 8 Tagen von Nordoſt. Ich nahm von meinen Freunden am Tegethoff Abſchied, diesmal wohl mit unvergleichbar anderen Gefühlen, wie im Bremerhafen. Doch ſind ſie alle guten Muthes, leben mit ganzer Hingebung für ihren Zweck, loben die dalmatiniſchen Matroſen als ganz vorzüglich für das Eis und hoffen für heuer noch die ſibiriſche Küſte zu erreichen. Carlſen glaubt daſſelbe, geſteht jedoch, daß er noch nie in dieſer Gegend zu dieſer Zeit ſo ungünſtige Eisverhältniſſe fand. Ich glaube, ſie werden beim Eiscap überwintern müſſen.

Bald war ich auf dem großen Landeisfelde allein, Bäuerle ging ſtumm hinter mir, und ich hätte viele, vielleicht düſtere Gedanken ausgebrütet, hätte nicht das oftmalige Durchbrechen ſtete Aufmerkſamkeit verlangt. Ein Matroſe rief mich bald vom Sammeln zum Schiffe zurück, da wir ebenfalls unter Segel gehen wollten. Kaum glaublich, da wir Früh noch nach Südweſt und Weſt hin dichtes Treibeis feſtſtehend vor uns hatten. Doch dieſes ändert ſich unglaublich raſch, wie wir früher ſchon erfuhren und auf dem Rückwege noch mehrmals erleben ſollten. Als „Schneemandl“ kam ich an, Anker ho! die Segel waren ſchon gerefft und im nächſten Augenblicke, ich hatte noch kaum das Eis aus dem Bart geklopft, ſangen ſchon die Najaden ihre längſtgewohnte Weiſe. Wider alles Erwarten fanden wir ſehr mürbes Eis, bis gegen 9 Uhr Abends eine feſte Eismauer uns trotz des beſten Windes nicht vorwärts kommen ließ. Wir mußten uns erbärmlich durchwarpen; dieſe angenehme Arbeit werde ich Ihnen ein anderesmal erzählen, wenn uns ein gemütlicher Abend im bevorſtehenden Winter vereint.

Der Graf ſchoß während dieſer Fahrt auf einer großen Eisflarde einen Eisbären, worüber wir alle entzückt waren; wir waren um ſo erfreuter, als er mit drei Matroſen einer überaus kritiſchen Situation entging. Doch auch da muß ich Sie erſuchen, Ihre Geduld bis zu einem gemütlichen Winterabende zu ſtauen.

Den 22. Auguſt hatten wir noch loſes Treibeis, durch das uns günſtige Winde ganz trefflich durchbrachten, und ſchon an dieſem Tage offene, aber auch ſo bewegte See, daß wir drei, niemals zu Seehelden

Digitized by Google

geborene, ununterbrochen unſere Kojen bewachten. Wir wollten an einigen Punkten der Weſtküſte anlegen, doch dies war leider in Anbetracht des Windes, der See und der ſchlechten Karten ganz unmöglich; kurz geſagt, der 25. traf uns am ſüdlichen Gänſecap, d. i. die Südweſtſpitze von Nowaja. Wir durchforſchten die Delphin- und Rogatſchew-Bai, nahmen unſern Cours durch den Koſtin-Scharr und liegen nun vor dem flachen, ſandigen, öden Eingang in die Petſchora, bei völliger Windſtille, ſo daß dieſer Tage, wenn es ſo bleibt, eine Bittprozeſſion zum heil. Aeolus unternommen wird. Wir hatten heute Samojeden von der Küſte an Bord, darunter auch drei Fräuleins, die zwar nicht ſchön ſind, aber wie Bäuerle mich auf Seel' und Ehre verſicherte, ſehr ſtark nach ranziger Butter riechen ſollen — vielleicht kommt auch dieſer Parfüm noch in die Mode, den Juchtenparfüm importirte Rußland bereits bei uns.

Wir haben nun zwei Samojeden an Bord, welche uns durch die ſandige Petſchora lootſen. In dieſem Fluſſe dringen wir mit unſerm Schiffchen möglichſt weit (Kuja oder Puſtoſersk) ein, Photograph Burger geht dann mit dem Isbjörn und unſern Briefen nach Tromſö. Wir unternehmen die Landreiſe, auf der uns die beiden Alpenſöhne begleiten; wir erwarten hievon ſehr viele originelle Eindrücke. Gefahr iſt natürlich keine und die Strapazen nicht nennenswerth. Dieſe Fahrt dürfte ſich überaus heiter geſtalten*). —

Ueber die wiſſenſchaftlichen Erfolge der Reiſe berichtet Profeſſor Höfer in einem zweiten Schreiben:

Die Reſultate meiner Studien in Spitzbergen waren recht intereſſant und boten Manches, das für mich und ſicherlich auch für die anderen Geologen Intereſſe und Werth hat; doch dieſe Beobachtungen ergänzten und corrigirten nur das Bild, das die Schweden über Spitzbergens Geologie ſchon vor Jahren gezeichnet hatten. Nach dieſen Erfolgen malte ich mir auch jene von Nowaja aus, ja, ich hoffte nur eine geologiſche Karte zu ergänzen und allgemein intereſſante Schlußfolgerungen dürften bei dem auffallenden Mangel an verſteinerungführenden Schichten, ſo hieß es bisher in der Literatur, kaum zu gewinnen ſein, um ſo mehr, da ja die weittragendſte Interpretation des geologiſchen Baues von Nowaja, die Expedition der Petersburger Akademie (unter dem berühmten von Baer) ſchon bekannt war, nämlich: „Nowaja iſt nicht die Fortſetzung des Urals,

*) Der Plan über Archangel zurückzureiſen wurde noch im letzten Momente der Abfahrt des Schiffes geändert. Unſere Reiſenden treten den Rückweg über Perm, Kaſan, Nowgorod, Moskau nach Petersburg an, wo ſie noch vor Mitte Oktober einzutreffen hofften.

Digitized by Google

ſondern des Pai Choi's, und zwar laut geologiſcher Studien. Dieſes Reſultat gilt als Haupterrungenſchaft der Ruſſen und wird in der Nowajaliteratur, insbeſondere in Spörer, als epochemachend und weiß Gott was Alles genannt. Mir bleibt ſomit nichts Anderes zu thun übrig, als an dem allgemeinen Gewande da und dort noch eine Verzierung einzuſticken oder eine Trolle anzunähen.

So dachte ich, als uns das Ende Juli in den Matotſchkin-Scharr brachte, welcher geologiſch von der Baer'ſchen Expedition durchforſcht war und auf Grund der dortigen verſteinerungsleeren Kalke jene weittragende Schlußfolgerung aufgeſtellt wurde. Der Matotſchkin-Scharr iſt geodätiſch vielfach bearbeitet, das Letztemal vor einem Jahre durch die Heuglin'ſche Expedition, ſomit blieb mir kein anderes Feld, als große Landexcurſionen zu machen, um das unbekannte Innere geographiſch aufzuſchließen und Petermann mit einigen Kärtchen zu bereichern. So wurde denn das Univerſal-Inſtrument überall mitgeſchleppt und erklomm mit uns die höchſten Spitzen, ſo daß ſchließlich ein ganz nettes Kärtchen das Ergebniß war. Mein Suchen in den Schichten hatte keinen andern Erfolg als Modificationen in den ruſſiſchen Arbeiten, insbeſondere bezüglich der Geſteinsnomenklatur. Doch da war es die höchſte Spitze (bei 3500'), ſiehe da, eine reiche Ausbeute an Petrefacten und von jener Zeit ab auch noch an anderen Punkten. Ich beſtimmte ſie als ſiluriſch, ſomit war die große ruſſiſche Errungenſchaft auf ſchwache Füße geſtellt. Die Woche am Lande ließ mir wenig Zeit zum Nachſchlagen in den Werken; doch als wir wieder in See waren, holte ich die Studien des Grafen Kayſerling über den Ural und das Petſchoraland heraus, um möglicherweiſe meine Funde in das Schichtenſyſtem des Ural und des Timan-Gebirges einzureihen. Unbeſchreiblich war mein Entzücken, als ich nicht blos die Petrefacten identiſch mit jenen des Urals fand, ſondern auch die ganze Ablagerung von A bis Z. Somit hatte unſere Expedition zum wenigſten einen großen wiſſenſchaftlichen Erfolg.

Bei Barents-Inſel, wo wir mit Tegethoff zuſammentrafen und 9 Tage wegen Eiſes liegen bleiben mußten, wurde das Proviantdepot für dieſe Expedition gelegt, und ſomit unſere Hauptaufgabe auf das Beſte gelöſt. Unbeſchreiblich war meine Freude, als ich hier die Petrefakten überaus reichlich fand. Auch ſie und der Schichtenbau ſtimmen in der Hauptſache mit dem Bergkalke des Urals überein, doch fiel es mir damals ſchon auf, daß ſich Thierformen des Timan'ſchen Bergkalkes hineinmengen, ſomit eine neue Befeſtigung meiner geologiſchen Haupterrungenſchaft, die nicht wegläugbar iſt, da ich die unumſtößlichen Beweiſe

Digitized by Google

in vielen Kiſten gepackt mitführe. Unſer dritter Aufenthalt in Nowaja war der Gegend vom ſüdlichen Guscap (Gänſecap) bis in die Rogatſchew-Bai (bei der Koſtin-Scharr) gewidmet, woran ſich gegen Oſt das von Baer durchforſchte Nechwatowa-Gebiet anſchließt. Auch hier reichliche geologiſche Ausbeute, viele Petrefacte, welche mir ſagten, daß ich es hier mit dem Devon des Timan-Gebirges zu thun habe. Die Geſteine, welche Baer unter anderem auch Augitporphyr nennt, und welche dazumal die plutoniſchen Theorien Leopold von Buch's nach Spörer glänzend unterſtützen ſollten, ſind durch Funde von Petrefacten und vermöge ihrer Parallellagerung mit Thonſchiefern u. ſ. w. auch abgeſehen von ihrer Bedeutung und wurden eine Stütze der neueren Schule — ſomit wiederum die überraſchendſten Reſultate. Ja, ich glaube, ich war vom Glücke ſo begünſtigt, daß ich die intereſſanteſten Funde gemacht hätte, wo ich auch Nowaja betreten hätte. Ebenſo bezüglich des Diluviums.

Ich geſtehe es, daß ich nie geahnt hätte, daß dieſe meine Reiſe ſolche weitgehende Reſultate fördern würde. Daß ich ſomit überaus glücklich bin, dieſer Expedition anzugehören, bedarf wohl keiner weiteren Verſicherung. Und wie viel des Intereſſanten wird ſich noch bei der Verarbeitung des acht Kiſten umfaſſenden geologiſchen Materiales und bei dem Vergleiche mit den anderen arktiſchen Gebieten ergeben!

In zoologiſcher Beziehung konnten wir nicht viel Neues liefern, höchſtens einige Beiträge über die Verbreitungszonen einzelner Thiere, ſo z. B. wird der feſtdageſtandene Satz: die Rennthiere reichen nicht nördlicher als der Matotſchkin Schaar, durch meine Beobachtungen und Funde auf den Barents-Inſeln, welche ich kartographiſch ebenſo wie Rogatſchew und Südgusland (Gänſeland) aufnahm, umgeſtoßen. Das Meer lohnt kaum der Mühe, das Schleppnetz auszuwerfen; erſt ſeit wenig Tagen, wo wir in ſüdlichere Breiten kamen, wird es etwas rentabler.

In botaniſcher Richtung bringen wir ein ganz nettes und ziemlich reichliches Herbar mit; ob da etwas Neues iſt, weiß ich nicht zu beurteilen; jedenfalls ſind die Funde von den Barents-Inſeln für die Pflanzengeographie nicht ganz wertlos.

Was ich in kartographiſcher Richtung that, ließ ich früher in den Text fließen; ergänzend könnte ich nur noch bemerken, daß ich die Umgebung des Hornſundes in Spitzbergen detaillirt mit B. Sterneck aufnahm. Ferner bekamen wir durch unſere Landexpeditionen und Bergbeſteigungen Einblick in das Innere Nowaja's, von dem man bisher faſt gar nichts wußte.

Digitized by Google

Eiſen- und Bleipreiſe

im Oktober.

Auf dem engliſchen Eiſenmarkt iſt in dieſem Monat ein entſchiedenes Weichen der Preiſe wegen Erhöhung des Disconto der Bank in Folge ſehr empfindlicher Geldknappheit zu bemerken. Dabei ſchwanken die Preiſe oft von einem Tag auf den anderen um mehrere Schillinge, denn nachdem Warrants bis 140 geſtiegen waren, wichen ſie vorübergehend bis auf 100 Sch. pr. Ton und ſtanden in Kürze wieder 130 Sch. Die Eiſenpreiſe in den Rheingegenden wie in Belgien und Frankreich waren bisher von dieſen Schwankungen noch nicht zum Nachtheil des Producenten berührt, und in Oeſterreich erfahren die Roheiſen und Stabeiſenpreiſe eine abermalige Erhöhung, die Erſteren um 50 kr., die Anderen um 70—80 kr. pr. Zoll-Zentner. — Am 23. Okt. waren in Berlin die Lagerpreiſe für gute und beſte ſchottiſche Marken fl. 4.60—4.90; oberſchleſiſches Cokes-Roheiſen ab Hütte mit fl. 3.83, Holzkohlen-Roheiſen fl. 3 98—4.0. Zu Köln ſchottiſches Roheiſen fl. 3.75—4.35, während die Siegenſchen Roheiſenſorten ihren hohen Stand von 4 bis 6 fl. und darüber behaupteten. — Vom 1. November an werden für Kärntner- und Vordernberg-Eiſenerzer-Eiſen folgende Preiſe pr. Zoll-Zentner verlangt: für weißes und halbirtes Roheiſen fl. 5.30, Friſchblattel fl. 5.60, hochgraues Beſſemer-Roheiſen fl. 6.10, für Cokes-Roheiſen ab Prävali: weiß und halbirt fl. 5.15, graues 5.40, hochgraues Beſſemer-Roheiſen 6 fl. gegen 3 Monat Zahlungsfriſt. Gleichzeitig erfahren die Preiſe für Eiſen- und Stahlfabrikate eine Erhöhung bei Eiſengußwaaren und Stabeiſen um 70 kr., bei Keſſel-Reſervoir- und Schiffsblechen um 30 kr., die Beſſemer-Stahlfabrikate um 70—80 kr.

Die Bleipreiſe behaupten ſich ſehr feſt, werden zu Köln notirt. Hartblei fl. 10.25—11 fl., Weichblei fl. 10.88, Tarnowitzer ab Hütte fl. 10.68; in Kärnten Bleiberger fl. 15.17, Raibler fl. 12.94; ſpaniſches ab Trieſt fl. 14.5.

Getreidepreiſe vom September und Oktober 1872.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt Sept.	6.26	3.96	3.38	1.83	4.52	3.97
„ am 24. Okt.	6.39	3.90	3.04	1.86	3.23	3.32
Peſt a) Sept.	6.78	3.86	2.90	1.65	—	3.83
„ b) 1. Hälfte Okt.	6.80	3.90	2.80	1.55	—	3.80
Wiener-Neuſtadt a)	6.80	4.00	3.23	2.09	—	4.00
„ „ b)	6.90	4.00	3.20	2.13	—	3.95
Wels a)	7.00	4.40	3.15	2.00	—	4.80
„ b)	7.00	4.40	3.10	1.90	—	4.40

Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

1 W.-Pf.	Rindſchmalz	Butter	Speck geſelcht,	roh.	Schweinſchmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	56	52	46	40	46	5½

1 Pfund Rindfleiſch 25—29 kr.; 1 Pfund Kalbfleiſch 40—44 kr.

1 Klftr. Brennholz 12" lang, hartes fl. 4.50—4.60, weiches fl. 3.30—3.50
1 „ „ 30" „ weiches fl. 5.60—5.70

1 W.-Zentner Heu, mindeſte Qualität fl. 0.90 beſte 1.10.
1 „ Stroh, „ „ „ 0.65., „ 0.80.

Silberagio: September 108·07, vom 1. — 24. Oktober 107.32.

Inhalt. Der Lichtdurſt der Pflanzen. — Letzter Brief des Profeſſors Höfer. — Eiſen- und Bleipreiſe im Oktober. — Getreidepreiſe vom Oktober. — Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenſtein.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 11. Zweiundſechzigſter Jahrgang. 1872

Ein Todſchlag und ſeine Sühne.

Sittenbild aus dem 17. Jahrhunderte.

Aus Criminalakten dargeſtellt von L. Beckh-Widmanſtetter, k. k. Oberlieutenant im 27. Infanterie-Regimente zu Graz.

In dem Archive der ſteiriſchen Statthalterei kam mir vor mehreren Jahren ein Akt in die Hände, welcher, zwar einer früheren Culturepoche angehörend, doch unter Maßnahme der entſchwundenen Jahrtauſende betrachtet, uns nicht allzuferne ſteht.

Der Akt iſt zum todten Materiale geworden, dem nur das Auge des Forſchers das ſchon entſchwundene Leben neu einhaucht, um der Gegenwart das Bild der Vergangenheit vorzuhalten und dadurch zum Vergleiche zwiſchen dem Einſt und Jetzt zu verlocken.

Zu einer ſolchen Betrachtung erſcheint mir der Gegenſtand zumal jetzt geeignet, wo die humane Zeitrichtung die Schärfen der alten Criminaljuſtiz nahezu ganz hinwegfegte, und ich bringe demnach mit folgendem einen militäriſchen Strafgerichtsfall des 17. Jahrhunderts zur Sprache; derſelbe wurde zwar durch einen Begnadigungsakt abgeſchloſſen, doch unter Bedingungen, die, in der gegebenen Form und in Betracht des Sachverhaltes, von uns als Ausfluß einer geübten Gnade kaum aufgefaßt werden würden.

Verſetzen wir uns mit unſeren Gedanken in die freundliche Hauptſtadt Kärntens mit dem lieblichen See und dem pittoresken Hintergrunde der zum Himmel ſtarrenden Karawankenkette, denken wir uns

Digitized by Google

dort, wo die kräftigen grauen Wallmauern einer ſchattigen grünen Allee weichen mußten, erſtere in ihrer imponirenden Mächtigkeit noch aufrecht erhalten, entfernen wir im Geiſte alle die zierlichen Anlagen und Bauten unſerer Zeit, und nehmen wir ganz das Bild einer mittelalterlichen, in ihrer Ausdehnung ſehr begrenzten befeſtigten Stadt in uns auf, welche ſich ſtets zur Abwehr eines feindlichen Angriffes gerüſtet hält, — verſetzen wir uns kurzum im Geiſte in das Jahr 1637, als eben der 30jährige Krieg die deutſchen Lande zerfleiſchte.

Wenn auch Kärnten ſo glücklich war, damals von der Kriegsfurie nicht unmittelbar in Mitleidenſchaft gezogen zu werden, ſo ließ man doch die in Kriegszeiten gebotene Vorſicht nicht außer Acht, und ſtand daher auch in Klagenfurt die in befeſtigten Plätzen damals allgemeine Ordnung in Kraft, nach welcher dem Verſchluſſe der Stadtthore über die Nachtzeit die größte Sorgfalt zugewendet wurde und Niemand, wer es auch immer war, mit einziger Ausnahme der etwa ankommenden Couriere und der Poſt, nach vorgenommener Schließung der Thore mehr Einlaß in die Stadt zu bekommen vermochte. *)

Dieſe Ordnung im Auge behaltend, beſuchen wir die Hauptwache zu Klagenfurt am 11. Mai des genannten Jahres 1637. Es war daſelbſt Martin Vogler als Gefreiter aufgezogen und ſäumte nicht nach den urwüchſigen Gewohnheiten ſeiner Zeit, die ſtets trockene Gurgel ſo mit Wein zu netzen, als es der Inhalt der vorhandenen „Khandeln" nur immer geſtattete. Dies machte aber unſeren Martin, der eine Perſon gar mannhaften Anſehens geweſen, zur Erfüllung ſeiner Dienſtpflicht keineswegs untüchtig, ja ſogar nahm er es mit ſelber, ſobald er einen guten Trunk im Leibe hatte, noch genauer als ſonſt, und war er da am wenigſten für eine Bitte empfänglich, die ihm eine im Reglement nicht begründete Begünſtigung abheiſchen wollte.

---

*) Die älteſte Kriegs-Ordnung, welche wir im Drucke beſitzen, entſtammt dem Jahre 1520, wo ſie „new gemacht" wurde. Ein Kapitel derſelben iſt überſchrieben: „Von Beſatzung der Schlöſſer, was dazue gehört, vnd tröſtlich iſt." Da iſt nun mit Bezug auf die Verwahrung feſter Plätze zu leſen, daß ſelbſt dann „ſo der Kriegsherr in eygner Perſon an die Thür käme, es wer bei tag oder „nacht, ſo ſoll man in nit hinein laſſen, Er gelob dann zuvor dem Hauptmann „das er von den Feinden nit gefangen ſei, oder getrungen das Schloß auf„zugeben ꝛc."

Ein ſpäter 1563 zu Frankfurt gedruckter kurzer Bericht über die Beſetzung befeſtigter Plätze enthält entgegen keine Beſtimmung über den Thorſchluß.

Digitized by Google

Gefreiter Vogler wurde bei eintretender Dunkelheit der zur Vornahme der Thorſperre abgehenden Patrouille beigegeben, welche ihren Rundgang vom Viktringer Thor aus begann und ſich dann gegen das Villacher Thor bewegte, zu deſſen Abſperrung Vogler von dem die Patrouille führenden Korporalen abgeordnet wurde.

Chriſtof Waldner, Martin Voglers Rottengeſelle, war eben vom Poſten am Villacher Thore abgelöst worden und wußte daher, daß ſich in dem nahen Mayerhofe des Bürgermeiſters *) die weiſen „Herren vom Rathe“ der Stadt Klagenfurt mit noch anderen vornehmen Perſonen aus dem Burgfried.n und auch einigen Offizieren unterhielten; er fand Gelegenheit eilends dahin zu laufen, um die Geſellſchaft zu verſtändigen, daß die „Trumbl“ bald da ſein und dann das Thor zugeſchloſſen werde. Die Gäſte des edelveſten Bürgermeiſters dachten beim ſorgentödtenden „Jaußentrunckh“ wohl kaum an die Sperrſtunde und es kam ihnen Waldners Nachricht ſehr ungelegen, nach welcher ſie eilends ohne vieles Abſchiedsceremoniel nach der Wehre und dem Barret zu langen und dem Thore zuzulaufen gehabt hätten. Sie ließen daher durch den Waldner, dem man „gueten Trunckh vnd Trinckhgelt“ gegeben, den Patrouillführer freundlich erſuchen, er möge noch eine kleine Weile, etwa eine Viertelſtunde, das Thor offen halten, bishin werden ſie ſolches ſchon paſſirt haben.

Als Waldner mit dieſem Erſuchen zum Korporalen eilte, war der Gefreite ſchon beim äußeren Thore und ſperrte daſſelbe ohne Rückſichtname auf das Aviſo Waldners ab, wie dann gleichfalls auch das innere. Noch während der Sperrmanipulation kam Waldner vom Korporal mit der Botſchaft zum Gefreiten, daß er gemäß der eben von Erſterem eingeholten Erlaubniß das Thor noch kurze Zeit offen halten möchte, bis die Herren vom Rathe herein gekommen ſeien, welche Erlaubniß aber, wie ſich ſpäter herausſtellte, vom Führer der Patrouille gar nicht gegeben worden war. Aber auch wenn dies der Fall geweſen wäre, hätte eine ſolche Erlaubniß den mannhaften Gefreiten Martin nicht irre gemacht; er berief ſich auf ſeine Pflicht und die Befehle des Stadthauptmanns, beifügend, die Herren draußen ſeien ſolche Diener wie er, Ihnen müſſe die Ordnung bekannt ſein, auch könnten ſie in der Stadt ebenſo gut eſſen und trinken als draußen, der Tag wäre überdies lange genug geweſen.

*) Der Name desſelben konnte ungeachtet eifrigen Nachſuchens beim kärntniſchen Geſchichtvereine nicht ermittelt werden.

Digitized by Google

Demgemäß blieb das Thor geſchloſſen und die ehrſamen Väter der Stadt Klagenfurt mit ſammt den Offiziers draußen, welche wohl im Mayerhofe ihres Wirthes über dieſe Nacht genügliche Unterkunft und auch Kurzweil gefunden haben werden.

Damit war aber die Sache nicht beendet. Im Hinblicke auf das empfangene Trinkgeld und den guten Trunk ereiferte ſich Waldner wegen dieſer Ungefügigkeit ſeines unmittelbaren Vorgeſetzten ſehr ſtark und zwar derart, daß er den ſeinem „befreyten" ſchuldigen Gehorſam zu üben, ganz vergaß. Während beide vom Thore weg in der Richtung gegen das St. Veiter Thor der Patrouille nachgingen, ließ Waldner ſeinem Unmuthe in beſtändigem Grollen freien Lauf und ließ ſich ſogar höchſt unmilitäriſch vernehmen, daß er dieſe Ungefälligkeit zur Kenntniß ſeines „Herrn Gevatter Dellacher" *) bringen wolle.

Vogler entgegen fertigt namentlich dieſe letztere Drohung gebührend ab und hält ſeinem Untergebenen vor, daß er nicht wiſſe, was Kriegsgebrauch ſei und was ein Gefreyter(!) ſeinen Soldaten zu gebieten habe. Die Verhandlung zwiſchen Beiden gewann immer mehr an Wärme und artete bald in förmlichen Zank aus, wobei der von beiden genoſſene Wein auch noch das Seine dazu that. Als Vogler nun ſeinen Gegner einen „Bernheiter" hieß, welche an ſich wenig ſagende Benennung in dem Akte mehrfach angezogen erſcheint und damals eine verfängliche ehrenrührige Bedeutung gehabt haben muß, meinte Waldner, daß derjenige, welcher ihn einen „Bernheiter" heiße, ſelbſt ein ſolcher ſein müſſe, und würzte ſeine Rede noch durch den Titel „Coion". Darob drohte der Gefreite ihm die „Muſchkhettengabl über den Gründt" (Kopf) zu ſchlagen, dem entgegen Waldner meinte, Vogler ſolle ihn, salva venia — — küſſen! Damit ſchloß die Verbalinjurie und man ging zum Kampfe über, der leider mit einer Kataſtrophe enden ſollte. Zuerſt fiel vom Gefreiten ein Fauſtſtoß, hierauf als Antwort von ſeinem Gegner ein Streich mit der Musketengabl, ſo daß ſelbe an des Voglers Kopf und Rücken entzwei brach; auf das höchſte ergrimmt gab nun Vogler dem Waldner mit der Muskete einen Stoß auf die Bruſt und dann einen wuchtigen Streich über den Kopf, ſo daß Chriſtof Waldner ſogleich zuſammenbrach und, ohne mehr ein Wort hervorzubringen, alsbald um 10 Uhr Abends ſtarb.

*) Wahrſcheinlich eine Magiſtratsperſon; es treten in Kärnten mehrere Familien dieſes Namens in verſchiedenen Verhältniſſen auf, wie wir auch mehrere Ortſchaften dieſes Namens im Lande kennen.

Digitized by Google

Martin Vogler wurde nun beim Stadtgerichte Klagenfurt *) unter dem damaligen Stadtrichter Alexander Schurian **) in Unterſuchung gezogen, er am 14., die 5 Thatzeugen am 19. Mai verhört und bei völliger Uebereinſtimmung aller Ausſagen bald darauf das Urtheil geſchöpft, gemäß welchem Vogler wegen Todſchlages nach den damals giltigen Kriegsgeſetzen ***), dem Tode verfallen war; — doch wurde ihm in

---

*) Im vorliegenden Falle konnte es nicht zweifelhaft ſein, welchem Gerichte die Aburtheilung des Falles zuſtehe, nachdem Vogler Soldat der Stadtquardia war. Johann Gotlieb Laurentius führt in ſeiner Abhandlung von den Kriegsgerichten, 1753 und 1757, II. 66—83, des breiteren aus, daß die von Soldaten begangenen gemeinen Verbrechen bei den ordentlichen Gerichten verhandelt werden ſollen, und nur die Kriegsverbrechen der Ingerenz der Kriegsgerichte zuſtehen; doch war die Uebung in einzelnen Fällen ſehr verworren, welches ſich aus der Verſchiedenheit der Verträge mit den geworbenen Kriegsleuten (den Artikelbriefen) erklärt. Endlich wurde im Reichstags-Abſchiede vom 10. Weinmonat (Oktober) 1641 feſtgeſtellt, daß die eines Verbrechens beſchuldigten Kriegsleute an ihre Oberſte auszuliefern ſeien, doch gegen genugſame Verſicherung, daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werde.

**) Die Familie Schurian behauptete ſich längere Zeit in den erſten Aemtern der Stadt Klagenfurt und blühte ſpäter auch längere Zeit im Adelſtande des Kärntnerlandes. Im Wappenſaale des Landhauſes zu Klagenfurt iſt das Wappen des Chriſtof v. Schurian zu Reckersperg 1676 zu ſehen. Gevierter Schild, 1 und 4 in blau ein ſilberfarber Schrägbalken, in den leerbleibenden 2 Dreiecken des Feldes je ein goldener Stern, 2 und 3 in roth ein ſilberfarber grimmender Löwe rechts gewendet, Herzſchild gold, darin ein auffliegender einfacher ſchwarzer Adler.

***) Leonhard Fronsperger, Bürger zu Ulm, macht uns in ſeinem 1573 zu Frankfurt erſchienenen „Kriegſsbuch“ im I. Theile „Von kayſerlichen Kriegſs-Rechten, Malefitz vnd Schuldhandlen ꝛc.“ mit der damals gewöhnlichen Sühne in Mord- und Todtſchlagsfällen bekannt. § 137 der peinlichen Gerichtsordnung Kaiſers Karl V. beſagt: Ein jeder Mörder vnd Todſchläger hat das Leben verwirkt. Es iſt der Mörder mit dem Rade, derjenige, welcher einen Todtſchlag „aus gahheit oder im Zorn“ gethan, iſt mit dem Schwerte hinzurichten. Die nächſten §§. behandeln die Entſchuldigung mit Nothwehr, endlich lautet §. 148 wörtlich: „So etlich Perſonen ungeſchickt in einem ſchlagen oder Gefecht be einander weren, einander helffen, vndt jemandt alſo ohn genugſam vrſach erſchlagen wird. So man dann den rechten Thäter weiß, von des handt die entleibung geſchehen iſt, der ſoll als ein Todtſchläger mit dem Schwerdt zum Todt geſtrafft werden.“

Wir finden alſo in den damaligen Geſetzen eine ganz wohlbeſetzte Rüſtkammer von Todesſtrafen, ebenſo wie noch heute in den erſten §§. unſerer Kriegsartikel, wolezt ſie allerdings ſehr harmloſer Natur geworden ſind.

Digitized by Google

Berückſichtigung der bei der That unterlaufenen Umſtände der Gnadenweg freigelaſſen.

In ſeinem Gnadengeſuche an den Kaiſer, welches Vogler eigenhändig unterſchrieb, führte er an, daß er zur Regierungszeit des jüngſt abgeleibten Kaiſers Ferdinand II., durch ſechs Jahre hintereinander, zuletzt als Gefreiter unter dem Oberſten Julius Grafen Hardegg, in Italien, Schleſien und der Mark mit Daranſetzung ſeines Leibes, Gutes und Blutes gedient habe und nun ſchon eine geraume Zeit die Gefreitenſtelle bei der Stadt-Quardia zu Klagenfurt bekleide. Seine That, welche er bereue, habe er nicht aus Vorſatz oder Feindſchaft „Sintemallen ſie beede ſonſt guete alt vertraute Spieß- vnd Rottgeſellen geweſt", ſondern nur im Zorne, provozirt durch die über ihn ausgegoſſenen ſchimpflichen Reden gethan, daher er die römiſch kaiſerliche Majeſtät „um der fünf Wunden Chriſti willen" bittet, ihm das Leben, welches er nun auf ſo ſchimpfliche

---

Unſere heutige Kriminalgeſetzgebung findet einen Entſchuldigungsgrund in der Trunkenheit, aber auch dieſe Berufung hatte keine Geltung, denn da iſt einmal (I. 13) zu leſen: „ein jeder, der einen in der vollen weiß ſchluge oder mißhandle, ſoll ſo geſtraft werden, als war er nüchtern geweſt." Noch deutlicher drückt daſſelbe der §. 27 des Artikelbriefes (I. 27) aus: „Wo einer in der vollen weiß von den Freunden geſchlagen würd, oder einen in der vollen weiß ſchlüg, oder ſonſt etwas mißhandelte, der ſoll eben, als wenn er nüchtern geweſen, wie ander Mißhändler, am Leib vnd Leben geſtrafft werden, vnd in deßhalb nichts entſchuldigen."

Geſtützt auf mehrere Beiſpiele einer milderen Rechtsübung können wir nun allerdings ſagen, daß bei Todtſchlägen die Todesſtrafe häufig erlaſſen wurde. Die Unglücklichen hatten in derlei Fällen nur in larmoyanten Ausdrücken um ihr bischen Leben zu bitten, und die „poena ordinaria" wurde in eine außergewöhnliche umgewandelt, oder, wie der damalige Ausdruck lautet, „verkehrt".

Paſſend erſcheint es mir aber hier geſtützt auf zwei Fälle des 15. Jahrhunderts anzuführen, daß im Mittelalter Todtſchläger ihr Verbrechen im Vergleichswege mit den Verwandten deſſen, den ſie vorzeitig „von leben in tod pracht haben" vermittelſt des Spruches eigener Schiedsrichter begleichen konnten. Die Sühne beſtand dann in Geld- auch Dienſtleiſtungen an Verwandte und Gotteshäuſer, dann in Beſtellung von in den einzelnen Theilen genau feſtgeſtellten, mit Opfergaben verbundenen gottesdienſtlichen Handlungen (ſelbſt die Anzahl und das Gewicht der hiebei in Verwendung kommenden Wachskerzen wurde fixirt), endlich in Verpflichtungen zu Wallfahrten nach Rom, Maria-Zell und Aachen.

(M. Pangerl, Beiträge zur Culturgeſchichte der Steiermark in Mittheilungen des hiſtor. Vereines für Steiermark, 18. Heft, 1870.)

Digitized by Google

Weiſe verlieren ſolle, zu ſchenken, wogegen er ſich Zeit ſeines Lebens zu Waſſer und zu Lande wider jeden Feind in Kriegsdienſten gebrauchen laſſen wolle.

Der kärntneriſche Landeshauptmann Freiherr Georg Sigmund Paradeyſer ſagt in ſeinem Einbegleitungsberichte ddto. Klagenfurt, 12. Juni 1637, daß ſich Martin Vogler, welcher von mannhafter ſtattlicher Perſon ſei, allzeit wohlverhalten, er ſein Verbrechen nicht aus Vorſatz, ſondern nur im höchſten Zorne begangen, nachdem ſein Gegner nicht nur den einem „Beuelchhaber" gegenüber ſchuldigen Gehorſam verweigerte, ſondern auch mit „hochuerbotnen jniurjworten in Jne geſezt vnd die furiam des Zornes vnableſſig ſelbſt geſuecht, vnd erwekhet hat". Der Landeshauptmann rathet daher, auch im Betrachte, daß der Delinquent ein Weib und kleine „vnerzogne Khinderlen" hat, ihn von der „poena ordinaria", d. i. in dieſem Falle von der Todesſtrafe, zu absolviren und ihn ſeinem Erbieten nach, einige Zeit in kaiſerlichen Kriegsdienſten auf eigene Unkoſten zu gebrauchen, wozu eben jetzt eine günſtige Zeit ſei, da der kärntneriſche Edelmann Herr Khemetter auf kaiſerlichen Befehl Soldaten werbe, dieſer ſolche Leute wie den Vogler gut gebrauchen könne.

Die J. Ö. Regierung in Graz iſt Zeuge ihres Berichtes vom 26. Juni 1637 der Meinung, daß zwar wegen der von beiden Streitenden gebrauchten ungleichen Waffen *), da der Getödtete nur mit der Gabel, der Todſchläger aber mit der Muskete ſelbſt zugeſchlagen, die „poena ordinaria" anzuwenden wäre, pflichtet aber doch wegen der vielen anderen mildernden Umſtände dem Antrage des kärntneriſchen Landeshauptmannes bei, und die J. Ö. geheime Rathsſtelle in Graz, welche im Namen des Kaiſers bald darauf entſchied **), begnadigte den Martin Vogler von der Todesſtrafe, wogegen er durch zehn Jahre in einem croatiſchen Grenzhauſe ohne Beſoldung Kriegsdienſte zu leiſten habe.

Die hier erzählte traurige Begebenheit ladet zunächſt zur Ergründung der veranlaſſenden Urſachen ein, durch welche der anfänglich geringfügige Streit ſich ſpäter zur Kataſtrophe geſtaltete.

*) Dieſer Paſſus deutet auf eine mildere Geſetzesbeſtimmung, welche ich jedoch in den mir vorgelegenen, in den früheren Noten angezogenen Hilfsmitteln nicht finden konnte.

**) Das Datum der Entſcheidung fehlt im Akte.

Digitized by Google

Das Schimpfwort „Bärenhäuter“, mit welchem in der Entwicklung des Streites der Gefreite den Waldner zuerſt belobte, hat den gewichtigſten Antheil an dem Vorfalle; — daß dem ſo ſei, deutet der Unterſuchungsakt an, in welchem jeder der vernommenen Zeugen beſonderes Gewicht auf dieſes Prädikat legte; nicht minder beſtätigt der Verlauf des Handels, der auf ſeinen Höhepunkt gedieh, als dieſes Schimpfwort gefallen war, dieſe Annahme.

Es ziemt mir alſo, mich mit der Erklärung und dem Urſprunge dieſes noch heutzutage üblichen Prädicates zu beſchäftigen.

In der Gegenwart hat dieſer Schimpf keine beſondere Bedeutung, denn unter einem Bärenhäuter wird nur ein träger arbeitſcheuer Menſch verſtanden, der den Genuß des Lebens zunächſt im Schlafe ſucht.

Eine ſchärfere Auffaſſung ſcheint dieſer Ausdruck in der Zeit der vorerzählten Handlung gehabt zu haben, und ich führe zur Begründung dieſer Vermuthung ein altes niedliches deutſches Mährchen mit lehrreicher Moral an, welches ich in einem Drucke des Jahres 1670 in der wegen ihrer Reichhaltigkeit bekannten Kupferſtichſammlung Sr. Excellenz des gelehrten Herrn Feldzeugmeiſters Ritter v. Hauslab in Wien fand *).

Iſt der Inhalt auch Dichtung, ſo gibt er uns doch die für unſeren Zweck nöthige Belehrung über die Auslegung des Schimpfwortes „Bärenhäuter“, — wir erhalten durch ihn aber auch zugleich ein Spiegelbild über die Culturzuſtände jener Zeit.

Das Mährchen dient 4 Holzſchnitten aus dem Kartenſpielbuche des Jobſt Amman zu Nürnberg als Beigabe und führt den Titel: „Der erſte Beerenhäuter.“

Sein Verfaſſer ſtrebte nicht nach dem Ruhme der Gelehrſamkeit, denn er barg ſich unter dem Pſeudonym „Illiteratus Ignorantius“, zugenannt Idiotus“ und wollte für diesmal allen denen, welche ſo zu ſchelten pflegen und ſich ſo ſchelten laſſen, nur den Urſprung dieſes nach des Verfaſſers Ausdrucke „ſchönen Ehren Tituls“ vorſtellen.

Zur beſſeren Verſinnlichung wie ein Bärenhäuter ausſehe, finden wir auf der zweiten Seite des im Duodezformate gehaltenen Büchleins die Geſtalt eines bis an die Zähne bewehrten Landsknechtes mit einer Bären-

*) In etwas verändertem moderniſirten Gewande bringt das gleiche Ludwig Bechſtein in ſeinem Märchenbuche, Auflage 1870, S. 225—233 und hat dasſelbe der Schriftſteller Eugen Spork in Graz für eine Kinderkomödie zu bearbeiten gewußt, welche im abgewichenen Frühjahre mehrmals im Grazer Stadttheater zum großen Ergötzen der Jugend aufgeführt wurde.

Digitized by Google

haut und unter dieſem artigen Conterfei des Ahnherrn derer von Bärenhäuter die folgenden Verſe:

So ſah ich aus, ich erſter Bärenhäuter
Den Namen ich bekam vons Beeren-Haut
Den ich erſchoß, daß mir nicht einmal graut,
Ob ich bekam gleich dazumal viel Neider,
So hoch mein Ruhm vor Zeiten war geſtiegen,
So tief muß er im höchſten Schimpf jetzt liegen,
Man ſieht hieraus, was hochgeacht wird heut,
Das ſtürzt der Neid in all zu kurtzer Zeit.

F. Procurſiculius.

In der dann folgenden ſehr gedehnten Darlegung vom Urſprunge des „teutſchgegebenen Schandnamens“ wird berührt, daß viele die Wurzel des Namens in alten Zeiten ſuchen, wo die Teutſchen noch auf allerhand Häuten ſchliefen und jene zum Spotte mit dieſem Namen belegten, die aus Faulheit ihre Haut nicht gerne verließen und „nie nichts tapffers auszurichten begehrten“.

Der Verfaſſer tritt dieſer Deutung zwar nicht entgegen, da er aber „ſo weit hinaus nicht zu gedenken vermag“, ſucht und findet er einen näheren Urſprung in einem Gemälde und Berichte, welche beide in dem Schloſſe Hohen-Roht aufbewahrt wurden.

Dieſem Berichte iſt zu entnehmen, daß im Jahre 1396, als König Sigismund von Ungarn geſchlagen wurde, ſich ein deutſcher Krieger, welchem ſchon damals der Titel Landsknecht beigelegt wird, auf der Flucht aus der Schlacht in einen Wald verirrte, wo ihn in ſeiner höchſten Noth ein abſcheuliches Geſpenſt, der Erzähler wußte nicht recht, „obs der böſe Feind ſelber geweſen“ erſchien, und ihm einen Dienſtantrag unter genauer Feſtſtellung der gegenſeitigen Pflichten und Rechte machte, welchen der Landsknecht, wie es ſcheint, ohne langer Verhandlung unter der Bedingung einging, daß ihm ſeine Dienſtleiſtung an der einſt anzuhoffenden Seeligkeit keinen Abbruch thue.

Die Muthprobe beſtand der Kriegsmann in eminenter Weiſe, indem er einem eben hergelaufenen ungeheuern Bären kunſtgerechter Weiſe ſo vor die Naſe ſchoß (wohl nur mit einem Pfeile), daß er todt „über und über“ burtzelte.

Nun war der Kriegsmann von dem Fremden zwar nicht in Eid aber doch in Pflicht genommen, vor Allem, da dem Dienſtherrn der Name Klaus, Rupert oder Chriſtof, wie ihn der Kriegsmann bishin

Digitized by Google

führen mochte, nicht taugen wollte, „Bärenhäuter" geheißen und obligirt durch 7 Jahre die Haut des erſchoſſenen Bären ſtatt Mantel und Bett zu gebrauchen, nie ein Vaterunſer zu beten, dafür aber allnächtlich um Mitternacht eine Stunde Schildwache zu halten, endlich, was die Körperpflege betrifft, all dasjenige zu unterlaſſen, was uns der Sinn für Reinlichkeit zu thun gebietet.

Bezüglich dieſes letzteren, dem Dienſtherrn wie es ſcheint hochwichtigen Punktes, verbreitet ſich der Vertrag ſehr im Detail, und ſetzt feſt, daß er ſich weder Haare noch Bart „kampeln", die Nägel nicht ſchneiden, Hände und Angeſicht nicht waſchen, auch die Naſe nicht „ſchneutzen" dürfe, Handlungen, zu denen ſich der Landsknecht mit dem Bemerken bereit erklärte, daß er dies ohnehin nie gerne that.

Entgegen verſprach ſein Gebieter ihn während ſeiner Dienſtzeit nach Bedarf mit Comißbrot (!), Bier, Brandwein und Tabak (!) zu verſehen, nach Ablauf der 7 Jahre aber einen Kerl aus ihm zu machen, „daß er ſich über ſich ſelbſt werde verwundern müſſen."

Nach den Beſtimmungen des Vertrages konnte es nicht fehlen, daß der Landsknecht in den 7 Jahren zu einem Scheuſale ward, dem, wie der Bericht ſagt, die zu Höllenzöpfen gewordenen Haare, indiſchen Schafſchwänzen gleich, um die Achſeln hingen, der Bart einem groben Filzhute, die Nägel Adlersklauen glichen und im Angeſichte ſo viel Miſt angehäuft war, daß man daſelbſt Rubſamen hätte ſäen können.

Als die Zeit des Landsknechtes zur Neige ging, kam der Gebieter, ſtopfte ihm die Hoſenſäcke mit Dukaten voll mit der Weiſung, ſich nun auf Reiſen luſtig zu machen, kein Geld zu ſparen aber auch an ſeinem Ausſehen nichts zu ändern.

Auf der Reiſe hatte er aber ſchweren Stand und nur das Klimpern mit den Goldgulden verſchaffte ihm endlich Aufnahme bei einem Wirthe, der den Bärenhäuter aber ſorgfältig von den übrigen Gäſten abſchloß, um ſeine Herberge in kein böſes Geſchrei zu bringen.

Als nun der Dienſtherr ſeinen Getreuen, wahrſcheinlich um ihn neu mit Gelde zu verſehen, beſuchte, füllte er die Zeit damit, das Gemach des Bärenhäuters nicht nur allein mit den Porträts der abgelebten berühmten Perſonen, von welchen der Bericht namentlich die ſchöne Helena mit mehreren trojaniſchen Helden, Seſoſtris, Cyrus, Alexander d. G., Julius Caeſar, Nero, Caligula, Mohamed 2c. benennt, ſondern auch mit den Conterfaits ſolcher Perſonen auszuſchmücken, welche erſt in künftigen Zeiten die Welt mit ihrem Ruhme füllen ſollten. Als Meiſter der

Digitized by Google

Freſken mußte ſich der Bärenhäuter ausgeben, deſſen Wirth ſich über dieſe außerordentliche Kunſtfertigkeit und Schergabe ſeines ſonſt ſo ungeſchlachten Gaſtes höchlichſt verwunderte und nicht ſäumte, von dem Mirakel einem bei ihm am nächſten Tage zukehrenden Edelmanne Mittheilung zu machen, welcher nun vor Begierde brannte, ſich perſönlich von der Wahrheit oder Unwahrheit dieſer Erzählung zu überzeugen.

Der Edelmann erbat ſich dem merkwürdigen Gaſte ſeinen Beſuch machen zu dürfen, wobei ſich unſer Meiſter als „Oberſt Bärnhäuter, ein Soldat von Fortun" präſentirte. Als der Edelmann die Erzählung des Wirthes völlig beſtätiget fand, gedachte er den ſeltſamen Oberſten noch auf die Probe zu ſetzen und verſprach ihm eine ſeiner 3 Töchter zum Weibe zu geben, wenn er aus ihnen die Jüngſte bezeichnen könne; alle drei ſeien gleich ſchön und ſo einander ähnlich, daß ſelbſt die Mutter ſie oft nicht ſchnell von einander zu unterſcheiden vermöge.

Der Bärnhäuter war mit dem Handel zufrieden und eine geheime Unterredung mit ſeinem Dienſtherren machte ihm möglich die jüngſte der 3 Schönen herauszufinden und dieſelbe ſodann ſeinem Rechte gemäß zum Weibe zu begehren. Sie durfte ihm nicht mehr verſagt werden und man gab willig den nun vom Bärnhäuter nachgeſuchten Urlaub, deſſen er ſeiner Angabe nach noch zur Ordnung ſeiner Familienangelegenheiten bedurfte. Nach gethanem Geſchäfte werde er aber ſein Weib holen und gab der glücklichen Braut einen Theil eines verſchraubbaren koſtbaren Ringes und behielt den anderen.

Am Gute des Edelherrn war die Trauer eingezogen, die Jungfrau Hochzeiterin kleidete ſich ſchwarz und wünſchte vergeblich lieber allein zu leben, als ſich mit dem abſcheulichen Bärnhäuter zu verehelichen; doch es half nichts und ſie hatte nebſt dem Schaden auch noch den Spott ihrer Schweſtern zu tragen, die ſie wegen ihres ſchönen Hochzeiters, wo es nur immer anging, vexirten.

Doch wer zuletzt lacht, lacht am beſten, ſagt ein altes Sprichwort. Die 7 böſen Jahre des Bärnhäuter waren um, und ſein Dienſtherr ſchickte ſich nun an, ſeinerſeits die Pflichten zu erfüllen, die er in dem Vertrage auf ſich genommen. Er führte vor Allem ſeinen Vaſallen an den Rhein, badete ihn daſelbſt und richtete ihn auf die neueſte Mode her, ſo daß er dem ſchönſten Cavalier glich. Dann befahl ihm der Gebieter ſich als ein rechter, ehrlicher Obriſter zu kleiden, wie ein vornehmer Herr zu leben und unterließ nicht, ihn mit den hiezu nöthigen Mitteln reichlich zu verſorgen. Daß unſerm Bärenhäuter kein Befehl erwünſchter

Digitized by Google

kam und er demſelben auf das Pünktlichſte gehorſamte, bedarf nicht beſonders geſagt zu werden; er hielt nun ſchöne Pferde, herrliche Kutſchen, prunkte in köſtlichen Kleidern und mit vielen Dienern „wie ein Großvezier“. Endlich machte ihn ſein Gebieter aufmerkſam, daß es nun zur Hochzeitreiſe Zeit ſei, ſchob dem Bärenhäuter in zwei ſeiner Wägen Kiſten voll Gold und gab ihm mit Beziehung auf die Hochzeitreiſe zu ſeinem präſumtiven Schwiegervater die letzte Inſtruction, in deren Befolge der Oberſt einen Trompeter zu ſeinem Schwiegervater vorausſchickte mit der Anzeige, daß ein ſtattlicher Cavalier auf dem Wege ſei „ſeinem Frauenzimmer“ gebührend aufzuwarten, mit einem Worte eine aus ſeinen Töchtern zur ehelichen Vertrauten zu begehren, woferne er anders gelitten würde.

Unſer Cavalier erhielt höfliche Antwort mit der Verſicherung, daß er ein lieber und angenehmer Gaſt ſein werde, wurde ſodann auch angemeſſen empfangen und ihm zur Bezeugung der vollſten Willfährigkeit oben an der Tafel zwiſchen den beiden älteren Töchtern der Platz angewieſen, welch letztere beide ſich mit aller Wahl und Pracht ſchmückten, um ſo ausgerüſtet das Turney um den ſtattlichen Cavalier beginnen zu können; — denn hier hatte die ſchweſterliche Liebe ihre Endſchaft, wo die Ausſicht winkte, einen, wie es ſchien, reſpektablen Gatten „zu kriegen“. Die Jüngſte behalf ſich unten an der Tafel wie ein „Turteltäublein“, das ſeinen Gemahl verloren, durfte ſie ja als eine Verſprochene keine Hoffnung auf dieſen anſehnlichen Herren ſchöpfen, entgegen hatte ſie auch bei dieſer Gelegenheit manchen höhniſchen Blick von ihren Schweſtern zu ertragen.

Als nun unſer Oberſt nach Vorweiſung ſeines vielen Geldes das Jawort und die Wahl zwiſchen den 2 älteren Töchtern erhalten hatte, — offenbarte er ſich der Jüngſten durch einen Theil des auseinandergeſchraubten Ringes und erlöſte die Arme von ihrer Herzenspein. Darüber wurden nun die beiden andern Schweſtern aus Scham und Neid in ſolche Verwirrung gebracht, daß ſich die eine erhenkte, die andere in einen Brunnen ſtürzte.

Nun erſchien in großem Frohlocken der vormalige Gebieter des Bärnhäuter, über deſſen Charakter wohl kein Zweifel walten kann, um ihm zu erklären, daß ſie beide nun völlig ausgeglichen ſeien, dem Bärnhäuter ſei eine, ihm aber zwei von den Töchtern geworden, welche ehedem ihr Vater manchem ehrlichen Cavalier verſagt hatte.

Aus dieſer für unſeren Fall allerdings untergeordneten Erzählung,

Digitized by Google

entnehmen wir nun, daß man in der Zeit unſeres Prozeſſes unter einem Bärenhäuter nicht nur einen trägen, ſondern auch unfläthigen, eckelerregenden Menſchen verſtand, und begreift daraus die Aufregung, welche ſich der beiden ſtreitenden Soldaten bemächtigte, als ſie ſich in dieſer Weiſe gegenſeitig zu benennen anfingen.

Beurtheilen wir aber nun den vorliegenden Todtſchlagsfall ſelbſt, ſo erſcheint uns Martin Vogler *als ein Opfer treuer Pflichterfüllung*, da er eine ſeinen Vorſchriften widerſtreitende Zumuthung ſeines Untergebenen zurückweiſend, von letzterem in ſeinem gerechten Unmuthe zu einer That gebracht wurde, für welche das damalige Strafgeſetz allerdings den Kopf zur Sühne forderte. Dieſer wurde zwar an ſeiner alten Stelle belaſſen, doch war die ſtatt deſſen ausgemeſſene Strafe in Anbetracht der Thatumſtände noch immer eine ſehr harte; — nicht ambulante Kriegsdienſte ſollte Vogler leiſten, nein, er ſollte durch zehn lange Jahre in einem Blockhauſe der Grenze verwendet werden, wo ein beſtändiger, ja täglicher Kampf mit den ſtets ſtreitluſtigen Türken unter ungünſtigen Conſtellationen, und ohne daß ihm und ſeiner Familie einer der Genüſſe, die uns das Leben theuer machen, gewinkt hätte, ſeine einzige — Beſoldung war

Von da dürfte unſer Martin wohl nicht wiedergekehrt ſein.

Ueber einige Alterthumsfunde vom Helenen- (Magdalen-) Berge.

In einer auf der Südſeite des Magdalenberges gelegenen römiſchen Gebäuderuine fanden ſich bei der vom kärntneriſchen Geſchichtvereine im Jahre 1868 gepflogenen Ausgrabung — näher beſprochen in der „Carinthia" 58. Jahrgang, 7. Heft — zu Kugeln gedrückte Mineralfarben nebſt dem gebrauchten Farbtopfe und Reibſteine.

Die Farben laſſen ſich leicht erkennen als intenſivbrauner ziemlich feinpulvriger *Eiſenoker* in unregelmäßigen Stücken, dann zu Kugeln gedrücktes, zum Theil wieder zu ſehr feinem Pulver zerfallenes *Eiſenoxyd* von ſehr ſchönem tiefrothbraunen Ton. Der Topf, eine zweihenklige Schale, zeigt innen und außen die Schmutzung von dieſer Farbe. Endlich waren auf einem durch die Schuttlaſt in Scherben zerdrückten Teller von terra cotta haſelnuß- bis nußgroße Kugeln einer herrlich

ſmalteblauen Farbe, außen von dem früher erwähnten Eiſenroth umkruſtet.

Die mattglänzende Bruchfläche dieſer Kugeln zeigt unter der Lupe einen poröſen, aus gröblichem Pulver zuſammengebackenen Körper. Die Körner ſind zumeiſt von herrlichem Tiefblau, matt glas- bis fettglänzend und kantendurchſcheinend, aber auch farblos, durchſichtig bis undurchſichtig, und wechſeln in Größe von der des feinen Schießpulverkorns bis zur Staubform.

Die Härte liegt zwiſchen 5 und 6. Vor dem Löthrohre zeigt ſich dieſer Farbkörper ſehr ſchwer ſchmelzbar und ſintert zu einer mißfarbigen Maſſe zuſammen; die Boraxperle iſt blaugrün.

Die chemiſche Analyſe dieſer intereſſanten Mineralfarbe ergab:

Kieſelſäure	70.12%
Kupferoxyd	12.27
Kalk	8.66
Bittererde	1.15
Thonerde und Eiſenoxyd . .	4.53
Manganoxydul	3.06
Verluſt	0.21

Die Abweſenheit erkennbarer Mengen von Alkalien, ſowie der große Kieſelſäure- und Kupferoxidgehalt laſſen beinahe mit Sicherheit ſchließen, daß der Farbkörper eine gröblich gepulverte Schlacke iſt. Auch läßt ſich aus der Gleichmäßigkeit des vorliegenden Farbmaterials in Ton und Miſchung, ſo wie aus der häufigen Anwendung desſelben — es finden ſich nicht nur in den Ruinen am obgenannten Berge, ſondern auch in denen Virunum's Wandmalereien mit dieſer prächtigen Farbe ausgeführt — eher auf ein Kunſtproduct urtheilen, als daß man glaube, nur die künſtleriſche Anwendung eines Zufallsproduktes vor ſich zu haben, wie etwa eine von den Römern bei Bronceſchmelzungen wegen beſonders ſchöner Farbe ausgewählte Schlacke, die dann auch Zinn in ſich aufgenommen hätte. Wohl mag ein ähnliches Produkt ihnen zum Muſter bei ihrer Erfindung gedient haben.

Nicht unintereſſant iſt auch die Art der Anwendung dieſer Farbe zur Wandmalerei. Betrachtet man ein ſolches bemaltes Stück des Verwurfes, ſo bemerkt man leicht drei Schichten an demſelben. Die unterſte, unmittelbar am Mauerwerke haftende, iſt aus gröblichem Mörtel, etwa 1—3 cm. dick. Ueber der geebneten Fläche dieſer Schichte liegt eine zweite, ungefähr 1 cm. dicke, von auffallend größerer Feinheit und ſtär-

kerem Kalkgehalte. Sie löſt ſich auch leicht von der vorigen Schichte ab, iſt aber um ſo feſter verbunden mit der folgenden, nur 1 mm. dicken, Schichte von grauer Farbe. Dieſe oberſte Schichte beſteht aus grauem Kalkſand, mit graugefärbtem Kalk zu einem ſehr feſtbindenden Mörtel gemengt und trägt den dichten Auſtrich der zu feinem aber noch deutlich körnigen, ſchwachglänzenden Pulver zerriebenen himmelblauen Farbe.

Von manchem Intereſſe dürfte auch das Ergebniß der chemiſch-analytiſchen Unterſuchung der am Magdalenberge zumeiſt in römiſchen Grabſtätten gefundenen Metallſpiegel ſein. Es ſind dies in der Mehrzahl kreisrunde, ſchwachkonvexe Spiegel von 3—8 cm. Durchmeſſer und ungefähr 1 mm. Metallſtärke. Sie ſind ſämmtlich nicht getrieben, ſondern gegoſſen, wie die Rückfläche deutlich erkennen läßt. Dieſe iſt rauh, mattglänzend, aſchgrau; der Bruch iſt äußerſt feinſtrahlig, ſilberweiß und läuft nach einiger Zeit braungelb an. Die Spiegelfläche iſt an einigen Stücken noch ganz rein, an anderen mehr oder weniger durch Oxidation zerſtört. Die reinen Stellen zeigen eine ſehr vollkommene Politur ohne jede Ritzung, Streifen oder Wolken, entweder noch ſilberweiß oder mit braunlichem Anflug.

Auch Bruchſtücke von Planſpiegeln wurden gefunden. Dieſe zeigen in Hinſicht des Metallkörpers die größte Aehnlichkeit mit den Konvexſpiegeln, nur ſind ſie dicker und, nach den Bruchſtücken zu urtheilen, größer. Ein aus ſeinen Bruchſtücken ziemlich vollſtändig hergeſtellter, zeigt die Form eines Rechteckes und 1 ½ mm. Metallſtärke. Von einer Faſſung oder Umrahmung, obwol ſich ſolche leicht vermuthen läßt, iſt nichts erkennbar.

Die chemiſche Analyſe der Metall-Legirung ergab im Mittel:

69.49	%	Kupfer
9.27	„	Blei
18.84	„	Zinn mit Spuren von Antimon
1.16	„	Zink
1.30	„	Eiſen.

Die Mengenverhältniſſe waren alſo ungefähr 68—70 Theile Kupfer, 8 Theile Blei, 20 Theile Zinn und vielleicht 2 Theile Zink.

Wie namentlich die Verunreinigungen der Metalle, welche wir hier faſt in den natürlichen, relativen Mengen wiederfinden, vermuthen laſſen, wurde dieſe Legirung, was auch von den Broncen anzunehmen iſt, un-

Digitized by Google

mittelbar aus Erzen hergeſtellt; um ſo bewunderungswürdiger iſt daher die Schönheit und Zartheit des Erzeugniſſes, das auch in ſeinen Legirungsverhältniſſen unſern Erfahrungsgrundſätzen für Metallſpiegel nahe kommt.

Hanns v. Gallenſtein.

Brief des Profeſſors Höfer aus Moskau.

(Profeſſor Höfer iſt bereits hier eingetroffen. Vor ſeiner Ankunft kam jedoch noch ein Schreiben aus Moskau hier an, aus dem wir Folgendes mittheilen.)

Moskau, den 26. und 27. Oktober 1872.

Verlangen Sie nicht von mir eine eingehende Erzählung des vielen Geſehenen und Erfahrenen. Auf einer Seite unſerer Inlandsreiſe hatten wir eine Geſchwindigkeit, gegen welche ein Lohnfuhrwerk achtunggebietend erſcheint, auf der andern Seite den dahinraſenden Dampfverkehr. Hatte die 5—6 Wochen währende Bootfahrt Gelegenheit gegeben Land und Leute, den Uebergang von der Tundra durch das Gebiet der Weide in den Urwald Schritt für Schritt zu verfolgen, ſo iſt es ſeit dem Betreten des Dampfers, welchen wir ſofort mit der Kultur fanden, daß uns einzelne Bilder — die größeren Städte meine ich — in der Erinnerung geblieben ſind, welche untereinander in keinem Zuſammenhange ſtehen, es ſind ungereihte Perlen. Und wenn letzteres ſchon bei uns zu Hauſe bei Dampfverkehr mehr oder weniger eintritt, wo doch hie und da ein Bild unter Tags beim Blicke durchs Waggonfenſter geiſtig fixirt werden kann, ſo iſt hier der Zuſammenhang durch ſchöne Bilder der Natur vollſtändig mangelnd. Perm iſt mit Kaſan und dieſes mit Niſchni Nowgorod durch das monotonſte Ufer, das ſich die Phantaſie malen kann, verbunden; die eine Seite ganz niedriges, flaches, mager bewachſenes Sandland, die andere hat meiſt bei 20 Klafter hohe Steilabhänge eines Plateaus, wo man die vorherrſchend rothen und grauen Schichten der Permformation in jungfräulicher Horizontalität verfolgen kann. Da ich ſchon von Einem in das Andere komme und keine Zeitfolge einzuhalten gewillt bin, ſo will ich, ohne gerade viel Wiſſenſchaft auszukramen, doch mein Verwundern ausſprechen — und das iſt bei einem Alpengeologen doppelt groß —, daß von der Petſchoramündung über Perm nach Niſchni, alſo auf einem Wege von circa 500 geogr. Meilen, die Schichten faſt ohne Unterbrechung nahezu horizontal liegen. Die Waſſer-

Digitized by Google

ſcheiden, die ſo viel wie gar nicht merklich ſind, machen auch hiervon keine Ausnahme, nur der Ural war da ein wenig revolutionär, darum haben ihn auch die Ruſſen ſchon halb nach Sibirien geſchickt.

Und ſo tritt uns auch der Bau Rußlands ebenſo urſprünglich entgegen, wie es die menſchlichen Verhältniſſe im durchwanderten Nordoſten ſind. Ja, ſo lag denn über dem ganzen großen Reiche noch vor wenig Zeit ein jungfräulicher Schleier der Urſprünglichkeit, während es im Weſten immer mehr und mehr dämmerte und endlich über die Morgenröthe hin der vollkommenere Tag hereinleuchtete; es war im Weſten eine naturgemäße Entwicklung Schritt für Schritt vor ſich gegangen und viele Uebergänge ſind uns zum Theil noch erhalten, zum Theile leben ſie noch in unſerem Gedächtniſſe. Doch Rußland holte ſich mit einem rieſigen Kraftaufwande die Errungenſchaften des Abendlandes, ich möchte ſagen, in den Urwald hinein, und ſo finden wir einen unbeſchreiblichen Kontraſt in dieſem Lande, — den unentwickelten Zuſtand des Menſchenlebens gegenüber ſtehend der vollkommenen Entwicklung der Induſtrie und des raffinirteſten Luxus, wovon z. B. der Bahnhof zu Niſchni mit ſeinen fabelhaft eleganten Salons erzählen kann. Als ich vor Jahren in meiner Zeitſchrift gelegentlich einer Broſchure Tunner's über Rußlands Montanverhältniſſe ſagte: man wird bei dieſen Schilderungen an jenen nakten Neger im Frak und Cylinderhut erinnert, da habe ich vielleicht einen etwas zu ſtarken Ausdruck gebraucht, doch ich war mir über das Warum ſo wenig klar und hatte ſicherlich dazumal auch wenig Zeit zum langen Spintiſiren. Ich muß geſtehen, daß ich vordem über Rußland eine ziemlich unklare und unrichtige Vorſtellung hatte, und daß meine geographiſchen Kenntniſſe über dieſes Land eines Franzoſen würdig geweſen ſeien. Nach meiner Rückkehr will ich Ihnen erzählen, wie eine aus alter Zeit erhaltene Stadt, z. B. Tſcherdyn, in Rußland ausſieht, wie die Reiſe nach Weſten immer mehr und mehr unſeren größten ähnliche Städte vorführt, ſo daß z. B. die Auslagekäſten mit ihren Spiegelfenſtern in dieſen Städten, ſelbſt den Centralpunkten Wiens keine Schande machen würden.

Die großen ruſſiſchen Städte unterſcheiden ſich von den meiſten unſrigen, daß in jeder eine ungewöhnlich große Zahl Kirchen — Rußlands Machtſtütze — mit den Rettigthürmchen, wie z. B. die Kreuzberglkapelle, zu ſehen ſind, daß ſehr oft die Häuſer nicht unmittelbar anſchließen, ſondern Thore dazwiſchen ſind, und daß ſie meiſt ebenerdige oder einſtöckige Häuſer haben. Die letzteren beiden Umſtände bedingen

Digitized by Google

augenſcheinlich die ganz enorme Größe ruſſiſcher Städte im Vergleiche zu ihrer Einwohnerzahl. In den größeren Städten Rußlands, und zwar um ſo deutlicher, je mehr wir heimwärts ziehen, geht das Originelle und theils an das Orientaliſche Erinnernde verloren. So iſt insbeſondere die uralte Einrichtung, alle Verkaufsgewölbe auf einem Platz in Bazare zu vereinen am deutlichſten noch und, ich möchte ſagen, vollſtändig rein in der nordöſtlichſten Stadt Europa's, in Tſcherdyn, erhalten; je näher zu Petersburg, deſto mehr verſchwindet dieſe Sitte, ſo daß ſie z. B. hier in Moskau kaum mehr auffällt. Da ich gerade von den Verkaufsläden erzähle, ſo will ich auch jenes Stadttheiles von Niſchni gedenken, welcher am linken Ufer der Oka liegt und faſt ausſchließlich aus einer Unzahl von Bazarreihen — jede mag bei 20 Läden enthalten — beſteht. Sie finden die großen Thüren verſperrt, darüber in einem niederen erſten Stock die dazu gehörigen zwei Magazinfenſter mit Bretern verſchalt. Mit Blech eingedeckte Arkaden ziehen ſich an dieſen Mauerfronten dahin. Und wandert man dermalen durch, ſo überfällt einen ein Gefühl von Unheimlichkeit und Schauer, denn man begegnet in dieſer Todtenſtadt faſt keinem Menſchen, ſieht ſelten ein Fenſter ohne Barrikaden, Abends nur die wenigen und wie Armenſünderlichter brennenden Straßenlaternen. Die Häuſer erſcheinen uns verödet und ohne den wohlthuenden Gruß, den die Menſchheit in den verſchiedenſten Formen ſonſt daraus zu entſenden pflegt. Und würde dieſe endloſe Zahl Bazare nicht in ganz moderner Ziegelmauerei aufgeführt ſein, man müßte wähnen, man habe hier eine verlaſſene Stadt, aus welcher die alten Nowgoroder eben zum Raubzuge ausgezogen ſind, vor ſich. Und wenn man einmal einen ſolchen geſchichtlichen Anklang ſeiner Phantaſie geſtattet, ſo begnügt ſie ſich nicht mit Einem Bilde, ſondern ſchlägt uns gleich ein ganzes Bilderbuch auf, das erſt ein Rippenſtoß von der Außenwelt wieder ſchließt.

In einiger Beziehung hat mit Niſchni auch Kaſan Aehnlichkeit, es liegt wie dort das Originelle „über dem Waſſer“. Wenn wir im letzteren Orte die Brücke über die Kaſan überſchreiten, leben wir völlig im Oriente und all ſeine Eigenthümlichkeiten, ſeine Minarets mit dem um 12 Uhr Mittag in alle vier Weltgegenden betenden Derwiſch, ſeine grundloſen Straßen, ſeine ſich verhüllenden Weiber, hier und da ihren ſchwarz gefärbten Mund zeigend, ſeine Coſtüme und Sehenswürdigkeiten der Bazare haben ſich in dieſer Tatarenſtadt zu Bildern geeint, die um ſo draſtiſcher wirken und ſich in ſchärferen Linien dem Gedächtniſſe einzeichnen, als wir wenige Minuten früher noch in einer franzöſiſch-mo-

Digitized by Google

dernen Stadt lebten. Der unmittelbare Vergleich leiht ja immer doppelte Augen.

Sie kennen ja die Schulen des Orients, ich kann Ihnen ſomit hievon ſehr wenig Neues erzählen und durch dieſe Worte höchſtens Bilder davon in Ihrem Vorſtellungsvermögen heraufbeſchwören. Auf mich machte die Schule der Tataren, ſie ſind Mohamedaner, einen unverwiſchbaren Eindruck. Noch jetzt ſehe ich die herumhokenden Buben vor mir, wie ſie ſich wirr durcheinander im Leſen üben, wie ſie in einer nicht ſehr appetitlichen Küche kochen, wie meine Herren Collegen unter ihrer Herde wie einkaufende Fleiſcherknechte umherſchreiten, ich ſehe jetzt in der Erinnerung, als wenn es wieder Wirklichkeit wäre, die Geſichtsgrimaſſen, die ein Schüler unter dem Raſiermeſſer meines Herren Collegen ſchneidet, welcher mit beneidenswerther Eleganz und Sicherheit einem Zöglinge die Kopfhaare abnimmt, und jeder lange Zug durch die Haarſtoppeln ſeines Eleven, dem es etwas bangte, war ſo Vertrauen einflößend, daß ich ihn, an ſeine Collegialität appellirend, faſt um einen ähnlichen Freundſchaftsdienſt gebeten hätte, wenn er in franzöſiſcher Kopftoilette bewandert geweſen wäre. Dieſem Umſtande verdankt es Klagenfurt, mich noch im polaren Haarurwalde zu ſehen.

Ich wies heute ſchon einmal auf die Thatſache hin, daß der unmittelbare Vergleich doppelt kräftig wirkt, daß die einen allmähligen Uebergang bildende Brücke zweier ſehr verſchiedener Erſcheinungen ſtark den Effekt des Eindruckes verwiſcht. Und ſo ging es mir vom 67. bis zum 65. Grade nördlicher Breite. Wenn man Monate und Monate lang vergeblich um einen Wald ſich umſah und ſein Suchen nicht einmal durch einen Strauch belohnt ſah, da wächſt die Sehnſucht nach ihm und wir können es nun doppelt gut verſtehen, daß er der Ehre werth war, durch unſere Voraltern von Göttern bewohnt zu ſein. Und oft träumt man wachend von unſern heimiſchen und heimlichen Wäldern Ich entſinne mich gar wohl eines Sonntags, wo ich gegen 10 Uhr Nachts auf einer der von Gletſchern umgebenen Felszacken der Matotſchkin-Scharr (Meerenge auf Novaja-Semla) ſinnend und träumend ſtand. Es war Alles, Alles todt, hüben und drüben ein Gewirre von meiſt beeiſten Felsſpitzen, die mattgrünen, ebenen Flächen am Geſtade ſchauten kahl herauf, dahinter lag das Meer, eingelullt zur Ruhe von jenem den Horizont gegen Weſt begrenzenden Treibeisſaum, mit welchem das Polareis nach Süden griff, und welchen wir einige Tage vorher durchbrechen mußten. Unſere Schiffe waren durch einen Felskoloß verdeckt und nicht einmal das

Summen eines Käfers ſtörte hier oben die Ruhe. Tief roth zog ſich die Sonne immer tiefer gegen den Horizont, gegen Nord herab. Es wird nun zu Hauſe halb 8 Uhr Abends ſein und meine Freunde waren vielleicht heute am Werderſee und rüſten ſich allmählig zur Heimfahrt. Da ſah ich dieſe Gletſcher verrinnen, ſah die Berge in dunkles Waldesgrün gekleidet und jener Treibeiszug wurde fahler, wurde grau und ſtieg zu immer größerer Höhe, bis zu jener der Karawanken an — ich war am Werder-See! -- „Soll ich vielleicht den Theodolithen auspacken?“ und das ſchöne Traumbild war mit dieſem Zauberworte zerſtiebt.

Wie oft ſehnte ich mich doch nach unſeren Wäldern! Doch ich ahnte nicht, daß es mir ergehen ſollte wie dem Zauberlehrling Göthe's, denn der beginnende Herbſt fand mich wochenlange in einem nicht endenwollenden Urwalde. Wie wirkſam — unbeſchreibliches Entzücken wäre es geweſen, wenn wir von Nowaja's Todtengruft urplötzlich in dieſe Landſchaften übertragen worden wären; doch ſo kamen wir von der Tundra des hohen Nordens in die endloſe Petſchoraebene, unabſehbar mit über mannshohem Weidengebüſche bedeckt und Tage und wieder Tage lang dieſelbe unveränderliche Landſchaft, bis ſich endlich gegen den Polarkreis hin vereinzelt verkümmerte Lärchen-, Zirben-, Birken- und endlich Fichtengruppen einſtellten. Sie nahmen mit der Fahrt nach Süden an Häufigkeit zu und thaten ſich erſt gegen Uſt-Zylma hin zum Walde zuſammen. Dieſer bedeckt nun völlig ununterbrochen den ganzen Nordoſten Europas, nur an den Flüſſen, den einzigen Verkehrsſtraßen, verſuchte der Menſch ſeine Wohnplätze aufzuſchlagen. Im Gebiete der Iſhma, ein mächtiger Seitenfluß der Petſchora, wuchert die Lärche; ſie wächſt da ſchlank wie ein preußiſcher Gardelieutenant himmelan und überragt weit die Fichte, welche jedoch an der Waſſerſcheide zur Witſchegda ihren ſtolzen Nachbarn total verdrängt, auch der Birke nicht mehr ſo viel Platz als nordwärts abtritt, und uns als alter Freund im untergeordneten Vereine mit der Kiefer durch die nördliche und ſüdliche Kutma in die Kama begleitet, um weiterhin gegen Süden dem Beile des haſchenden Menſchen zum Opfer zu fallen.

Das war alſo die Geſchichte vom Walde, von ſeiner Geburt, von ſeiner vollen Lebenskraft und von ſeinem gewaltigen Ende.

Ich könnte Ihnen noch von den Samojeden, von ihrem Leben, ihren Tſchum's (Kegelzelt), ihren Götzen, von ihren monotonen Liedlein, nur vergleichbar mit dem Summen des Inſektes oder dem Murmeln eines Bächleins oder dem Geſange der Windsbraut, wenn ſie über die troſtloſe

Digitized by Google

Tundra dahinfliegt, erzählen. Doch davon ſpäter, heute nur noch die Geſchichte über den Grund meines unliebſamen, verſpäteten Eintreffens. Als wir in die Petſchora einliefen, trafen wir unerwarteter Weiſe den bekannten Kaufmann Sidcroff, der in der Petersburger geographiſchen Geſellſchaft ſehr thätig iſt. Er erzählte uns, daß der Weg nach Meſen—Archangel, den er bei der Herreiſe einſchlug, kaum paſſirbar iſt, da die kleinen Flüßchen faſt vertrocknet ſind, was mit unſerm großen Gepäck noch ſchwieriger als bei ihm werden wird. Er fuhr von Meſen bis Uſt-Zylma über 3 Wochen, von da bis Kuja brauchte er 4 Tage. Von Meſen nach Petersburg währt die Reiſe ohne Aufenthalt 12 Tage. Es wäre alſo im beſten Falle unſere Partie 37 Tage lang geworden, hingegen könnten wir auf dem von ihm vorgeſchlagenen und nun von uns durchgeführten Wege am 1. Oktober in Petersburg ſein. —

Ich gab mich ſchon der Hoffnung hin, Schweden zu ſehen. So waren wir am 1. Oktober erſt auf der Waſſerſcheide des Petſchoragebietes angelangt. Um die gegebene Rechnung zu illuſtriren, erwähne ich, daß er uns angab, man könne von Pomoſchdin nach Tſcherdyn (300 Werſt, gleich 43 Meilen) mit der Poſt gerade aus in zwei Tagen und Nächten gelangen In Wirklichkeit war von einer Poſtſtraße gar keine Spur, wir mußten die Brotfahrt auf dem 600 Werſt langen Waſſernetze fortſetzen und benöthigten ohne Aufenthalt hierzu volle 8 Tage. Statt den Dampfer in Tſcherdyn zu finden, haben wir den letztabgehenden 120 Werſt ſüdlicher gerade beim zweiten Pfeifen erreicht.

Der Sternſchnuppenfall am 27. November

gehört zu den ſchönſten und intereſſanteſten Phänomenen, die ſeit Langem die Anſicht des Himmels bot. Es war die Zeit der Dämmerung kaum vorüber, als ſich eine Nacht einſtellte, welche das an Nebel gewohnte Klagenfurt in dieſer Jahreszeit ſelten hat. Der Himmel war rein mit tiefblauem Grunde von unzähligen Sternen geſchmückt. Nur im Nordweſt war dünner Wolkenſchleier wahrzunehmen.

Da ſtellte ſich ein ſolcher Schwarm von Sternſchnuppen ein, daß der ganze Himmel von einem Feuerregen bedeckt erſchien. Denn es konnte, ſo weit das Auge das Himmelsgewölbe beherrſchen kann, der gleichzeitige Fall von vier, ſechs bis zehn Sternſchnuppen wahrgenommen werden, ſo daß per Stunde die Zahl von 1000 weit überſchritten wurde. Alle be-

Digitized by Google

wegten ſich vom Zenith gegen den Horizont, und zwar meiſt in ſenkrechter, bisweilen auch in ſchiefer Richtung; bisweilen ganz paralell.

Während der 3ſtündigen Beobachtung von 6 bis 9 Uhr zeigten ſich intereſſante Abwechslungen in der Größe, Farbe und Subſtanz. Einige bewegten ſich ungefähr vom Sternbilde des Schwanes gegen Südoſt. Dieſe hatten rothes Licht mit weiß beſäumtem Schweif, welcher letztere ſich am Ende garbenförmig erweiterte.

Andere hatten intenſiv weißes Licht, zeigten gleich vom Beginne heftiges Funkenſprühen, mit welchem ſie auch endeten. Sie gaben einen förmlichen Schein in die Umgebung.

Endlich bewegte ſich eine Sternſchnuppe gegen Nordoſt, welche einen über 6 Zoll breiten Streifen formirte. Das Licht war intenſiv roth. Der Lichtſtreifen riß; ein circa 2 Zoll langer Streifen blieb zurück und verſchwand nur allmählig, während das andere circa 12 Zoll lange Bogen-Stück ſogleich verſchwand. In Südoſt wurde eine Sternſchnuppe beobachtet, welche reichlich doppelte Abendſterngröße hatte. Der intenſiv glühende breite Streifen war anfangs gelblich, dann intenſiv weiß, und zuletzt in herrlichem Brillantlichte glänzend.

Zur letzten Kategorie endlich gehören jene Sternſchnuppen, welche in dünnen Lichtfäden von ganz geringer bis zu einer bedeutenden Länge mit ſchwächerer und ſtärkerer Lichterſcheinung fielen.

Aber, wie ſchon oben erwähnt, war die Richtung ihrer Bewegung eine ſtrahlenförmige; der Achspunkt der Strahlen nahe dem Zenithe gelegen. Das Schnuppenfallen war am ſchönſten von 6 Uhr bis 8 1/2 Uhr, dauerte aber über 2 Uhr nach Mitternacht. Des anderen Tages war dieſes Phänomen gänzlich beendet, und konnten nach angeſtellten Beobachtungen in einer Stunde nur ſieben Sternſchnuppen geſehen werden. Die Declination der Magnetnadel wurde in keiner Weiſe geändert, ſondern machte ihren normalen Weg.

F. Seeland.

Kleine Mittheilungen.

(Neues Alpengras für Kärnten.) Bei einem Ausfluge auf die Seleniza (grüne Alpe) und Vertaça fand ich am 16. Auguſt am nördlichen Abhange des Selenizakammes im Angeſichte der Steilwände der Begunſchiza unterhalb der Felsköpfe des Gipfels einen kleinen Alpenhafer (Avena alpestris Host.), welcher für Kärnten neu iſt. Er wuchs da unter einer ziemlichen Menge der ſeltenen behaarten Kölerie (Köleria hirsuta Gaud.) und der in dortiger Gegend mit dem bezeichnenden Namen „Gamsbart" belegten Hoſt'ſchen Simſe (Juncus Hostii Tausch.) nicht gar

häufig. Der Fundort iſt allerdings ſchon über der Landesgrenze in Krain gelegen, doch vermuthe ich, daß es bei Pflanzen auf einen Büchſenſchuß über die politiſche Grenze nicht ankommt. (Zwgr.)

(Gezähnte Buchenblätter.) In allen beſchreibenden botaniſchen Handbüchern findet ſich das Blatt der Buche als eiförmig und undeutlich gezähnt angegeben. Ich fand heuer in der nordweſtlichen Satnitz an verſchiedenen Bäumen nicht ſelten ganz ſcharf ſägezähnige Blätter, die mindeſtens eine halbe bis ganze Linie tief eingeſchnitten waren. Gewöhnlich waren es die größeren und ſtärkeren wechſelſtändigen Gipfelblätter unterer gegen den Geſichtskreis geneigter Zweige. (Zwgr.)

(Graptolithen der Silurformation im Kanalthale.) Reichsgeologe G. Stache fand im heurigen Juli zwiſchen Uggowitz im Fella- und Vordernberg im Gailthale auf dem Sattel weſtlich vom Oſternig-Berge eine nicht ſehr breite Zone von ſchwarzen Schiefern, welche ſtellenweiſe ganz voll ſind von graphitiſch oder ſilbergrauen, meiſt matt glänzenden Graptolithen. Durch dieſen Fund gewinnt die von Dr. Tietze zuerſt ausgeſprochene Vermuthung, es werde ſich ein größerer Theil der bisher in die Steinkohlenformation jener Gegend mit einbezogenen Schichten wohl als älter und zwar als ſiluriſch erweiſen, gewiß ſehr viel an Wahrſcheinlichkeit und Bedeutung. Die Graptolithen ſind ſchon in der Steinkohlenzeit gänzlich ausgeſtorbene mit den jetzigen Seefedern verwandte Federkorallen. Ihre ſehr zierlichen geraden oder auch ſchneckenförmig eingerollten, kammartig gezähnten Geſtalten erſcheinen wie zarte Zeichnungen auf den ſchwarzen Schiefern der Grauwakenzeit, woher ſie auch ihren bezeichnenden griechiſchen Namen erhielten, von graphein, ſchreiben oder zeichnen und lithos, Stein, alſo Steinzeichnung. (Verhdlgn. der k. k. geol. Reichsanſtalt. 1872, Nr. 11, S. 234.)

Berichtigungen.

In Nr. 9 der „Carinthia" bitten wir zu leſen: Seite 243 „Gſtatterboden" ſtatt „Gſtetterboden"; — eben dort 13. Zeile von unten „Sparafeld" ſtatt „Schneefeld"; — Seite 244 „Setzthal" ſtatt „Satzthal"; — S. 245, 6. Zeile von oben: „Zwiſchenwäſſern, welches noch keine Haltſtelle hat"; — Seite 246, Zeile 7 „Villen" ſtatt „Wellen"; ebendort Zeile 9 „Joboci" ſtatt „Jebun". — Ferner Seite 264, 2. Zeile von oben „Wärzer" ſtatt „Würther"; zum Schluſſe „dieſe Kirche erbaut habe" noch: „wahrſcheinlicher Letzteres, da der Abt Jöbſtlberger wieder auf der Stiege in St. Paul zu finden iſt."

Eiſen- und Bleipreiſe

im November.

Unter den Berichten über die Preiſe des Eiſens im Auslande lauten noch immer am günſtigſten die von Siegen, wo die größeren Hochöfen jeden längeren und größeren Kontrakt ablehnen, jede Preisermäßigung abweiſen, nachdem der wenige Vorrath von Roheiſen auf den Walzwerken ein Anziehen der Preiſe dafür um ſo wahrſcheinlicher macht, als zugleich Transportſchwierigkeiten die Zufuhr fremder Roheiſenſorten erſchweren. „Glückauf" gibt folgende Preiſe an: Holzkohlen-Roheiſen: Spiegeleiſen

fl. 6.60, graues fl. 5.25, weißes und melirtes fl. 5.10. Kokes-Eiſen: Spiegeleiſen I. fl. 6.30, II. fl. 5.70. Beſſemereiſen fl. 5.40, graues fl. 4.95, weißes und melirtes fl. 4.80.

Die Preiſe für Bleche wichen etwas und ſtehen auf fl. 12.75. Für geſchlagenes Eiſen fl. 9.75 bis fl. 10.5. Für gewalztes fl. 9.45. Schottiſches Roheiſen zu Köln fl. 3.75 bis fl. 4.10, zu Berlin fl. 4.25 bis fl. 4.50. Schleſiſches Holzkohlenroheiſen fl. 3.88 bis fl. 4.0. Kokesroheiſen fl. 3.50 bis fl. 3.60 ab Hütte. Die Berichte aus Belgien, dem nördlichen Frankreich melden einen entſchiedenen Stillſtand, und die von Glasgow eine entſchiedene Abwärtsbewegung. In den Roheiſenpreiſen des Inlandes iſt ſeit einem Monat keine Aenderung eingetreten.

Die Bleipreiſe ſind geſtiegen und behaupten ſich ſehr feſt. Köln: Hartblei fl. 11.13 bis fl. 11.50. Weichblei fl. 10.38. Tarnowitzer ab Hütte fl. 10.75. Klausthaler ab Hütte fl. 10.50. Spaniſches Weichblei zu Hamburg fl. 10.88; in Kärnten der Zoll-Zentner Bleiberger fl. 15.17, Raibler fl. 12.94; in Trieſt ſpaniſches 14.50 Wiener-Zentner. 12.94 Zoll-Zentner.

Getreidepreiſe vom Oktober und November 1872.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt Okt.	6.42	4.00	3.35	1.87	3.42	3.23
„ am 28. Nov.	6.38	3.96	3.34	1.85	2.81	3.06
Peſt a) Okt.	6.77	3.84	2.78	1.57	—	3.68
„ b) 1. Hälfte Nov.	6.70	3.70	2.70	1.58	—	3.22
Wiener-Neuſtadt a)	6.92	4.00	3.21	2.14	—	3.98
„ „ b)	6.90	4.05	3.28	2.15	—	4.00
Wels a)	7.05	4.38	3.10	1.84	—	4.44
„ b)	7.08	4.38	3.10	1.73	—	4.20

Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

1 W.-Pf.	Rindſchmalz	Butter	Speck geſelcht,	roh.	Schweinſchmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	55	54	46	40	44	7

1 Pfund Rindfleiſch 26—29 kr.; 1 Pfund Kalbfleiſch 32—40 kr.

1 Klftr. Brennholz 12″ lang, hartes fl. 4.50—4.80, weiches fl. 3.40—3.60
1 „ „ 30″ „ weiches fl. 5.60—5.80

1 W.-Zentner Heu, mindeſte Qualität fl. 0.80, beſte 1.40.
1 „ Stroh, „ „ „ 0.80., „ 0.90.

Silberagio: Oktober 107.09, vom 1. — 27. November 106.93.

Inhalt. Ein Todſchlag und ſeine Sühne. — Ueber einige Alterthumsfunde vom Helenen- (Magdalen-) Berge. — Brief des Profeſſors Höfer aus Moskau. — Der Sternſchnuppenfall am 27. November. — Kleine Mittheilungen. — Berichtigungen. — Eiſen- und Bleipreiſe im November. — Getreidepreiſe vom November. — Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenſtein.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitſchrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geſchichtvereine und naturhiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten.

№ 12. Zweiundſechzigſter Jahrgang. 1872

Die St. Marcus-Kirche in Wolfsberg *).

Unter den erwähnenswürdigen älteren Kirchenbauten Kärntens nimmt die Stadtpfarrkirche St. Marcus in Wolfsberg keinen der letzten Plätze ein.

Wie die älteſte Geſchichte der Stadt ſelbſt, iſt auch die ihres Haupt-Gotteshauſes in Dunkel gehüllt. Was hierüber und über ſpätere Reſtaurationsbauten ſchriftlich niedergelegt worden ſein mochte, iſt zweifelsohne durch eine der Feuersbrünſte, von welchen die Stadt in früheren Jahrhunderten wiederholt **) heimgeſucht wurde, ein Raub der Flammen geworden Außer Zweifel ſteht jedoch, daß die St. Marcus-Kirche von ſehr hohem Alter iſt und daß ihre erſte Erbauung noch in die Periode des romaniſchen Bauſtyles (11. und 12. Jahrhundert) fiel. Urkundlich feſtgeſtellt iſt, daß im Jahre 1006 Kaiſer Heinrich II. (vor der Erlangung der deutſchen Kaiſerwürde Herzog Heinrich der Lahme

---

*) Mit Benützung der von Herrn Rudolf Waizer im Jahre 1862 verfaßten Beſchreibung, — der von weiland Herrn Anton Edlen von Benedikt geſammelten Notizen und der ergänzenden Mittheilungen des Herrn Stadtpfarrkaplans zu Wolfsberg, Ferdinand Wappis.

**) Am 10. Oktober 1661 brannte die ganze Stadt ab, ebenſo am 22. März 1716 die ganze Stadt bis auf eine Kirche und 13 Häuſer. — Am 18. Juli 1777 um 2 Uhr Morgens gingen durch eine Feuersbrunſt der ſchöne Thurm mit fünf Glocken, ein Theil des Kirchendaches und das Pfarrhofsgebäude, hienebſt die Minoriten-Kirche ſammt dem Kloſter, das hölzerne Kapuziner-Konvents- und Spitals-Gebäude, das Schloß Payerhofen und 82 Häuſer zu Grunde.

Digitized by Google

von **Baiern und Kärnten**) dem von ihm damals gegründeten Biſthum Bamberg nebſt anderen Gütern auch **Wolfsberg** zu Eigen gab, daß dieſes durch länger als ſieben Jahrhunderte beim Hochſtifte blieb und eben ſo lange die Reſidenz der bambergiſchen Vizedome war. Ob nebſt dem Schloſſe **Oberwolfsberg** zu jener Zeit auch ſchon der Ort **Wolfsberg** beſtanden habe, läßt ſich nicht mit Sicherheit angeben. Erſt gegen Ende des 13. Jahrhunderts — in einer Schenkungsurkunde **Friedrich's** von **Petrina** an das Kloſter zu St. Andrä vom Jahre 1263 — erſcheinen einige Bewohner Wolfsberg's, darunter auch der **Pfarrer** von **Wolfsberg** (Engelbertus plebanus Wolfsbergensis) als Zeugen aufgeführt.

An der **Marcus-Kirche** ſind, trotz vielfacher ſpäterer Um- und Zubaüten, noch Reſte des romaniſchen Baues ſichtbar. Das weſtliche, ganz aus Stein gemeiſelte Portale weiſet auf ſchlanken zierlichen Halbſäulen die leichtgeſchwungenen Rundbogen des romaniſchen Styls; auch der Giebel der Hauptfront iſt mit einem Frieſe aus derſelben Stylperiode geſchmückt, aus der auch die kleinen Rundfenſter in der weſtlichen Schmalſeite ſtammen dürften. Die am oberſten Bogen des Hauptportales erſichtliche Jahreszahl 1478 und die ebendort angebrachte Rundſchrift: „O Judex vere, hic defunctis miserere, da requiem cunctis hic et utique sepultis“ — iſt höchſt wahrſcheinlich aus einer ſpäteren Renovirung hervorgegangen. Der dermalige Bauſtyl der Kirche entſpricht allerdings obiger Jahreszahl.

Das Langſchiff der Kirche, ſo wie der hohe Chor (das Presbyterium) und die beiden, durch ihre bedeutend niederere Anlage ebenfalls an die Baſilika erinnernden, Seitenſchiffe ſind mit Kreuzgewölben überſpannt; insbeſondere iſt die Struktur des hohen Chores mit den hohen ſchmalen Spitzbogenfenſtern, mit dem hohen, ſpitz zulaufenden Triumphbogen und den Strebepfeilern an der Außenſeite der Kirche rein gothiſch.

Das gothiſche Rippengewölbe des Mittelſchiffes ruht auf ſchmalen Pfeilern, welche ſich an die ſchweren, unförmlichen Arkadenpfeiler lehnen, die mit den dazwiſchen geſpannten Arkadenbögen und den darüber aufſteigenden Wänden das Mittelſchiff von den Seitenſchiffen ſcheiden.

In dieſen Zwiſchenwänden ſind noch die kleinen Rundfenſter erkennbar, welche nach dem Brande vom Jahre 1777 zugemauert wurden. Dies ſind ohne Zweifel noch Theile des alten romaniſchen Baues, der mit ſeinen mächtigen Fundamenten den wiederholten Brandverheerungen trotzte, welchen die Chorbaute nicht widerſtanden zu haben ſcheint, die, nach Ab-

Digitized by Google

tragung des wahrſcheinlich auch baufällig gewordenen Querſchiffes, im 13. oder 14. Jahrhunderte neu aufgebaut und unmittelbar an das alte Mittelſchiff angeſchloſſen wurde, deſſen Einwölbung gleichfalls dieſer ſpäteren Periode angehört.

Die den Abſiden ähnlichen Ausweitungen der Seitenſchiffe (je drei auf jeder Langſeite) ſtammen aus dem 17. und 18. Jahrhunderte; dagegen dürfte die an der Außenſeite des hohen Chores angefügte ſogenannte „ſchmerzhafte Kapelle“ mit dieſem in die gleiche Bauperiode gehören.

Der Bau derſelben iſt durchweg gothiſch; die Fenſter haben noch das ſteinerne Maßwerk und Spuren alter Glasmalereien.

Die Kirche hat nebſt dem weſtlichen Hauptportale noch drei kleine Seitenthore, zwei an der Nordſeite — das eine mit einfachem Rundbogen, das andere mit ſpätgothiſchem Spitzbogen —, und eines an der Südſeite. — Die Außenſeite des Gebäudes iſt ganz ſchmucklos. Die Strebepfeiler an den Wänden des Langhauſes ſind abgebrochen, Fenſter und Thore — außer dem Hauptportale – ſind jeder Zierde bar, erſtere theilweiſe vermauert.

Der Thurm, welcher derzeit eine Höhe von 36 Wienerklaftern hat, erinnert in ſeiner jetzigen Geſtalt kaum noch an ſein hohes Alter. Beiläufig in halber Höhe umgibt ihn eine auf rundbogigen ſteinernen Trägern ruhende Gallerie; die Bedachung iſt eine einfache Zwiebelkuppel aus Weißblech. Er brannte zweimal (1661 und 1777) ab.

Unter den dem kärntneriſchen Geſchicht-Vereine vom Herrn Grafen von Henkel-Donnersmark als Geſchenk überlaſſenen Archivalien des alten Wolfsberger Schloßarchives befindet ſich die Aufzeichnung einer früher auf dem Thurme angebracht geweſenen Inſchrift, welche wahrſcheinlich bei dem letzten Brande (1777) zu Grunde gegangen iſt. Sie lautet:

„Ad majorem Dei Divorumque tutelarium honorem. Haec turris ex veteri structura dimidio altior ad hujus formae fastigium perducta est cum quinque ad templi latera substructis capellis. XII. mensis Octobris anno a partu Virginis MDCXXXIX. Regnantibus Urbano VIII. Papa, Paride Archiepiscopo Salisburgensi, Ferdinando III. Imperatore, Francisco ab Hazfeldt Episcopo Bambergensi, Rudolpho a Stadion Vicedomino.“

Unter den Altären der Kirche verdient der Hochaltar zuerſt erwähnt zu werden. Er iſt im Renaiſſance-Styl gebaut und in neueſter Zeit, wie das ganze Gotteshaus, in ſehr gelungener Ausführung reſtaurirt *).

*) In den Jahren 1863 und 1864, hauptſächlich durch die raſtloſen, von den

Digitized by Google

Sein Hauptſchmuck ſind zwei Gemälde von der Meiſterhand des Malers Martin Joachim Schmidt, insgemein „Kremſer-Schmidt“ genannt (geboren zu Grafenwerth bei Krems im Jahre 1718, geſtorben zu Krems anno 1801), und zwar: das Hauptbild, den Evangeliſten Marcus darſtellend, und darüber der hl. Franz Xaver. — Ein ſehr glücklicher Gedanke war es, bei der jüngſt vorgenommenen Reſtauration der Kirche die Statuen dee Apoſtelfürſten St. Petrus und Paulus, welche früher auf dem Hochaltare geſtanden und das Altarbild zum Theile verdeckt hatten, nun zur Seite desſelben auf Poſtamente zu ſtellen. Der Altar wurde im Jahre 1776 errichtet, welche Jahreszahl auch in dem an ſelbem angebrachten Chronographicon „Dive Marce Conserva tuos Wolfsbergenses“ — wiedergegeben iſt.

Der dermalige heil. Hauptaltar beſtand ſchon im Jahre 1383 und war damals dem heil. Stephan gewidmet. Die Kapelle, die ihn umſchließt, war die Haus- (eigentlich Familien-) Kapelle der Herren von Payerhofen, welche im Jahre 1388 ein eigenes Benefizium dahin geſtiftet hatten. Ihre Gruft befindet ſich in der Kapelle unmittelbar vor dem Altare. Im 17. Jahrhunderte erhielt der Altar den hl. Anton von Padua als Schutzheiligen, zu deſſen Ehren, wie die in der Kapelle angebrachte lateiniſche Steininſchrift meldet, derſelbe am 13. Juni 1661 vom Fürſtbiſchofe von Lavant Maximilian Gandolf (ſpäter Erzbiſchof von Salzburg) in Gegenwart (ad instantiam) des Freiherrn Chriſtoph Karl von Weidmannsdorf geweihet wurde.

Ueber die Reſtauration der, wie oben bemerkt, ſehr alten Kapelle der „ſchmerzhaften Mutter Gottes“ oder ſogenannten „ſchmerzhaften Kapelle“, gibt folgende, hinter dem Tabernakel des darin befindlichen Altares erſichtliche Inſchrift Auskunft:

„Ao 1632 hab ich Chriſtoph Wurzer, hochfürſtlich bambergiſcher Rentmeiſter, dieſen Altar neu machen laſſen, indem meine geweßte Ehewirthin und Kinder allda begraben liegen.“ Darunter iſt weiter zu leſen: „Ao 1775 hat ein Gutthäter dieſen Altar wieder neu errichten und faſſen laſſen.“

Den St. Kunigunder- (Seiten-) Altar ſchmückt ein ſehr werthvolles

---

Stadtbewohnern mit großer Opferwilligkeit unterſtützten Bemühungen des Stadtpfarrers Dechants Rudolf Gußenbauer. Die Reſtauration war dem vielbekannten Kirchenreſtaurator Johann Sieß (dem Reſtaurator der Domkirche in Klagenfurt) anvertraut und kam auf 15.000 fl. zu ſtehen.

Digitized by Google

Altarbild „die Feuerprobe der heil. Kunigund, Gemahlin Kaiſers Heinrich II.“, laut der auf dem Gemälde unten rechts befindlichen Inſchrift ein Werk des Meiſters J. B. de Rül, gemalt im Jahre 1667. — Unter dieſem Altare iſt die Gruft der Familie Freidl*) gelegen.

Ein Grabmal der Brüder Georg und Bartlmä Freidl befindet ſich an der Außenſeite der Kirche.

Auch der St. Valentins-Altar hat in dem Altarblatte, einem Gemälde des Münchner Malers Malknecht, welches den heil. Biſchof Valentinus darſtellt, eine vorzügliche Zierde.

Die St. Marcus-Kirche enthält in ihrem Innern wie außen manches intereſſante Grabmonument. An der Ecke rechts, wenn man durch die Kirche hinauf zum Presbyterium geht, ſteht der ſechs Fuß hohe Denkſtein des Ritters Anton von Himmelberg, welcher die Inſchrift trägt: „Allhie leit begraben Anthoni Himmelberger von Himmelberg, dem Gott genad, und iſt geſtorben an ſand Florian Tag, war nur LVII Jar.“ — Dr. Karlmann Tangl beſpricht in ſeinem genealogiſchen Aufſatze „die früheren Beſitzer von Himmelau“ (Carinthia Jahrgang 1835 Nr 35 Seite 144) dieſes Grabmal und äußert hiebei die Meinung, daß durch die Worte „war nur 57 Jar“ nicht das Alter des Verſtorbenen, ſondern ſein Todesjahr — 1457 — angegeben ſei. Wir können dieſer Anſicht nicht beiſtimmen und halten uns überzeugt, daß durch die Textirung „war nur 57 Jar“ unzweifelhaft nur das Lebens-Alter bezeichnet iſt. —

Die Wappen auf dem Grabſteine ſind die der Himmelberger (ein Helm, worauf ein ſpitzer Hut mit einem Knopfe oder einer Schelle ſitzt) und das der Familie Wuer (ein Schild mit drei horizontal übereinander liegenden, nach rechts ſchauenden Fiſchen), aus welcher die Gemahlin Antons von Himmelberg ſtammte.

Anton's Sohn, Heinrich von Himmelberg, ſtiftete am Montage nach St. Barbara-Tag des Jahres 1477 einen Jahrtag mit 30 Seelenmeſſen in der Pfarrkirche zu Wolfsberg.

Vor dem heil. Kreuz-Altare, an der auf den Muſikchor führenden Stiege, liegt Andreas von Himmelberg (geſtorben anno 1500) begraben. Die Inſchrift des auf dem Fußboden liegenden, ſechs Schuh langen Grabſteines iſt nicht mehr vollſtändig leſerlich; das Familienwappen

*) Siehe „Carinthia“ Jahrgang 1857 Nr. 17—48, — Jahrg. 1858 Nr. 3 bis 23, — „die Freidl in Wolfsberg.“

Digitized by Google

iſt aber deulich kennbar. — Dem Grabmale Anton's von Himmelberg gegenüber (links) ſteht ein Monument mit der Inſchrift:

„Anno Domini 1506 iſt verſchieden der edl und veſt Heinrich von Gutenperkh, und im 91 die edl Frau Anna geb. v. Bibra ſein ehlich Gemachel dem Gott gnad." In den Ecken des Steines ſind die Wappen derer von Bibra, in der Mitte das des Herrn Gutenperkh ſichtbar.

Dicht neben dieſem Epitaph ſteht das grandiöſe Grabmal des Ritters Triſtram von Schaumburg, einen geharniſchten Ritter in ganzer Figur darſtellend. — An dem Wandpfeiler links vom Hochaltare befindet ſich das aus Bronze gegoſſene Grabmonument des Vizedoms, Domherrn von Würzburg Weihurt, geſtorben im Jahre 1563, und am rechtſeitigen Pfeiler das Denkmal des Ritters Georg von Streitberg.

Zahlreiche Grabſteine ſind auch hier, wie leider in ſo vielen älteren Kirchen, zur Pflaſterung des Fußbodens verwendet und in Folge deſſen größtentheils ganz abgetreten und unkenntlich geworden. Nach den noch lesbaren Stellen einzelner Inſchriften zu ſchließen, waren es zumeiſt Denkſteine bürgerlicher Familien aus dem 16. und 17. Jahrhunderte. — An der Außenſeite der Kirche ſind vorzugsweiſe die Grabſteine des Wilhelm Paumgartner, † 1572, eines Fräuleins Urſula von Bibra, im 3. Lebensjahre geſtorben anno 1540, das Grabmal eines Herrn von Bibra, jenes einer Frau von Chimburg und vor allen das nächſt der Sakriſteithüre befindliche Monument Johann's von Himmelberg (ohne Inſchrift) bemerkenswerth, auf welchem ein geharniſchter Ritter mit einer Standarte in der Rechten abgebildet iſt.

Bei der Renovirung der Kirche wurde im Mittelſchiffe, vor dem Speiſegitter am Hochaltare, eine kleine Gruft mit zwei Särgen entdeckt, welche im Jahre 1864 in die große Gruft unter dem St. Valentins-Altare übertragen wurden. Der eine birgt die Ueberreſte der Frau Eugenie Roſina Gräfin von Jöbſtlsberg, Frau zu Winklern (geboren 1623), welche im Jahre 1640 ſich mit dem Grafen Georg von Herberſtein vermälte und im Jahre 1667 zu Winklern bei Wolfsberg ſtarb. Im andern Sarge ruht Bernardine Erneſtine, geborne Andlov, Gemalin des Karl von Moiſſelle, Hauptmanns im k. k. Regimente „Graf von Puebla", geſtorben, 26 Jahre alt, am 20. November 1774.

Unter den der Stadtpfarrkirche St. Macus gehörigen kirchlichen Gefäßen befinden ſich drei Stücke, welche durch ihr Alter und künſtleriſche Ausführung die Aufmerkſamkeit des Geſchicht- und Kunſtfreundes in Anſpruch zu nehmen geeignet ſind. Es ſind zwei Monſtranzen und ein Kelch. Die kleinere Monſtranze, aus Silber gefertigt, iſt im Renaiſſance-

Digitized by Google

Styl gehalten; ſie trägt auf dem Kreuze rückwärts die Jahreszahl 1772 — wohl 1772 zu leſen, da einer älteren Zeit die gegenwärtige Form der Monſtranze nicht entſpricht. Dieſe hat eine zweifache Lunula, in welcher die Reſte der beiden Hoſtien verwahrt werden, deren Entweihung durch ruchloſe Judenhände der Legende*) zufolge im Jahre 1336 zur Vertreibung der Juden aus Wolfsberg Anlaß gab.

Die größere Monſtranze, im rein gothiſchen Style gebaut, wiegt 7 Pfund und iſt ein ſchönes ſehenswerthes Kunſtwerk. Sie trägt am Fuße die Inſchrift:

„In gloriam et honorem Dei impensis ecclesiae Wolfsbergensis opus hoc factum sub regimine Reverendissimi, Illustrissimi Principis ac Episcopi Bambergensis D. D. Joannis Godefridi ab Ashausen et sub ejusdem grat. et cels. Vicedomino Joanni Georgio a Stadion, Canonico et Jubilaeo. Cancelario vero Joanne Fries anno ab incarnatione Jesu Christi MDXI."

Das Vorzüglichſte unter dieſen drei ehrwürdigen Denkmalen alter Kunſt iſt der gothiſche, aus vergoldetem Silber vortrefflich und äußerſt zierlich gearbeitete Kelch, der zwar keine Jahreszahl trägt, aber die Annahme vollkommen rechtfertigt, daß er aus der ſelben Zeit, wo nicht aus demſelben Jahre ſtamme, wie die zweitbeſchriebene Monſtranze.

Zum Schluſſe beifügen wir die Reihenfolge der Pfarrer von Wolfsberg, die wir den Notizblättern des Herren von Benedikt entnehmen:

Anno 1263 — Engelbert.
„ 1293 — Heinrich.
„ 1383 — Dietmar von Reiſperg.

*) Juden trieben in einer Schenke Spott mit zwei geweihten Hoſtien, indem ſie ſelbe mit Meſſern durchſtachen. Als aus den zerſchnittenen Hoſtien Blut floß, warfen ſie dieſelben in einen, nächſt der Dreifaltigkeits-Kirche an der Lavant ſtehenden, ſteinernen Ofen, in welchem ſie Feuer anmachten, um die Hoſtien zu verbrennen. Dieſe erhoben ſich aber aus den Flammen, ſchwebten in der Luft fort über die Lavant, und ließen ſich auf einen in der Mitte des Fluſſes emperragenden Felsblock nieder. Das an den Ufern der Lavant weidende Vieh fiel alsbald, wie anbetend, auf die Knie nieder, zum Erſtaunen des zahlreich verſammelten und ob dieſer Erſcheinung höchſt beſtürzten Volkes. Man wollte die Hoſtien aus dem Waſſer holen, aber Niemandem gelang es, ſie von dem Felsſtücke loszubringen, bis man den frommen Abt des Stiftes St. Paul berief, der mit ſeiner Cleriſey in feierlicher Prozeſſion gezogen kam, und auf deſſen Gebet die Hoſtien ſich erhoben und an das Ufer ſchwammen, wo ſie von ihm mit einem geweihten Teller gefaßt und mit großem Gepränge in die Stadtpfarrkirche getragen wurden.

Digitized by Google

Anno 1404 — Hermann von Giezen.

" 1414 — Hörmann.

" 1418 — Nikl. Pirner.

" 1419 — Nikl. Tantigl.

" 1429 — Heinrich Fenbek.

" 1448 — Peter Hochſtetter.

" 1486 — Oswald Fladnitzer.

" 1514 — Erhard Vorſtner.

" 1556 — Simon Hammer.

" 1585 — Lorenz Ritter.

" 1587 — Joſef Hammer, primus qua Decanus.

" 1612 — Joh. Wolfgang Reuter.

" 1614 — Michael Rorer.

" 1614 — Joh. Wolfgang Kürſtner.

" 1618 — Peter Rotario.

" 1633 — Maximilian Lambert Troyer.

" 1641 — Primus Adam Sager, Philosophiae de U. J. Dr.

" 1660 — Johann Bapt. v. Dornſperg.

" 1663 — M. Chriſtian Friedrich.

" 1664 — Michael Britz.

" 1680 — Andreas Stefan, Theologiae Dr.

" 1688 — Philipp Jakob Reiſchl.

" 1695 — Johann Bartlmä Krasnig.

" 1703 — Franz Xaver Bluech.

" 1707 — Joh. Joſef Poſch.

" 1713 — Joh. Anton Auguſtin Freiherr von Aichold.

" 1716 — Albert Joſef Freiherr von Neuhofen.

" 1757 — Georg Xaver Mordax von Darenfeld.

" 1786 — Johann Adam Melchior.

" 1788 — Anſelm von Edling, früher Abt zu St. Paul.

" 1791 — Andreas Greiptner.

" 1803 — Burkhard von Kammerlander.

" 1825 — Honorat Dexel.

" 1834 — Joſef Muſchitſch.

" 1838 — Andreas Raſpottnigg.

" 1855 — Wenzeslaus Pagani.

" 1862 — Rudolf Guſſenbauer. G.

Digitized by Google

Die Farn- oder Zapfen-Palmen.

Von Guſtav Adolf Zwanziger.

Die geneigten Leſer erinnern ſich vielleicht noch der bei anderthalb Geviertſchuh meſſenden, ſchwarzen Schieferplatte von Raibl mit dem prachtvollen Abdrucke einer *Cycadee* aus der Triaszeit, welche Herr Bergverwalter Cajetan *Schnablegger* unter anderen Bergerzeugniſſen Raibls im vorigen Jahre in der Ausſtellung der Montaninduſtrie Kärntens im Gartenſalon des Maßlgartens zur Anſicht brachte und die eine Zierde dieſer Ausſtellung bildete. *Bronn* beſchrieb 1858 nach höchſt ungenügenden zerriſſenen Blattreſten dieſe Pflanze als Nöggerathia vogesiaca und vereinigt ſelbe mit Yuccites dubius und vogesiacus Schper et Moug., gänzlich andern Familien angehörenden Pflanzen. *Schenk* bezeichnete ſie 1865 richtiger als Pterophyllum Bronnii, eine ſchmalfiederige Art, ebenfalls von Raibl, als Pterophyllum giganteum.

Die jetzt im naturhiſtoriſchen Landes-Muſeum befindliche, tadellos erhaltene Wedelſpitze erlaubte mir eine genaue Beſchreibung derſelben zu verfaſſen und ſie der foſſilen Gattung Sphenozamites Brongn. des Jura und der Trias, die zamienartigen Cycadeenblattenreſte mit keilförmigen, meiſt an der Spitze ſchief abgerundeten Fiederblättchen als (richtiger) Sphenozamia Augustae m. einzuverleiben. Von einem Pterophyllum, in welcher Gattung die kurzen Fiedern der Spindel der *ganzen Breite* nach aufſitzen, kann wohl füglich keine Rede ſein. Der gutgewählte und bezeichnende Gattungsname kommt vom griechiſchen *Σφενος* (sphenos), der Keil und Zamia, welcher Name von Linné für eine im heißen Amerika noch lebende Cycadeengattung verwendet wurde. Der Artname bedeutet die *Erhabene*, welchen Titel ſich mit dem semper voran ſelbſt die römiſchen Kaiſer gefallen ließen.

Die Fiedern unſeres unpaarig gefiederten Cycadeenwedels von Raibl ſind von 3 bis nahezu 6 Zoll lang, an der breiteſten Stelle 2 bis 3½ Zoll breit, verlängert verkehrt eiförmig - keilig und an der verbreiterten Spitze nach unten ſchief abgerundet und ganzrandig, ſich gegen die Spindel verſchmälernd und lederartig. Die ganze Fläche der Blättchen wird von ſehr feinen, geraden, längsläufigen Nerven durchzogen, von denen *vier auf den Millimeter* gehen. Die eingehende Beſchreibung wird im nächſten Jahrbuche des Muſeums (XI) erſcheinen, und es iſt mir eine

Digitized by Google

angenehme Pflicht, die rühmenswerthe Bereitwilligkeit dankend hervorzuheben, mit welcher ich in meiner Arbeit von Herrn k. k. Regierungsrath Dr. Eduard Fenzl in Wien, Vorſtand des k. botaniſchen Cabinetes, durch die leihweiſe Mittheilung der betreffenden Hauptwerke *) und der getrockneten Cycadeenwedel des k. botaniſchen Muſeums, ſowie von Herrn k. k. Garteninſpektor Adolf Vetter in Schönbrunn durch Einſendung lebender Wedel aus den reichen Gewächshäuſern des k. Pflanzengartens bei Hietzing in zuvorkommendſter Weiſe unterſtützt wurde, da man von einer ſo kleinen Stadt wie Klagenfurt gewiß nicht verlangen kann, eine ſo wenig zahlreiche Familie tropiſcher Pflanzen entweder lebend oder durch koſtſpielige Werke vertreten zu beſitzen.

Nur in Raibl wurden bisher in Kärnten urweltliche Cycadeen, und zwar 5 bis 6 Arten aufgefunden. Sie ſpielten von der Devoniſchen bis zur Kreidezeit herab eine hervorragende Rolle in der Pflanzenwelt, auch in unſeren jetzt ſo kühlen Breiten, und es ſind (nach Miquel's Prodr. syst. Cycad. 1861) 312 ausgeſtorbene Arten bekannt geworden, welche ſich in 22 Gattungen vertheilen. Nach der neueſten Zuſammenſtellung in de Caudolle's Prodromus leben heutzutage nur mehr 68 gutgekannte Arten in 10 Gattungen, zu denen noch etwa ein halbes Dutzend ungewiſſe kommen. Alle ſind gegenwärtig auf die warmen Erdſtriche beſchränkt, wo ſie ihrem gänzlichen Ausſterben allmälich entgegengehen. Sehr merkwürdig iſt es, daß aus der Tertiärzeit keine einzige Cycadee bekannt geworden iſt. Sie werden ſich aber aller Wahrſcheinlichkeit nach bei näherer geologiſcher Unterſuchung der Schichten wärmerer Erdſtriche noch vorfinden, da es ſchlechterdings unmöglich iſt, daß ſie in derſelben fehlten und ſie ſich von ihrem erſten Auftreten an bis heute in ununterbrochener Folge fortentwickelt haben müſſen.

Da die Familie der Cycadeen, auch Farn- oder Zapfenpalmen genannt, alſo auch für die urweltliche Flora Kärntens nicht ohne Bedeutung iſt und um obige Einſendungen ſeltener Werke und

---

*) Monographia Cycadearum. Scripsit F. A. G. Miquel. Trajecti ad Rhenum, R. Natan, 1842 gr. fol. 82. p. 8 tab.

Prodromus Systematis Cycadearum. Edidit F. A. Guil. Miquel. Ultrajecti et Amstelodami, van der Post, 1861. 4°. 36 p.

De Candolle, Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis. . . editore et pro parte auctore Alphonso De Candolle. Pars XVI. sectio posterior. Parisiis, s. Vict. Masson, 1868. 8°. (p. 522—547. Cycadaceae, auctore Alph. De Candolle).

Digitized by Google

Wedel ausgiebiger zu verwerthen, halte ich es für angezeigt, hier einen allgemeinen Abriß dieſer ſchönen und fremdartigen Pflanzenform, ihrer natürlichen Verwandtſchaft und ihres Nutzens für den Menſchen zu geben.

So wie es in der Urwelt Thiergattungen gab, welche die Merkmale der verſchiedenſten, heutzutage weit auseinanderſtehenden Formen, wie z. B. Anoplotherium u. a. von Pferd, Rind und Schwein in ſich vereinigten, ſo gab es auch ſolche Pflanzenformen, von denen ſich mehrere bis in die Jetztzeit erhielten, und wovon unſere Familie ein ſehr bemerkenswerthes Beiſpiel darbietet, deren Einreihung in die natürliche Pflanzenanordnung den Syſtematikern nicht wenig Kopfzerbrechen verurſacht e und die verſchiedenſten widerſtreitendſten Anſichten zu Tage förderte.

Selten findet man in Reiſewerken die Cycadeen ausdrücklich erwähnt, da ihre Tracht vollſtändig mit jener der Palmen übereinſtimmt, von denen ſie doch durch ihre Blüthen- und Fruchtbildung ſo ſehr abweichen, daß ſie mit den ihnen ſonſt ganz unähnlichen Zapfen- und Nadelbäumen, den Coniferen in eine Ordnung, die Naktſamer oder Gymnoſpermen, zuſammengeſtellt werden müſſen, welche zwiſchen den Farnen und den Angioſpermen oder Bedecktſamern, allen übrigen Phanerogamen, in der Miite ſtehen. Der einfache, ziemlich dicke und walzenförmige Stamm erhebt ſich zuweilen ſäulenartig bis zur Höhe von 40 Fuß, bleibt aber meiſt niedriger, einige Schuh bis mannshoch, erſcheint dann durch ſeine Dicke plump und iſt oft faſt zwiebelförmig verküzt und gewöhnlich mit breiten Blattnarben bedeckt. Auf ſeinem Gipfel erhebt ſich eine ſtrahlige Krone von palmenartigen, öfters bis zu 12 Fuß langen, immergrünen, lederartigen, auch ganz ſtarren Fiederblättern. Die auf getrennten Bäumen wachſenden männlichen und weiblichen Blüten, ſowie die Früchte ſind in Zapfen angeordnet. Die verſchiedenartig geſtalteten Zapfenſchuppen tragen an ihrer Unterſeite ſowohl die Blütenſtaubmaſſen als auch die Eichen, welche ſich nach der Befruchtung zu den zuweilen mit einer fleiſchig werdenden Oberhaut verſehenen Samen ausbilden.

Schon Rumph bemerkte die große Aehnlichkeit der Gattung Cycas mit den Baumfarn, welche beſonders durch die ſchneckenförmig eingerollte Knoſpenlage der jungen ſich entwikelnden Blätter angedeutet wird und nennt ſie zwiſchen Palmen und Baumfarn in der Mitte ſtehend. Linné zählte ſie zuerſt zu den Palmen, ſpäter aber zu den Farnen, zwiſchen welchen Familien ſie nun lange herumſchwankten. Richard ſtellte zuerſt eine eigene Familie der Cycadeen auf, zwiſchen Palmen und Farnen.

Digitized by Google

Robert Brown wies durch ſeine Blütenzergliederungen die Aehnlichkeit und Verwandtſchaft mit den Coniferen oder Zapfenbäumen nach, welche heutzutage allgemein anerkannt iſt.

Richard ſagt von den Cycadeen, daß wir in ihnen eine abgeſonderte Pflanzengruppe vor uns haben, von welcher die drei großen Auszweigungen des Pflanzenreiches, die Kryptogamen (Verborgenehigen), die Monocotyledonen (Einſamenlappigen) und Dicotyledonen (Zweiſamenlappigen) ausſtrahlen. Sie zeigt, wie keine andere Pflanzenfamilie, daß die Verwandtſchaftsbeziehungen zwiſchen manchen Pflanzen oft ſehr verwickelt ſind. Wenn man nicht ſtreng den für unſere Eintheilungen maßgebenden Grundſätzen folgen will, ſo bilden die Cycadeen durch ihre Verwandtſchaft mit den Palmen die natürliche Brücke, welche die zweiſamenlappigen mit den einſamenlappigen Pflanzen (Gräſer, Lilien, Palmen) verbindet und durch ihre anderſeitige Verwandtſchaft mit den Farnen das Band, welches dieſe beiden Gruppen mit den Kryptogamen vereinigt.

Eine Pflanzenfamilie, welche bald mit den Palmen, bald mit den Farnen und bald mit den Nadelhölzern, dieſen drei ſo ſehr verſchiedenen und typiſchen Pflanzengeſtalten verglichen wird, iſt gewiß ſehr merkwürdig und einer näheren Betrachtung werth.

Die noch lebenden Zapfenpalmen können als in vier Provinzen über die zwiſchen den Wendekreiſen befindliche heiße Mitte des Erdballes und zuweilen etwas darüber betrachtet werden, wovon auf die alte Welt drei, auf die neue eine kommen. Die erſte Provinz umfaßt Aſien, von Madagascar an, beide indiſche Halbinſeln und die indiſchen Inſeln, den nördlichen tropiſchen Theil des Feſtlandes von Auſtralien und reicht nördlich bis China und Japan, öſtlich in der Inſelwelt des ſtillen Meeres ſind die Grenzen unbekannt. Dieſer Provinz iſt die Gattung Cycas eigen, der zweiten, welche das ſüdlichere außertropiſche Neuholland in ſich begreift, die Gattungen Macrozamia und Bowenia. Die dritte Provinz der alten Welt bildet das vom Kap der guten Hoffnung nördlicher gelegene und heißere Südafrika mit den eigenthümlichen Gattungen Encephalartos und Stangeria. Die vierte Provinz der neuen Welt reicht von Südcarolina und Florida im Norden, durch Mexico, Weſtindien, bis in die Hochgebirge Bolivias und die Campos Braſiliens mit der Gattung Zamia, während die Gattungen Ceratozamia und Dioon auf Mexico, Microcycas auf Cuba beſchränkt, und Lepidozamia ungewiſſer Herkunft iſt.

In Japan und den umliegenden Inſeln, ſowie auch in China, wird

Digitized by Google

häufig die eingerollte Cycas (Cycas revoluta Thunbg.) mit dunkel-grünen, kammartig gefiederten, bis über klafterlangen Wedeln und ſchmalen, am Rande eingerollten Fiedern in der Nähe der Häuſer und in Gärten angepflanzt. Der dicke Stamm wird mannshoch und iſt am Gipfel zuweilen in wenige Aeſte getheilt. Durch die Künſte der berühmten japaneſiſchen Gärtner werden auch niedliche Zwergbäumchen erzeugt, deren Wedelchen kaum ſpannenlang ſind. Die Früchte der Gattung Cycas wachſen nicht wie bei den übrigen Gattungen in Zapfen, ſondern in den Ausbuchtungen veränderter und verkürzter herabhängender Blätter, welche Kolben genannt werden. Bei unſerer Art ſind die reifen Früchte faſt eiförmig, gelb oder orangeroth mit einem ſammtartigen, leicht ab-wiſchbaren Ueberzuge verſehen, etwas über einen Zoll lang und den Aprikoſen nicht unähnlich und ſteinfruchtartig. Sie werden von den Ja-paneſen gegeſſen, ebenſo wie das ſtärkemehlreiche Mark des Stammes, aus dem ſie „Sagu" genanntes Mehl und daraus Brod bereiten. Thun-berg erzählt darüber: „Das über alle Maßen nahrhafte Mark des Stammes (supra modum nutriens) wird ganz beſonders geſchätzt. Es wird verſichert, daß die Soldaten im Kriege mit einem kleinen Stückchen deſſelben lange ihr Leben friſten können, und damit der Feind von dieſem höchſt nützlichen Nahrungsmittel keinen Gebrauch machen könne, iſt es bei Verluſt des Kopfes verboten, dieſe Palme aus dem japaneſiſchen Reiche auszuführen." Gar ſo arg ſteht es wohl mit der Nahrhaftigkeit des Sago nicht, die früheren Jahrhunderte gefielen ſich aber bekanntlich ſehr in groß-artigen und höchſt naiven Uebertreibungen, und heutzutage findet ſich unſere ſchöne Zapfenpalme häufig in den Glashäuſern der europäiſchen Gärten, ſowie in den warmen Erdſtrichen, in Madeira, Braſilien u. ſ. w. verbreitet. Bei der japaneſiſchen Pflanze ſind die unterſten Blattfiedern in verkürzte Dornen verwandelt, welche im wärmeren Cochinchina (Cycas inermis Lour.) fehlen.

Noch ſchöner iſt die in Malabar ſehr häufig in nicht weit von der Meeresküſte entfernten Gärten angepflanzte Cycas circinalis L., deren bis anderthalb Fuß dicker Stamm oft eine Höhe von 40 Fuß erreicht, und ſich ſelten an der Spitze in 3, 4 bis 5 Aeſte theilt. Die Blätter ſind oft bis 8 Fuß lang und die Fiedern etwas breiter (9—18 mm.) als bei der vorhergehenden Art und auf jeder Seite der Blattſpindel befinden ſich 90 bis 100. Der Baum hat eine ſehr zähe Lebenskraft. Ein abgeſchnittener Aſt wächſt, nur ſeicht in die Erde verſenkt, wieder zu einem neuen Baume aus und abgeſchnittene Stammſtücke treiben friſche Wurzeln. Wenn der

Digitized by Google

Stamm auch mehrere Jahre aus der Erde genommen trocken aufbewahrt wird, ſo ergrünt ſelber doch wieder, wenn er der Erde übergeben wird.

Es iſt nicht ganz zweifellos, ob den alten griechiſchen Aerzten unſere Cycas ſchon bekannt war. Sprengel hält dafür, daß es die von Theophraſtos *Κυκας* genannte Palme ſei, wegen der Verwendung zum Brodbacken, von welcher dieſer Schriftſteller ſpricht. Da aber die echten Sagopalmen (Sagus) in dieſer Hinſicht viel wichtiger ſind, und die Cycasarten nur in den entlegenſten Gegenden Aſiens zu dieſen Zwecken verwendet werden, ſo iſt Sprengel's Ausſpruch nicht ſichergeſtellt. Ebenſo zweifelhaft ſind die Berichte der arabiſchen Aerzte Wahabi und Abu Said, welche im 9. Jahrhundert Aſien bereiſten und uns von Bäumen erzählen, die zur Brodbereitung dienen. Allerdings mußte die nützliche und ſchöne Cycas jedem Europäer gleich auffallen, doch ſind die älteren Nachrichten über Sagokörner liefernde Bäume nur mit Behutſamkeit hieher zu ziehen. Die verläßlichſten Nachrichten gab uns Rheede tot Drakenſteen in ſeinem horto malabarico. Die Gewinnung des Sago ſtimmt wahrſcheinlich mit jener aus den eigentlichen Sagopalmen überein, welche uns Wallace im zweiten Bande ſeines malaiſchen Archipels ſo anſchaulich beſchreibt. Das mit Holzfaſern durchſetzte Mark wird mit Keulen geſchlagen, die ausfallenden Körner dann ausgewaſchen und getrocknet und daraus flache Kuchen gebacken.

Die den Pflaumen nicht unähnlichen Früchte werden von den Malabareſen mit Thomaszucker (? von der Arengapalme?) gegeſſen, weil ſie ſonſt verſtopfend wirken. Nach Hamilton werden in Malabar die Nüſſe geſammelt, den glühenden Strahlen der Sonne einen Monat lang ausgeſetzt, in einem Mörſer zerſtoßen und von den Armen gegeſſen, welche in der trockenen Jahreszeit von Mitte Juni bis Mitte September dem Hunger preisgegeben ſind. Aehnliches theilt Rumph von einer auf den Molluken wachſenden Art mit, deren Kerne ebenfalls eßbar ſind, welche im rohen Zuſtande aber tödtlichen Durchfall erregen ſollen. Nach Rumph beſitzen ſie einen etwas bitterlichen, aber nicht ſcharfen Geſchmack. Vor dem Genuſſe läßt man ſie daher eine Nacht im Waſſer weichen oder man kocht ſie. Die Bewohner der Aru- und Keyinſeln legen ſie in Erdgruben und ſetzen ſie dort dem Feuer aus. Die rohen und jungen Früchte ſcheinen daher einen Giftſtoff zu enthalten, welcher vielleicht den giftigen und ſcharfen Stoffen mancher Zapfenbäume, ſo der Taxineen zu vergleichen iſt.

Aber nicht nur der mehlreiche Stamm und die Früchte werden

Digitized by Google

benützt, ſondern auch das Gummi, welches viele Arten aus dem Stamm und den Blattſtielen ausſchwitzen, iſt ein beliebtes Heilmittel. Rheede berichtet darüber als Augenzeuge: Der aus den jungen Blatttrieben ausgepreßte Saft lindert Leibſchmerzen und Hitze und heilt Blutbrechen. Die zerſtoßenen Fruchtzapfen, als Umſchlag auf die Lenden gelegt ſind für Nierenleiden gut. Aus den in Waſſer gekochten Früchten wird ein abführendes Mittel bereitet. Das Gummi ſelbſt iſt ein Gegengift, mit Hühnerkoth vermiſcht und auf die Wunde gelegt, beſonders gegen Schlangenbiß. Die jungen gekochten Blätter ſind für die Bewohner der Molukken ein angenehmes Gemüſe, daher ſie Wurmb auch Kohlpalme nennt. Auf den Aru- und Keyinſeln werden die friſchen Kerne geſchabt, und heilen aufgelegt die bösartigſten Geſchwüre. Zu gleichem Zwecke werden auch die männlichen Blütenzapfen verwendet, welche nach Rumph oft bis zu 9 Pfund wiegen. Die Rinde und das weichere Holz werden mit Pinang gekaut und bewähren ſich ſehr heilſam für Geſchwülſte.

Nicht minder werden ſie zu heiligen Zwecken verwendet. Die vom heil. Thomas bekehrten Malabareſen ſchmücken ihre Tempel an Feſttagen mit den ſchönen Fiederblättern, weil ſie nicht ſchnell abwelken. Daher wird der Baum von den Portugieſen auch Kirchenpalme (Palma d'igresia) genannt. Hooker ſah in Frankreich den gleichen Gebrauch, und auch die europäiſchen Juden zieren bei Feſtlichkeiten damit ihre Synagogen. Die Tamboccaneſen eſſen nach Rumph die Früchte, wenn ſie einen Verſtorbenen betrauern. Vielleicht ſehen die Indier in den Samen, deren abſterbende Schale einen neuen Lebenskeim umhüllt, ein Sinnbild der Unſterblichkeit? Die Javanen pflanzen den Baum häufig auf die Gräber.

So ſehen wir alſo von allen Theilen unſerer Pflanzen nützlichen Gebrauch gemacht. Es gibt auf den Inſeln des indiſchen und ſtillen Meeres noch gegen ein Dutzend Arten, welche alle der C. circinalis gleichen, oft mit ihr verwechſelt und wahrſcheinlich zu den gleichen Zwecken verwendet werden. Sie gehören alle der heißen Ebene an. So ſah Dumont d'Urville eine für C. circ. gehaltene Art in Neu-Irland, faſt unter dem Gleicher, unter tropiſchen Mimoſen, Pterocarpen, Terminalien, Caryoten und Arecapalmen, ſowie ſpäter beim Hafen Doreh in Neu-Guinea (Voyage de l'Astrolabe).

Die zweite ſehr merkwürdige Cycadeengattung iſt die mit Recht ſonderbar genannte Stangeria paradoxa von Port Natal in Südoſtafrika. Es iſt ein kleines Bäumchen mit kurzem (ſchuhhohen) faſt rübenförmigem Stamme und gefiederten Blättern. Die Blättchen ſind länglich,

umrandet, wie bei Cycas mit einer Mittelrippe durchzogen, aber fiedernervig und wie bei vielen Farnen ſind die Seitennerven gabelig getheilt, weßhalb die ſo abweichende Pflanze von dem berühmten Farnkenner Kunze in Leipzig, bevor man Blüte und Frucht kannte, als zwei Farnarten, Lomaria coriacea und eriopus, beſchrieben wurde.

Im ſüdlichen Afrika iſt auch die dritte Gattung unſerer Familie Encephalartos Lehm. in 10 Arten verbreitet, von den Boers Broodboom (Brodbaum) genannt, weil das Mark ihrer meiſt kurzen, dicken, bis 4—5 Fuß hoch werdenden, oft aber auch kaum aus der Erde hervorragenden unförmlichen Stämme den Kaffern als Brod dient. Thunberg erzählt, daß die Kaffern das ſehr ſtärkemehlreiche Mark der Bäume röſten und dann an Stelle des Brodes eſſen. Die Frucht ernährt viele Käfer.

Am blumengeſchmückten Cap der guten Hoffnung, welches nach der Meinung eines britiſchen Oekonomen wohl die Augen eines Botanikers erfreuen kann, aber deſſen gemalte Unfruchtbarkeit (painted sterility) am wenigſten geeignet ſei, die Hoffnungen des Landwirtes zu erregen, wachſen dieſe ſeltſamen Bäume noch nicht, ſondern weiter landeinwärts nach Norden, in den heißeren von den Kaffern bewohnten Gegenden, wo die Haideſträucher und Proteaceen des Caps verſchwinden und die heißen Winde aus den nördlichen Sandwüſten verſengend wehen. Die erſten Spuren dieſer Brodbäume trifft man nach Ecklon und Zeyher bei Uitenhage, wo einzelne 200—300 Jahre alte Stämme an den Bergabhängen oft viele Meilen weit von einander entfernt ſtehen und ſich faſt gar nicht vermehren. Eine reichere Ausbeute machten obige Reiſende im Innern des Landes der Amatymbis oder Tambokis. Sie wachſen zwar auch in der Ebene, ziehen aber gebirgige Gegenden vor. Manche Arten lieben ſteinigen, andere humusreichen Boden und mit dichtem Gebüſche bewachſene Orte. Die Berge, welche ſie bewohnen, ſind 2000 Schuh hoch und Ausläufer eines 8000—10.000 Fuß hohen Joches mit Schneegipfeln, welches allmälig gegen die Delagoabai abfällt und mindeſtens 1800 engliſche (bei 36 deutſche) Meilen von der Capſtadt entfernt. Niemals findet man ſie häufig, ſondern gewöhnlich drei oder mehr Stücke, aus den Samen einer Mutterpflanze entſproſſen, beiſammen. Sie ſcheinen bis zum 20° ſüdl. Breite zu reichen, und ſind daher den ſubtropiſchen Pflanzen beizuzählen. Wahrſcheinlich birgt das unbekannte Innere von Afrika noch mehrere Arten, und es gelang dem berühmten Afrikareiſenden, Geographen und Botaniker Dr. G. Schweinfurth

Digitized by Google

aus Berlin, dem wir ſo viele wichtige Aufſchlüſſe über die gänzlich unbekannten Länder des äquatorialen Nordoſtafrika's, ſeine Bewohner und Pflanzenwelt verdanken, auch im Niam-Niamlande der vermeintlich geſchwänzten Neger, deren Anhängſel ſich als ein Lederriemenende erwies, eine neue Art unſerer Brodbäume zu entdecken. Er ſagt darüber in Petermann's geographiſchen Mittheilungen, 1872, S. 285:

„... Die dichten Waldungen (in Dar Fertit) waren bei der Anweſenheit eines höchſt intereſſanten Gewächſes durch fremdartigen und unerwarteten Vegetationscharakter ausgezeichnet. Hier zeigte ſich nämlich die prachtvolle Cycadee des Niam-Niamlandes, deren nördlichſte Verbreitungsgrenze ich auf meiner vorjährigen Reiſe nach Süden unter 5° 40′ n. Br. gefunden, von Neuem in großer Menge. Der bisher nur mit kugelrundem, in die Erde verſenktem Stamm wahrgenommene Encephalartos (jetzt auch lebend im botaniſchen Garten zu Berlin) bildete in dieſen des Unterholzes ermangelnden Wäldern einen oberirdiſchen Stamm von 1—2′ Höhe und im Dunkel der hochſtämmigen Bäume nahmen ſich die wunderbaren Geſtalten ſeiner prachtvollen Krone aus wie ein nicht hingehöriger, aus fremden Welttheilen erborgter Schmuck. ...“ (Nach der beigegebenen Karte liegt der geſchilderte Wald mit Encephalartos ſüdlich vom Fluſſe Biri unter beiläufig 7¼° n. Br. und 26° öſtlicher Länge.)

Das Djurgebiet beſchreibt Schweinfurth als ſehr verſchieden von der Nilflora. Der Fluß Wau iſt nicht mit dem Wau zu verwechſeln, wo Dr. Steudner ſeinen Tod fand, und kommt tief aus den Niam-Niamländern. Der Zauber ſeiner lieblichen Waldeinſamkeit begeiſterte Schweinfurth zur Feier ſeiner Taufe auf der geographiſchen Karte als „großer Wau“ zu einem Liedchen, welches am beſten die Stimmung zeigt, wie ſie auf dieſen reizenden Touren in Centralafrika vorzukommen pflegt, wo dem Reiſenden Genüſſe, wie ſonſt nie im Leben erwuchſen.

Erinnerung an den Wau in Centralafrika, 29. April 1869.

Ich kenn' im fernen Mohrenland
Ein Flüßchen, das faſt unbekannt,
Wau, Wau.
Es fließt, von grünem Laub umſtellt,
Und überwölbt vom Himmelszelt,
Blau, blau.
Zu dieſem kleinen Paradies
Ein weiter Weg mich kommen ließ,
Rauh, rauh!

So zog auf Straßen krumm und g'rad
Ich hin zu ſeinem Silberpfad,
Schlau, ſchlau.
Das Glück war meines Namens wert,
Es wird nicht Jedem ſo beſchert!
Sau, Sau!
Da träumt ich unterm kühlen Dach
Uralter Bäume und ſann nach —
Schau, ſchau!

Digitized by Google

Das Leben hinter mir verlieh
Nichts als verkehrte Theorie,
Grau, grau.
Zwei Hunde, die ich mitgebracht,
Die haben mich bald wach gemacht,
Hau, hau!
Der große bellt, der kleine bellt,
Und hin durch alle Wälder gellt:
Wau, wau!
Des Waldes Echo nimmt es auf,
Es nennt des Flüßchens eig'nen Lauf,
Wau, Wau.

In tauſendfachem Widerhall
Klingt nur des einen Wortes Schall
Wau, Wau.
Es hallt und ſchallt in Einem fort
Dies eine kleine Hundewort
Wau, wau.
Und Wort und Flüßchen ewig ſind
Nun meiner Seele Angebind,
Wau, wau.

Die Ufer grün, das Waſſer blau,
Das war das kleine Flüßchen Wau!

Enthält das niedliche Gedichtchen auch keine beſondere Poeſie, ſo ſchildert es uns doch das freudige Entzücken des Reiſenden in jener herrlichen Gegend, und daß es in Mittelafrika trotz Sklavenjägern, Hitze, Fieber und Löwen doch nicht immer gar ſo ſchrecklich iſt, wenn man von kühnem Forſchungsdrange beſeelt iſt, die Leute hübſch in Ruhe läßt, und ſie vor allem nicht zu bekehren ſucht. Bei aller Hochachtung vor Livingſtone's großartigen Entdeckungsreiſen im ſüdlichtropiſchen Afrika müſſen wir doch geſtehen, daß ſie für die Wiſſenſchaft nutzbringender hätten ſein können. Seine Breiten- und Längenaufnahmen ſind ungenügend und am allerwenigſten iſt er Naturkundiger, der ſich um Thiere, Pflanzen und Steine kümmerte, durch ſeine Entdeckungen von vermeintlichen Thee- und Chinarindenbäumen aber gar manche Anſiedler irreleitete.

Die Blättchen der ſtarren, ſteif leder- oft faſt ſchon holzartigen, bis klafterlangen Fiederblätter der Encephalartos-Arten ſind viel mannigfaltiger geformt als bei Cycas, gewöhnlich mit einer Dornſpitze verſehen, ſchmal lineal, lanzettlich bis länglich, ganzrandig oder dornig gezähnt und gelappt. Die erſte Nachricht von ihnen ſcheint Burmann am Schluſſe ſeines Thesaurus zeylanicus, in einem Verzeichniſſe afrikaniſcher Pflanzen zu geben, wo er von einem afrikaniſchen Farn, deſſen Fiederlappen in einen Dorn auslaufen, ſpricht, wahrſcheinlich Encephalartos horridus Lehm. oder E. caffer Lehm., welch letzterer in der Karru gewöhnlich zur Brodbereitung verwendet wird. Das Mark wird in ein Fell gewickelt und einen Monat oder länger in die Erde vergraben. Halbfaulig wird es dann zwiſchen zwei Steinen zerrieben, mit Waſſer zu einem Teige geknetet und aus ſelbem flache Kuchen geformt, die in glühender Aſche gebacken werden. Die Encephalartos zeigen gegen Hitze eine große Unempfindlichkeit. Nach Thunberg gedeiht E. caffer nach Steppen-

Digitized by Google

bränden, welche die Stammrinde ganz verbrannten, erſt recht luſtig und blüht dann. Miquel ſah aus Südafrika gebrachte Stämme mit verkohlter Rinde, deren Leben dadurch nicht im mindeſten gefährdet war.

Am Endeavour-River im nördlichen Auſtralien unter 15° ſüdlicher Breite und an der Buckingham's-Bai fand Allan Cunningham eine vierte Gattung mit doppelt fiedertheiligen Blättern, welche er für eine Aroidee hielt und Dracontium polyphyllum nannte, welcher Name von Hooker in Bowenia spectabilis umgewandelt wurde. De Candolle zweifelt ſogar, ob die Trennung von der Gattung Encephalartos, mit welcher Blüthen und Fruchtbildung übereinſtimmen, gerechtfertigt ſei, da wir auch in anderen Gattungen, wie bei Waldrebe, Hahnenfuß, Aralia, den Begonien, Manihot u. ſ. w. die Theilung des Blattrandes ſehr veränderlich finden. Der Umriß des Blattes iſt faſt kreisrund, die Fiedern erſter Ordnung ſparſam, jene zweiter Ordnung drei- bis fünffach getheilt, ſchief eiförmig oder lanzettlichſpitzig, mit 12—15 Längsnerven. Das fleiſchige, walzige Stämmchen erhebt ſich kaum über die Erde.

Einen ſtattlicheren Wuchs zeigt die im außertropiſchen Auſtralien in 7 Arten gedeihende fünfte Gattung Macrozamia Miq. mit oft mächtigen über zwei Klafter langen Fiederblättern und zahlreichen (bis 250) lineallanzettlichen, am Grunde oft ſchwieligen Fiedern mit gleichlaufenden Längsnerven. Bei manchen Arten erreicht der Stamm, der bei andern niedrig bleibt, die Höhe von 30′, wie bei Macr. Preissii Lehm., welche Fraſer auf einer Inſel an der Mündung des Schwanenfluſſes in Südweſtauſtralien fand, wovon er wie folgt erzählt: „Die Inſeln an der Küſte beſtehen aus angeſchwemmtem Lande. Ihre Ufer ſind mit Metroſideros und Caſuarinen bedeckt, ihr Inneres mit ſalzliebenden Fettpflanzen. Auf einer dieſer Inſeln erſah ich eine palmenähnliche Pflanze mit ſpiraliger Frucht, welche bis 30′ Höhe erreichte. Der Grasbaum (Zanthorhoea arborea) war von gleicher Höhe und gaben dem Walde in Verbindung mit den ſtolzen Bankſien ein vollkommen tropiſches Gepräge (imparted to the forest a character perfectly tropical). Es iſt erwähnenswerth, daß in Neuſüdwales das Vorkommen von Bankſien, Zamien (Macrozamia spiralis Miq) und Grasbäumen als ſichere Kennzeichen eines ſchlechten Bodens betrachtet werden.“ Die übrigen Arten wachſen an den Ufern der Flüſſe und des Meeres, wie an der Moreton-Bai, aber auch auf Gebirgen des Innern, wie in der Expedition- und Mac Donnell-Range.

Digitized by Google

In den pflanzenreichen, ſchattigen und waſſerreichen Schluchten der Tierra caliente am Oſtabhange des mexikaniſchen Hochlandes wächſt mit kleinen Palmen, Chamädoreen und Baumfarn mit blaugrünen Wedeln, dem Cibotium Schiedei, zuſammen die ſechſte Gattung Dioon Lindl. mit einer Art D. edule Lindl., deren Samen eßbar ſind. Der Stamm wird 3—4 Fuß hoch und trägt eine Krone ſteifer Fiederblätter mit langen, lanzettlichen und dornſpitzigen, längsnervigen Fiedern. Sie wird nicht ſelten als Zierpflanze in den Gewächshäuſern Europas gezogen.

Die ſiebente Gattung Microcycas calocoma Miq. iſt ein kleines niedriges Bäumchen von der Inſel Cuba mit ſehr zahlreichen (auf jeder Seite 80), verlängert lanzettlichen Fiederblättchen.

Die meiſten Arten hat die dem warmen Amerika angehörige achte Gattung Zamia, nämlich 27. Es ſind kleine, oft kaum aus der Erde hervorragende Bäumchen, deren dicker, oft faſt kugeliger und ſchuppiger Stamm ſelten mehrere Schuh Höhe erreicht. Ihre Blattfiedern ſind am Grunde deutlich eingelenkt und von linearer, lanzettlicher, länglicher bis eiförmiger Geſtalt, ſpitz oder ſtumpf. Die obere Hälfte der Fiedern iſt oft mehr oder weniger entfernt gezähnt und die Blättchen auch nie ſo ſteif, als bei anderen Gattungen. Die Zamien bewohnen vorzüglich die weſtindiſchen Inſeln, Mexiko, einige Arten (Z. integrifolia Ait. und Z. pumila L.) gehen ſogar bis Florida und Carolina nördlich bis zum 35. Breitengrade; ihre ſüdliche Grenze iſt nicht genau bekannt.

Sie lieben felſigen Boden und ſteigen an der Küſte des ſtillen Meeres in Mexiko bis zu 5000′ ſowohl auf Lava, Baſalt als Kalk. Zamia pygmaea wurde in den Savannen des Staates Vera Cruz häufig unter den hohen Gräſern gefunden.

Der erſte, welcher eine Zamia beobachtete, ſcheint Johann Lerio geweſen zu ſein, welcher unter dem Namen Ayri wahrſcheinlich nach Sprengel's Meinung Z. furfuracea Rit. verſtand, welche bei Vera Cruz und in Weſtindien nicht ſelten iſt. (Histoire d' un voyage fait au Brésil. 1576) Ueber die Einführung der Z. debilis Willd. berichtet Commelyn folgendes: „Im Jahre 1690 gab mir Wundarzt Batenburg Samen dieſer Pflanze, die er aus Hiſpaniola (Hayti) mitgebracht hatte, die ich ausſäte. Aus dem Boden kommen 7—8 Blätter, zwiſchen denen eine röthliche Frucht theilweiſe aus der Erde hervorragt, und theilweiſe in ihr verborgen iſt. Sie iſt aus vielen jujubaartigen Früchten, einem Maiskolben (? frumenti peruviani ad exemplum) ähnlich zuſammengeſetzt, welche vom angenehmſten Geſchmacke ſind.“ Die

Digitized by Google

Zamien wurden von den alten Botanikern meiſt als Palma prunifera, pflaumentragende Palme, mit mehreren unterſcheidenden Beiworten beſchrieben. Auch von Z. pumila L. in Weſtindien, Florida und Carolina werden die Beeren genannten Früchte gegeſſen. Z. spartea DC. wird im ſüdlichen Mexiko bei Acayuca, Verapa, Chimalapi als Gegengift gegen Schlangenbiß angewendet. In der Provinz do Maynas alto des öſtlichen Peru wächſt Zamia Pöppigiana Mart. & Eichl. mit dünnem, klafterlangem, an der Spitze ſich aufrichtendem Stamme und ſichelförmigen zugeſpitzten Blättchen auf umgefallenen Bäumen faſt paraſitiſch. Z. Boliviana Brongn. reicht in den Campos der braſilianiſchen Provinz Matto groſſo vielleicht am weiteſten nach Süden.

Wenig verſchieden iſt die neunte Gattung Ceratozamia Brongn. mit lanzettlichen, oft ſichelförmig gekrümmten und ſpitzen Fiederblättchen. Die 6 bekannten Arten wachſen ſämmtlich in Mexiko.

Das Vaterland der letzten und zehnten Gattung Lepidozamia Perofskyana Regel iſt unbekannt; ſie wurde vielleicht aus Mexiko eingeführt. Die Blätter weichen wenig ab von Macrozamia Denisonii Ch. Moore. Vielleicht ein Dioon.

Das wären in Kürze alle Gattungen der in der Jetztzeit ſo weit über den Erdball zerſtreuten Familie der Cycadeen, welche man nach der Geſtalt ihrer Zapfenſchuppen und der Knoſpenlage ihrer ſich entwickelnden Blätter gebildet hat. Ihrem ganzen Weſen nach ſtehen ſie unter den Pflanzenformen der Jetztwelt ſo fremdartig da, daß die Ermittlung ihrer ſyſtematiſchen Stellung ſogar Gegenſtand von Preisaufgaben werden mußte. Durch ihr Spitzenwachsthum, ihren einfachen ſäulenförmigen Stamm mit ſtärkmehlreichem Marke, ihre Fiederblätter und ganze Tracht ſchließen ſie ſich den Palmen. durch ihre in mehreren Gattungen ſchneckenförmig eingerollte Blattknoſpenlage den Farnen, durch die Tüpfelzellen ihres Holzes, weniger durch die keine Jahresringe bildenden Faſerbündel desſelben, dann durch ihre auf der Innenſeite der Zapfenſchuppen aufſitzenden Staubbeutel und Eichen den Zapfenbäumen oder Coniferen an. Der männliche Blütenſtand mancher Zamien gleicht oft vollkommen dem Fruchtſtande eines Schachtelhalmes in vergrößertem Maßſtabe.

Unſere Zapfenpalmen ſterben aus überhohem Alter aus, haben wie die ſchachtelhalmartigen Caſuarinenbäume Auſtraliens und der Sundainſeln meiſt einen ſehr kleinen Verbreitungsbezirk und eine geringe Fähigkeit ſich fortzupflanzen. Einzelne Arten ſind höchſt wahrſcheinlich in der jüngſten geſchichtlichen Zeit ausgeſtorben. Zamia tennis Willd. wurde

Digitized by Google

von den Bahama-Inſeln nach Europa gebracht, ſpäter aber nie wieder in ihrem Vaterlande aufgefunden, obſchon man eine Zamia nicht leicht überſehen kann. Ebenſo ſtammt Zamia Loddigesii Miq. ohne Zweifel von Caracas, wurde aber daſelbſt nicht wieder geſehen. Viele Zamien ſind nur noch in wenigen Individuen vorhanden und noch vereinzelter kommen die Encephalartos-Arten vor. So haben die Arten, wie die Individuen eine ihnen zugemeſſene Lebenszeit und müſſen anderen lebenskräftigeren Formen Platz machen.

Der Sternſchnuppenfall am 27. November.

Gewiß erinnern ſich die Leſer dieſer Zeitſchrift noch der abergläubiſchen Furcht, welche der für den 10. Auguſt d. J. angekündigte Weltuntergang vielen ängſtlichen Gemüthern eingeflößt hat. Ein Komet, ſo ſagte man, auf die immer ſo ſicher eintreffenden Berechnungen der Aſtronomen ſich beziehend, mit aller Beſtimmtheit voraus, werde mit unſerer Erde zuſammenſtoßen, dieſen unſern ſchönen Wohnplatz in eitle Trümmer zerberſten und ihm ſo jämmerlich den Garaus machen. — Den älteren unſerer Leſer wird es aber auch noch erinnerlich ſein, daß gleiche Vorherſagung und gleiche Furcht ſchon öfter aufgetaucht war und immer war es einer der Kometen, dieſer geſetz- und regellos am Himmel umherſtreifenden Vagabunden der Sternenwelt, dem eine ſo unerhört grobe Gewaltthat zugemuthet ward, wie dieſe Geſellen ja auch für Peſt, Krieg und anderes Unheil verantwortlich gemacht werden.

Wir ſelbſt erinnern uns aus unſerer frühen Jugend, daß für das Jahr 1832 ein ſolcher Zuſammenſtoß vorausgeſagt und lange vorher von allen Leuten, ſelbſt von unſerm Profeſſor als nicht aller Wahrſcheinlichkeit entbehrend, mit allen ſeinen möglichen und unmöglichen Folgen beſprochen wurde. Es wurde nemlich in der That berechnet, daß der von Biela entdeckte und nach ihm benannte Biela'ſche Komet im Jahre 1832 die Bahn der Erde zu einer Zeit kreuzen, wo dieſe ſelbſt in der Nähe des Kreuzungspunktes ſich befinden werde. Nun, die Aufregung war unbegründet, der Komet ging ganz harmlos an der Erde vorüber und ward auch 1839 wieder in unſerer Erdnähe eben ſo harmlos geſehen. Bei ſeiner nächſten Wiederkunft 1846 überraſchte er durch ein bis dahin unerhörtes Phänomen,

Digitized by Google

durch eine Theilung in zwei Himmelskörper, die in deutlicher Wechſelwirkung nahe in der urſprünglichen Bahn einhergingen. In gleicher Doppelgeſtalt war er auch 1852 wieder erſchienen, aber ſeitdem nicht wieder geſehen worden, obſchon er 1859, 1866 und 1872 nach der Berechnung ſich wieder hätte zeigen ſollen.

Seitdem hat man, unterſtützt durch andere Fortſchritte der Wiſſenſchaft, über die Natur und Bewegung dieſer ſeltſamen Himmelskörper erfolgreiche Studien gemacht, die Spektralanalyſe machte die Annahme eines gasförmigen Zuſtandes derſelben unſicher, ſo daß, nachdem man indeß auch über Meteor- und Sternſchnuppen neuere Anſchauungen gewonnen hatte, Schiaparelli in Mailand den Zuſammenhang zwiſchen Kometen und Sternſchnuppen nachweiſen konnte.

Prof. E. Weiß führte die erſte umfaſſende Arbeit dieſer Art in einer Abhandlung durch, die er der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien 1868 überreichte.

Nach den Ergebniſſen dieſer ſchönen Unterſuchungen bilden ſich die Kometen durch Anhäufen und Zuſammenballen von im Weltraum zahllos umherirrenden kleinen Weltkörperchen, die ſo zu einem Balle angehäuft in der Nähe der Sonne ſichtbar werden, aber doch noch zwiſchen ſich hindurch größere Sterne ſehen laſſen, wie man ja auch durch einen Mückenſchwarm, Gitter, Nebel ꝛc. helle Gegenſtände ſieht. Unerklärt, wie ſie ſich durch Anhäufung der Meteoriten bilden, löſen ſie ſich wieder in zerſtreute Haufen ſolcher auf; dieſe wandeln aber noch lange unſichtbar die Bahn der Kometen, und wenn die Erde in ihren Bereich kommt, ſo werden die Meteoriten, da ſie mit raſender Geſchwindigkeit unter Licht- und wohl auch Wärmeentwicklung durch den Luftkreis der Erde fliegen, als fallende Sternſchnuppen ſichtbar.

Demgemäß iſt immer, wenn die Erde die Bahnen ſolcher aufgelöſter Kometen kreuzt, reicher Sternſchnuppenfall zu erwarten, wie denn auch die bekannten Meteorſtröme vom 10. Auguſt und 13. November zu dem Kometen 1862 III und 1866 I gehörig ſind. Zu den intereſſanten Reſultaten der Unterſuchung des P. Weiß gehört auch die Zuſammengehörigkeit des eben erwähnten Biela'ſchen Kometen mit Sternſchnuppenfällen, die man in mehreren Jahren zu der Zeit beobachtete, wo dieſer Komet erſcheinen und der Erde nahe kommen ſollte. Da nun auch heuer der Komet Biela oder ſeine Trümmer durch den niederſteigenden Knoten gegangen waren, ſo durfte man auch heuer, wenn die Erde jene Punkte ihrer Bahn erreichte, die der geweſene Komet in ſeinen Trümmern einige

Digitized by Google

Zeit früher paſſirt hatte, dort noch eine größere Anhäufung derſelben, alſo reichlichen Sternſchnuppenfall erwarten. Die prachtvolle Erſcheinung der Nacht vom 27. November hat dieſe Erwartung weit übertroffen. Wir haben bereits darüber berichtet.

Alſo nicht mehr vor Peſt und Weltende dürfen wir abergläubiſche Furcht hegen, wenn uns die Aſtronomen das Nahekommen eines Kometen verkünden, ſondern mit großer reiner Freude dürfen wir eine nächtliche Himmelserſcheinung erwarten, wie ſie ſo großartig und ergreifend die Phantaſie uns zu malen außer Stande iſt.

Witterung in Kärnten.

Sommer und Herbſt 1872.

Im Juni war in Klagenfurt die Luftwärme um 1·6° zu klein, der Niederſchlag um 50 mm. zu groß und 6 Gewittertage mehr als normal, nur in 8 der letzten 60 Jahre war er noch kälter, in 10 derſelben noch regneriſcher. — So war er auch im übrigen Kärnten kalt, regen- und gewitterreich; doch waren die Niederſchläge im öſtlichen und nördlichen Theil größer (St. Paul 122, Micheldorf 106, Sachſenburg 116) als in den Kalkalpen (Seifnitz 86, Tropelach 90, Kornat 95), auch fiel dort öfter bei Gewittern Hagel (St. Kanzian, Tiffen 3 Mal).

Der Juli war in ſeiner Wärme normal, im Regen aber um 79 mm. unter, an Gewittertagen um 6 über dem normalen Mittel, ſo daß ſeit 1812 nur der Juli 1839 noch trockener war; gewitterreich war er in ganz Kärnten, regenarm aber nur im Nordoſt (St. Paul 75 mm., St. Kanzian 70, Hüttenberg 81, Micheldorf 62), dagegen im Gegenſatze zur Regenvertheilung des Juni in den Kalkalpen, ziemlich reich an Niederſchlag (Raibl 167, Pontafel 226, Tröpelach 158, Kornat 136).

Der Auguſt war um 1° zu kalt und hatte um 34 mm. zu viel Regen, der Regen war im Lande ziemlich gleichmäßig vertheilt. Im Ganzen war der Sommer mehr kühl und regneriſch; da der Regen aber nie lange dauerte, war er der Vegetation und dem Getreide- und Wieſenbau günſtig. Hagelwetter waren viele und hie und da auch ſehr ſchädigende.

Digitized by Google

Der **September** war bis zum 20. außerordentlich ſchön und warm mit kleinen Gewittern; am 20. Wetterſturz mit Gewitter und Schnee bis 4000′, am 26. ſich wiederholend mit Nordoſtſturm und ſtarkem Schneefall bis in die Ebene. Die Temperatur ſtieg von 8 bis 5 überall ſelbſt am Obir auf 20° und Goldzeche 11°, in Klagenfurt 26·8, Villach 28, Pontafel 28, Sachſenburg 28°, und fiel nach dem Wetterſturz am 27. überall auf nahe 0°, am Luſchariberg —1, Obir —5, Goldzech —6.

Der **Oktober** war bei vorherrſchend ſüdweſtlicher Luftſtrömung warm, ziemlich trüb und regneriſch. In Klagenfurt war die Luftwärme um 1·3 über der normalen und fiel nie auf 0, was nur in neun der letzten 28 Jahre der Fall war. Der Niederſchlag war in Klagenfurt um 23 mm. über dem Normalen, und in Kärnten höchſt merkwürdig vertheilt, wie folgende Ueberſicht zeigt:

In den Centralalpen:		Nahe der Drau:		In den Kalkalpen:	
St. Paul	79 mm.	St. Kanzian	114	Saifnitz	301
Eberſtein	57 „	Klagenfurt	121	Raibl	491
Hüttenberg	60 „	Villach	153	Tröpelach	342
Micheldorf	65 „	Sachſenburg	235	Kornat	334
St. Peter	128 „	Berg	254	Pontafel	419

Die Niederſchläge nehmen auffällig von den Central- gegen die Kalkalpen, aber in jeder Abtheilung von Oſt nach Weſt, in welchem Sinne die Stationen geordnet ſind, dergeſtalt zu, daß der ſtärkſte Ort, Raibl, das achtfache des ſchwächſten Eberſtein hat.

Vom **November** kann man nichts gutes erwarten; war auch die Temperatur von 1·5 C. faſt normal, ſo übertrifft doch der Niederſchlag von 174 mm. den normalen um 98 mm., ſo daß nur 1851 und 1826 in Nov. noch mehr Niederſchlag fiel, dabei war auch die Schneemenge ungewöhnlich groß, und die Schneelage früh gefallen.

Die Ueberſchwemmungen in Kärnten.

Naturereigniſſe der ſeltenſten Art haben im eben verlaufenden Jahre in großer Zahl und auffallender Weiſe ſich bemerkbar gemacht. Wüthende Stürme und wilde Ausbrüche der Feuerberge, prachtvolle Nordlichter und wunderbarer Meteoritenfall, unerhörte Sturmfluthen und furchtbare Regengüſſe erfüllten nacheinander die Gemüther der Menſchen mit Angſt und Ver-

Digitized by Google

wunderung. Beſonders häufig und in verſchiedenen Gegenden ſind aber ungewöhnliche Regenfälle und in deren Folge verwüſtende Ueberſchwemmungen aufgetreten. Im Mai verheerten unerhörte Waſſerfluthen das Thal der Beraun und Moldau in Böhmen, den Sommer über richteten an vielen Orten, auch bei uns, arge Gewitterſtürme und Hagelfall vielen Schaden an; im Oktober war allgemeine Waſſernoth in Oberitalien und Frankreich, im November die entſetzliche Sturmfluth mit Waſſerverheerungen an der Oſtſee; Anfangs December aber erreichten die abnormen Niederſchläge und Waſſerfluthen auch unſer Heimatland. Sie ſind an ſich ein merkwürdiges Naturereigniß und werden in ihrer Ausdehnung und traurigen Folgen nur von denen im Jahre 1851 ſchrecklichen Andenkens übertroffen.

Die Waſſermengen, welche in den Tagen vom 1. bis 13. Dezember, und zwar meiſt als Regen vom Himmel ſtürzten, ſind ſo außerordentlich groß, daß ſie ſicher, wenigſtens für einzelne Orte, als ſäculäre Extreme gelten können. — Nach den Regenmeſſungen, welche bekanntlich angeben, wie hoch das gefallene Waſſer auf horizontalem Boden ſtehen würde, war die Regenmenge an den folgenden Orten in Millimetern (die eingeſchloſſenen Zahlen geben ſie in Zollen) folgende:

	vom 1. bis 13. Dez.		Größte in 1 Tag	
St. Paul Lavantthal	79	(2·9)	24	(0·9)
Micheldorf bei Frieſach	110	(4·0)	23	(0·8)
Klagenfurt	157	(5·8)	38	(1·4)
St. Peter am Katſchberg	222	(8·2)	43	(1·6)
Villach (Perau)	239	(8·9)	55	(2·0)
Sachſenburg	289	(10·7)	96	(3·5)
Berg bei Greifenburg	328	(12·1)	90	(3·3)
Saifnitz	408	(15·1)	115	(4·2)
Tröpolach (Gailthal)	493	(18·2)	118	(4·3)
Raibl	552	(20·4)	148	(5·5)

Wir ſehen einmal, daß die Geſammt- wie die größte Tagesregenmenge gegen Weſt und Süd bedeutend zunimmt, daß wir die kleinſte an der öſtlichſten, die größte in der ſüdweſtlichen Station Raibl haben. Hier in den Thälern der Kalkalpenkette aber ſind ſie erſchreckend groß! Wenn man erwägt, daß die mittlere Regenmenge des ganzen Jahres in Klagenfurt 36″ beträgt, ſo iſt die Menge von 20½″ (über 1½ Fuß) in 14 Tagen wahrhaft entſetzlich; am 11. war die Regenmenge in Raibl nahe ſo groß als in Klagenfurt in 14 Tagen. Nimmt man beiläufig

Digitized by Google

an, daß das Raibler- und Kaltwaſſerthal bis zu ihrer Vereinigung 1 Meile lang und ³/₄ breit ſind, ſo beträgt die Waſſermenge, welche die Schliza in der Regenperiode der Gail zuführte über 3 Millionen Kubik-Klafter.

Wie 1851 kamen die Niederſchläge in Begleitung eines heftigen Südweſtſturmes, der in der Nacht vom 2. auf den 3. mit ſtarkem Gewitter und hoher Temperatur, die auch in höhern Lagen auf 12° C. (in Klft. 15°) ſtieg, in Raibl auch noch mit Hagel hereinbrach und die Nacht über wüthete. Auch in Tröpolach war Sturm und Gewitter heftig, der Blitz ſchlug in den Kirchthurm; die Gewitter erſtreckten ſich aber nicht weit nach Nord und Oſt, waren noch in Klagenfurt, aber in Sachſenburg nur wenig, in St. Peter, Micheldorf und St. Paul gar nicht bemerkbar. Die Regen- und Schneefälle am 11. waren nur in Raibl von Gewittern begleitet.

Im Vergleiche mit den Regengüſſen in den erſten Novembertagen 1851 ſcheinen nach den damaligen noch wenig ausgedehnten Beobachtungen ſie damals in der ganzen Regenperiode nicht ſtärker als heuer, wohl aber weiter verbreitet und in der Sturmnacht vom 1. zum 2. noch intenſiver geweſen zu ſein, denn damals betrug die Regenmenge in Klagenfurt in 1 Tage über 2″.

Es iſt erklärlich, daß, da die Niederſchläge in den Kalkalpen das 5- und 6fache, ja in einzelnen Punkten das 10fache der in den Centralalpen ſind, die Folgen ſolcher abnormen Regenfälle in Ueberſchwemmungen zuerſt und am intenſivſten im Kanal- und Gailthal auftraten. So war es auch diesmal! Wohl ward von allen Orten von Ueberfluthungen der Bäche und Flüſſe berichtet, und wir hatten ſelbſt in Klagenfurt das Bild außerordentlicher Waſſermenge zu ſchauen, welche die Stadt geradezu zu einer Inſel machte und nicht ohne Schaden für Viele wieder verlief; allein es verſchwindet doch alles, was vom Gurk- und Mettnitz-, Liſer- und Möllthal berichtet wird, gegen die Verheerungen, unter denen das Gailthal zur Oſtſee ward; nur in allgemeinſten Umriſſen können wir ſie hier andeuten.

Im Kanalthale ward Saifnitz theilweiſe durch den Wildbach und ebenſo Uggowitz überſchwemmt, Pontafel nur durch die 1852 erbaute ſteinerne Wehre gerettet.

Im Leſſachthale, wo die Kultur und Wohnorte nur an den über der tief eingeſchnittenen Gail ſich erhebenden Terraſſen ſich vorfinden, wird auch nur von zerſtörten Wegen und Erdabrutſchungen berichtet; aber

ſchon in Kötſchach war große Waſſernoth; der von Norden kommende Laaſerbach wälzte, zum Strome angeſchwollen, das mit großen Koſten erbaute gemauerte Rinnſal durchbrechend, ſeine wüthenden Fluthen über Wieſen und Felder, alle Brücken zerſtörend, mitten in die Ortſchaft, wo dieſe viele Häuſer beſchädigten oder ganz zerſtörten, in denſelben und auf den Gaſſen, Wieſen und Feldern große Schotter- und Sandmaſſen ablagernd und in wildem Strom über die Straße der Gail zueilten.

Mehr oder weniger haben alle weiter abwärts in die Gail mündenden Wildbäche Verwüſtungen an Kulturland, Straßen und den anliegenden Ortſchaften angerichtet.

Die gefährlichſten und auch gefürchtetſten dieſer Wildbäche ſind aber der Dober- und der aus dem Zuſammenfluſſe des Rudnik- und Truhbaches ſich bildende Oſſelitzenbach, die beide ſchon große, letzterer einen 1000 Klafter breiten Schuttkegel in dem Thale abgelagert haben. Zwiſchen dieſen beiden und der Gail liegt das Dorf Tröpolach, das ſomit der Gefahr der Inundation beider Wildbäche ausgeſetzt iſt. In der ſchrecklichen Sturmnacht des 2. Dezembers (ſo ſchreibt der Beobachter dieſer Station, Pfarrer Truntſchnigg), in welcher das Heulen des Sturmes, ſchauerlich mit dem Rauſchen und wilden Toſen der Gewäſſer ſich mengend, nur von dem Rollen des Donners übertönt wurde, und das undurchdringliche Dunkel der Nacht nur aufzuckende nahe Blitze durchbrachen, ſah man plötzlich bei dem jähen Lichte derſelben die Fluthen des gefürchteten Wildbaches ſich ihren Weg durch das Dorf und die Häuſer bahnen; ohnmächtig gegenüber der Wuth des Elementes, war Jeder nur darauf bedacht und bemüht, in ſeinem Hauſe ſo viel als möglich zu ſchützen and retten. Wohl werden auch da gar viel Habe und Grundſtücke der armen Dorfbewohner zu Grunde gerichtet, doch nahm der Bach ſeinen Lauf ſtromabwärts der Gail und verwüſtete nun die unterhalb der Oſſelitzen an der Gail liegende Ortſchaft Watſchig. — Nicht nur die Oſſelitzen überſchwemmte die Ortſchaft und einen großen Theil ihrer Felder, ſondern die Gail ſelbſt, durch eine, wie man ſagt, ohne behördliche Genehmigung erbaute Wehre geſtaut, durchbrach den von den Bewohnern im Oktober mit vieler Mühe und Arbeit gebauten Schutzdamm, riß die Brücke weg und überfluthete die Ortſchaft mit ihren 10 Häuſern, Kirche und Schulhaus total, ſo daß dieſelben einem von toſenden Wogen umgebenen Wrake glich, indem ſie, von allen Seiten von den Waſſerfluthen umbrauſt, völlig iſolirt und erſt am 11. mühſam über die Gailbrücke einen Steg zu bauen im Stande war. Der Ort iſt aber

Digitized by Google

völlig zerſtört, die Häuſer ſind eingeſtürzt oder voll Schlamm und Schutt, die Felder angeſchwemmt oder hoch mit Schotter überdeckt.

Land und Reich mögen den Unglücklichen zu Hilfe eilen und die augenblickliche Noth der armen Thalbewohner, ſo viel als möglich zu lindern ſuchen! — aber es wird vieler Jahre bedürfen, um die Wunden vernarben zu laſſen, welche die Dezemberſtürme dem hart beſchädigten Thale ſchlugen.

Fuſulinenkalk in Kärnten.

Auf der Rückreiſe aus Tirol durch Kärnten ging Reichsgeolog H. Stache nochmals nach Tarvis, mit der Abſicht, die im Juli auf der Südſeite des Oſternig entdeckten Graptolithenſchiefer weiter zu verfolgen, welche Unterſuchung nicht ganz ohne Erfolg blieb. Es konnte das Vorkommen von Fuſulinen führenden Schichten an vier Orten nachgewieſen und dadurch die von Prof. Höfer (S. E. Sueß, über das Vorkommen von Fuſulinen in den Alpen, Verh. der k. k. geolog. Reichsanſtalt 1870, Nr. 1, p. 11) zuerſt bei Uggowitz und ſpäter von Tietze (Dr. E. Tietze, Beiträge zur Kenntniß der älteren Schichtgebilde Kärntens, Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanſtalt, Bd. 1870, 1. Heft, p. 264 ff.) auf der Strecke Auernig-Zirkelalpe bei Pontafel und in den Karawanken gemachten Funde ergänzt werden. Die Fundſtellen ſind 1. auf der Südſeite des Hauptrückens oberhalb Uggowitz, in einem dunkelrothen Kalke, 2. im Wildbachgraben auf der Nordſeite des Oſternigſattels in Blöcken eines roſenroth und weiß gefleckten Breccienkalkes, 3. bei Unterthörl in ſchwarzem korallenführenden Knollenkalk, 4. weißer Fuſulinenkalk bei Untergoggau.

Was bis jetzt über die Fuſulinenkalke Kärntens bekannt iſt, läßt ſich in folgender Weiſe zuſammenſtellen:

1. Unterer, ſchwarzer Fuſulinenkalk mit Fusulina cf. cylindrica, oder überhaupt mit vorwiegend langgeſtreckten Fuſulinenformen. Hierher der Knollenkalk von Unter-Thörl, und der ſchwarze Kalk der Gegend von Pontafel. Fraglich iſt der ſchwarze Fuſulinenkalk der Karawanken, den Tietze bei Eiſenkappel fand.

2. Oberer, weißer Fuſulinenkalk mit Fusulina robusta Mak. oder

Digitized by Google

nachſtehenden kugligen und ovalen Fuſulinenformen. Dahin gehören das Lager, aus dem der Fuſulinenkalk Höfer's ſtammt, die hellen Kalke zwiſchen Unterthörl und Goggau, ſehr wahrſcheinlich auch der roſenfarbe Fuſulinenkalk aus dem Wildbachgraben bei Vordernberg und die hellen Kalke, die in der Gegend von Pontafel zwiſchen dem ſchwarzen Fuſulinenkalke und den Dolomiten liegen.

3. Entſchieden jünger ſind die bunte Fuſulinenkalke einſchließenden Uggowitzer Kalkbreccien. Es iſt bisher keinerlei Fingerzeig gegeben, aus welchem Niveau der darin gefundene dunkelrothe Fuſulinenkalk an entſchieden ſecundärer Lagerſtätte ſtammt.

Die Fuſulinen gehören zu den Wurzelfüſſern (Rhizopoden, Foraminiferen oder Polythalamien), kleinen (0.05—3‴) nebſt Seeſchwämmen und Gitterthierchen auf der unterſten Stufe des Thierreiches ſtehenden Thierchen, welche nur aus einem Schleimklümpchen (Sarcode) beſtehen. Die meiſten beſitzen aber ſehr zierliche ſchnecken- oder ſpindelförmige, vielkammerige und durchlöcherte Kalkſchalen. Sie leben im Meere oft in ſolcher Menge, daß oft ¼ bis ½ des Küſtenſandes nur aus ihren Schalen beſteht. Es ſind ſchon weit über tauſend lebende Arten und bei anderthalbtauſend foſſile Arten bekannt, von denen ſich viele auch noch lebend vorfinden. Ihre Schalen finden ſich zwar ſchon in den älteſten, den ſiluriſchen und devoniſchen Schichten, am zahlreichſten aber in der Kreidezeit bis herab auf unſere Tage. Hieher gehören auch die Nummuliten oder verſteinerten Linſen von Guttaring, welche eine bedeutendere Größe erreichten.

Als Curioſum verdient erwähnt zu werden, das unſere Generalſtabskarte den unſchuldigen Uggowitzerbach in Uguebach umgetauft hat, ein Name der ſtark an den Verwunderungsausdruck der Rothhäute erinnert. (Verhdlgn. der k. k. geol. Reichsanſtalt, 1872, Nr. 14. S. 283 bis 287.)

Eiſen- und Bleipreiſe

im Dezember.

Auf dem Eiſenmarkt hat ſich ſeit einem Monat keine weſentliche Aenderung ergeben, nur gingen die Preiſe für ſchottiſches Eiſen nach dem im Monat vorher erlittenen Rückſchlag nimmermehr in ähnlichem Grade in die Höhe, ſondern Warrants wurden zu Glasgow um Mitte des Monates mit 92—95 Sh. per Ton notirt, nachdem ſie nochmals auf 110 Sh. geſtanden waren, gingen jedoch in der Folge wieder in die Höhe,

ſo daß am 24. Dezember 120 Sh. dafür bezahlt wurden. Rematite-Roheiſen Nr. 1 ſteht 190—192 Sh., Nr. 2 auf 182½—189 Sh. pr. Ton, d. i. zwiſchen fl. 4.58—4.80 der Zoll-Ztr. Dagegen behaupten ſich in Frankreich und Deutſchland die Eiſenpreiſe auf ihrem alten Stand; ſchottiſches Roheiſen wird zu Köln notirt mit fl. 3.60—4.20, der Zoll-Ztr., zu Berlin mit fl. 4.10 - 4.50. Die Preiſe der wohlfeilſten Roheiſenſorten, der ſchleſiſchen ſtehen ab Hütte für Kokeseiſen auf fl. 3.60—3.75, für Holzkohlenroheiſen auf fl. 3.90 bis fl. 4.10. In Deutſchland wie in Oeſterreich iſt man bemüht, alte Hochöfen wieder in Gang zu ſetzen, um der vermehrten Nachfrage zu genügen. Auf den öſterreichiſchen Hütten haben ſich die Preiſe für Eiſen auf derſelben Höhe wie im November behauptet. Für das nächſte Jahr jedoch iſt eine abermalige Erhöhung in Ausſicht. Es koſtet dann in Kärnten Holzkohlen-Roheiſen weiß und halbirt fl. 5.50, einfaches graues fl. 5.80, hochgraues Beſſemer-Roheiſen 6.30, Koaks-Roheiſen weiß und halbirt fl. 5.35, einfach graues fl. 5.60 und hochgraues fl. 6.20.

Das Blei iſt auf den auswärtigen Plätzen lebhaft begehrt, die Preiſe im Steigen; zu Köln Weichblei fl. 11.0—11.25, Hartblei fl. 11.25—12.0.

Tarnowitzer, Klausthaler und Sächſiſches zu Berlin fl. 10.88—11.38.

Getreidepreiſe vom November und Dezember 1872.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerſte	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt Nov.	6.48	3.95	3.41	1.84	2.91	3.11
„ Dez.	6.32	3.95	3.42	1.79	2.95	2.97
„ am 24. Dez.	6.34	3.91	3.—	1.—	3.—	2.94
Peſt a) Nov.	6.75	3.76	2.70	1.59	—	3.24
„ b) 1. Hälfte Dez.	6.85	3.90	2.70	1.60	—	3.20
Wiener-Neuſtadt a)	6.95	4.08	3.29	2.08	—	3.95
„ „ b)	7.05	4.15	3.30	2.10	—	3.90
Wels a)	7.08	4.39	3.10	1.71	—	4.10
„ b)	7.—	4.38	3.10	1.65	—	4.10

Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe.

1 W.-Pf.	Rindſchmalz	Butter	Speck geſelcht,	roh.	Schweinſchmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	57	65	46	40	44	7

1 Pfund Rindfleiſch 26—30 kr.; 1 Pfund Kalbfleiſch 32—40 kr.

1 Klftr. Brennholz 12" lang, hartes fl. 4.70—4.80, weiches fl. 3.50—4.—
1 „ „ 30" „ weiches fl. 5.70—5.90

1 W.-Zentner Heu, mindeſte Qualität fl. 0.80, beſte 1.32.
1 „ Stroh, „ „ „ 0.70., „ 0.85.

Silberagio: November 107.09, vom 1. — 27. Dezember 108.25.

Inhalt. Die St. Markuskirche in Wolfsberg. — Die Farn- oder Zapfenpalmen. — Der Sternſchnuppenfall am 27. November. — Witterung in Kärnten. Sommer und Herbſt 1872. — Die Ueberſchwemmungen in Kärnten. — Fuſulinenkalk in Kärnten. — Eiſen- und Bleipreiſe im Dezember. — Getreidepreiſe vom Dezember. — Klagenfurter Lebensmittel-Durchſchnittspreiſe. — Schlußwort.

Digitized by Google

Schlußwort.

Wir beenden den vorliegenden Jahrgang der Carinthia mit dem herzlichſten wärmſten Danke an die geehrten gütigen Mitarbeiter unſeres Blattes, deren fortgeſetzten, wohlwollenden Beiſtand wir demſelben erbitten. Den Gönnern und Freunden der Carinthia danken wir für Ihre freundliche Theilnahme und empfehlen ſie als ein der Vertretung vaterländiſcher wiſſenſchaftlicher Intereſſen vorzugsweiſe gewidmetes Organ Ihrer patriotiſchen Unterſtützung, auf die wir mit Zuverſicht zählen zu dürfen glauben, da wir das Fortbeſtehen der Carinthia nach vollen zweiundſechzig Jahren als eine Ehrenſache der Heimat betrachten und überzeugt ſinr, daß alle aufrichtigen Freunde des Vaterlandes dieſer Anſicht zuſtimmen.

Inhalt, Form und Umfang der Carinthia werden auch im Jahre 1873 beibehalten bleiben; unvermindert bleibt auch unſer Beſtreben, der Aufgabe unſeres Blattes: „Förderung der Vaterlandskunde, verbunden mit belehrender Unterhaltung“ — nach Kräften gerecht zu werden.

Der Pränumerations-Preis wird für P. T. Abonnenten, welche nicht Mitglieder des kärnt. Geſchichtvereines oder des hieſigen naturhiſtoriſchen Landesmuſeums ſind, auf drei Gulden ö. W. feſtgeſtellt.

Die P. T. Vereinsangehörigen, welche Mitglieder beider genannter Vereine zugleich ſind, oder zu Einem derſelben wenigſtens drei Gulden ö. W. als Jahresbeitrag zahlen, erhalten die Carinthia ohne weitere Zuzahlung; Mitglieder, die den gewöhnlichen Jahresbeitrag pr. Zwei Gulden ö. W. entrichten, können dieſelbe gegen Aufzahlung von Einem Gulden ö. W. beziehen.

Pränumerations-Erklärungen und Gelder, bitten wir, an die Direktion des einen oder anderen der zwei obgenannten Vereine einſenden zu wollen.

Die Redaction der Carinthia.

Redaction: Leodegar Canaval und M. Ritter v. Gallenſtein.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Digitized by Google

Dig[illegible] Google

Digitized by Google

Digitized by Google